

JOHN KATZENBACH DER PROFESSOR

PSYCHOTHRIILLER



KNAUR

e
BOOK

So liest man heute+



John Katzenbach
D E R P R O F E S S O R
Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von Anke und Eberhard Kreutzer

Buchnavigation

- > Buch lesen
- > Titel
- > Informationen zu John Katzenbach
- > Informationen zum Buch
- > Impressum
- > Hinweise des Verlags

Für meinen alten Freund, Bob A.

Als die Tür aufging, wusste Adrian, dass er tot war.

Der hastig abgewandte Blick, die eingezogenen Schultern, die nervösen, gehetzten Schritte, mit denen der Arzt das Zimmer durchquerte, ließen keinen Zweifel. Fragte sich also nur: Wie viel Zeit bleibt mir noch? Wie schlimm wird es werden?

Die Antworten ließen nicht lange auf sich warten.

Adrian Thomas sah zu, wie der Neurologe in den Testergebnissen blätterte, bevor er sich hinter seinem großen Eichenschreibtisch verschanzte. Der Arzt lehnte sich im Sessel zurück, beugte sich wieder vor, blickte auf und sagte endlich: »Die Untersuchungsergebnisse schließen die meisten naheliegenden Diagnosen aus ...«

Adrian hatte nichts anderes erwartet. MRT. EKG. EEG. Blut. Urin. Ultraschall. Hirnszintigramm. Eine ganze Phalanx an kognitiven Funktionstests. Inzwischen waren über neun Monate vergangen, seit er zum ersten Mal festgestellt hatte, dass er Dinge vergaß, die man sich gewöhnlich leicht merken konnte. Wie er zum Baumarkt gefahren war, wo er plötzlich vor dem Regal mit Glühbirnen stand und nicht den blassesten Schimmer hatte, was er kaufen wollte; wie er einmal in der Stadt einem alten Kollegen über den Weg gelaufen war und ihm ums Verrecken der Name nicht mehr einfiel, obwohl der Mann zwanzig Jahre lang im Dozentenzimmer nebenan gesessen hatte. Vor sechs Tagen dann hatte er abends eine geschlagene Stunde lang im Wohnzimmer ihres Hauses im westlichen Massachusetts mit seiner längst verstorbenen Frau angeregt geplaudert. Sie hatte sogar in ihrem geliebten Queen-Anne-Sessel mit dem Paisley-Bezug vor dem Kamin gesessen.

Als ihm schließlich dämmerte, was gerade geschehen war, hatte er nicht geglaubt, dass ein Computerausdruck oder eine Farbfotografie von seiner Gehirnstruktur diese Dinge sichtbar machen würde. Trotzdem hatte er sich pflichtbewusst einen Notfalltermin bei seinem Internisten geben lassen, der ihn unverzüglich an den Facharzt weiterverwies. Dort beantwortete er geduldig jede Frage, ließ sich abtasten, stupsen und röntgen.

Als seine tote Frau wieder verschwunden war und er zu seinem Entsetzen erkannte, was passiert war, hatte er den Schluss gezogen, dass er auf dem besten Wege war, verrückt zu werden – eine laienhafte, undifferenzierte Bezeichnung für Psychose oder Schizophrenie. Andererseits hatte er sich nicht verrückt gefühlt. In Wahrheit hatte er sich sogar recht gut gefühlt, als sei es völlig normal, stundenlang mit einem Menschen zu reden, der seit drei Jahren tot war. Sie hatten sich über seine zunehmende Einsamkeit unterhalten, darüber, weshalb er nach ihrem Tod und nach seiner Emeritierung auf einmal angefangen hatte, an der Uni unentgeltlich Seminare abzuhalten. Sie hatten über die neuesten Filme, über interessante Bücher diskutiert und darüber gesprochen, ob sie sich dieses Jahr im Juni ein paar Wochen Auszeit auf Cape Cod gönnen sollten.

Noch während er dem Neurologen gegenüber saß, kam ihm der Gedanke, dass es ein schrecklicher Fehler gewesen war, die Halluzinationen auch nur eine Sekunde lang für ein Krankheitssymptom zu halten. Er hätte von Anfang an erkennen sollen, dass sie ein Segen waren. Er war nunmehr ganz allein, und es wäre doch angenehm, sein Leben für die Spanne, die ihm auf Erden noch blieb, wieder mit Menschen zu bevölkern, die er einmal geliebt hatte, ob sie nun existierten oder nicht.

»Ihre Symptome deuten darauf hin ...«

Er wollte gar nicht hören, was der Arzt ihm zu sagen hatte, der ihn mit einem gequälten Ausdruck ansah und der viel jünger war als er selbst. Irgendwie war es unfair, von einem so jungen Mann gesagt zu bekommen, dass man todkrank war. Das hätte allenfalls einem grauhaarigen Gott in Weiß zugestanden, in dessen müder, sonorer Stimme die Erfahrung eines langen Berufslebens mitschwang, und nicht diesem Grünschnabel mit der Fistelstimme, der unbehaglich auf seinem Sessel wippte.

Er hasste das sterile, hell erleuchtete Sprechzimmer mit seinen gerahmten Diplomen und den Bücherregalen, in denen die medizinische Fachliteratur bestimmt nur zur Zierde stand. Der Mann war der Typ, der sich die nötigen Informationen schnell und bequem auf dem Computer oder einem Blackberry besorgte. Adrian blickte an dem Doktor vorbei aus dem Fenster und sah, wie sich auf den belaubten Zweigen einer Weide eine Krähe niederließ. Es schien, als würde der Arzt seinen Sermon in einer fernen Welt herunterleiern, an der er von diesem Moment an kaum noch Anteil hatte. Einen kleinen Anteil vielleicht. Einen unmaßgeblichen Anteil. Eine Sekunde lang stellte er sich vor, dass er lieber der Krähe zuhören sollte, und plötzlich stellte er schockiert und verwirrt fest, dass er für einen Augenblick dachte, es sei die Krähe, die ihm diesen Vortrag hielt. Da das eher unwahrscheinlich war, senkte er den Blick und zwang sich, dem Doktor zuzuhören.

»... Es tut mir leid, Professor Thomas«, sagte der Neurologe zögernd. Er wählte seine Worte mit Bedacht. »Aber ich glaube, Sie leiden in fortgeschrittenem Stadium an einer relativ seltenen Krankheit namens Lewy-Körper-Demenz. Sagt

Ihnen das was?«

Vage, ja. Er hatte den Begriff schon ein-, zweimal gehört, wenn ihm auch nicht gleich einfiel, wo. Vielleicht hatte ihn einer der Kollegen am Psychologischen Institut der Universität einmal verwendet, um ein Forschungsprojekt zu begründen oder sich über ein Förderantragsverfahren zu beklagen. Er schüttelte trotzdem den Kopf. Besser, er hörte die ungeschminkte Wahrheit von einem Experten auf diesem Gebiet, auch wenn der Arzt viel zu jung war. Die Worte flogen ihm wie Schutt nach einer Explosion um die Ohren und rieselten wie Trümmerstaub auf die Schreibtischplatte: Stetig. Fortschreitend. Rapide Verschlechterung. Halluzinationen. Kontrollverlust der Körperfunktionen. Verlust des kritischen Denkvermögens. Verlust des Kurzzeitgedächtnisses. Verlust des Langzeitgedächtnisses.

Und schließlich das Todesurteil: »Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber typischerweise gehen wir von fünf bis sieben Jahren aus. Vielleicht. Und ich glaube, dass Sie ...« – der Arzt legte eine Pause ein und blickte auf seine Notizen, bevor er fortfuhr – »... bereits seit mindestens einem Jahr an dieser Krankheit leiden, somit wäre dies die maximale Lebenserwartung. In den meisten Fällen schreitet die Krankheit bedeutend schneller fort ...«

Nach kurzem Zögern folgte ein serviles »Wenn Sie eine zweite Meinung einholen wollen ...«.

Wieso, fragte Adrian sich, sollte er eine schlechte Nachricht zweimal hören wollen?

Und dann ein weiterer und einigermaßen vorhersehbarer Schlag: »... Die Krankheit ist nicht heilbar. Es gibt Medikamente, die einige der Symptome lindern können – Alzheimer-Mittel, atypische Antipsychotika, um die Trugbilder und Wahnvorstellungen zu behandeln –, doch garantieren können wir nichts, und oft bringen sie keine signifikante Besserung mit sich. Doch man sollte es damit probieren, um zu sehen, ob sie die Funktionen für eine gewisse Zeit aufrechterhalten ...«

Adrian wartete eine kleine Pause ab, bevor er sagte: »Aber ich fühle mich nicht krank.«

Der Neurologe nickte. »Auch das ist leider typisch. Für einen Mann Mitte sechzig sind Sie in einer ausgezeichneten körperlichen Verfassung. Sie haben das Herz eines viel jüngeren Mannes ...«

»Viel Sport und Joggen ...«

»Nun, das ist gut.«

»Demnach bin ich gesund genug, um bei meinem eigenen Verfall zuzusehen? Wie von einem Ringplatz bei meinem eigenen K. o.?«

Der Neurologe ließ sich mit der Antwort Zeit. »Ja ...«, sagte er schließlich. »Aus einigen Studien können wir den Schluss ziehen, dass möglichst viel geistige Betätigung in Kombination mit einem körperlich aktiven Alltag sowie Sport die Wirkung auf die Stirnlappen, in denen die Krankheit lokalisiert ist, teilweise verzögern können.«

Adrian nickte. Das wusste er. Ebenso wie er wusste, dass die Stirnlappen für Entscheidungsprozesse zuständig sind und für die Fähigkeit, die Welt zu begreifen. Die Stirnlappen waren mehr oder weniger der Teil seines Gehirns, der ihn zu dem gemacht hatte, der er war, und der ihn jetzt zu einem vollkommen anderen und wahrscheinlich nicht wiederzuerkennenden Menschen machen würde. Von einem Moment zum anderen rechnete er nicht mehr damit, noch lange Adrian Thomas zu sein.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn, und er hörte dem Neurologen nicht länger zu, bis die Frage in sein Bewusstsein drang: »Haben Sie zu Hause Hilfe? Frau? Kinder? Andere Angehörige? Es wird nicht lange dauern, bis Sie auf eine gute Versorgung angewiesen sind. Danach werden Sie in eine Pflegeeinrichtung wechseln müssen. Ich würde möglichst bald mit diesen Menschen sprechen. Ihnen begreiflich machen, was Ihnen bevorsteht ...« Während er das sagte, griff der Arzt nach einem Rezeptblock und machte sich zügig daran, reihenweise Medikamente aufzuschreiben.

Adrian lächelte. »Ich habe alle Hilfe, die ich brauchen werde, zu Hause.«

Die Neun-Millimeter-Halbautomatik Mister Ruger, dachte er. Die Waffe befand sich in der obersten Nachttischschublade neben seinem Bett. Das Dreizehn-Schuss-Magazin war zwar voll, doch ihm würde eine Kugel genügen.

Der Arzt sagte noch einiges über häusliche Krankenpflege und Versicherungsbeiträge, über Vollmachten und Patientenverfügungen, längere Krankenhausaufenthalte und die Notwendigkeit, alle seine künftigen Arzttermine einzuhalten, seine Medikamente zu nehmen – auch wenn sie den Krankheitsverlauf kaum beeinflussen würden, könnten sie ja immerhin ein wenig helfen. Adrian erkannte, dass er den weiteren Ausführungen des Arztes keine Beachtung mehr zu schenken brauchte.

Eingebettet in die Parzellen ehemaliger landwirtschaftlicher Flächen am Rande von Adrians kleiner Universitätsstadt, auf denen exklusive herrschaftliche Wohnsitze entstanden waren, befand sich ein Naturschutzgebiet mit einem Wildpark, der sich über einen bescheidenen Hügel erstreckte – von den Bewohnern als Berg bezeichnet, kam er in Wahrheit eher einer topographischen Bodenwelle gleich.

Zum Mount Pollux wand sich ein Wanderweg hinauf, der zunächst durch den Wald und dann zu einer Lichtung führte, wo man einen prächtigen Ausblick über das Tal hatte. Es hatte ihn schon immer gestört, dass es neben dem Mount Pollux nicht auch noch einen Mount Castor gab, und er hatte sich gefragt, wer dem Hügel einen so hochtrabenden Namen gegeben hatte. Irgendein aufgeblasener Akademiker vermutlich, ein Mitglied der Fakultät vor zweihundert Jahren, als sie

den Studenten am College in schwarzem Zwirn und gestärktem weißem Kragen die klassische Bildung eintrichterten. Doch trotz des fragwürdigen Namens und des allzu ehrenvollen Titels »Mount« war ihm dieser Ort im Lauf der Jahre ans Herz gewachsen. Es war ein stilles Fleckchen Erde, das die Hunde der Umgebung liebten, weil sie hier ohne Leine toben durften, und das er selber mochte, weil er hier mit seinen Gedanken allein sein konnte.

Er stellte seinen alten Volvo in einer Parkbucht am unteren Ende des Weges ab und machte sich zu Fuß an den vertrauten Aufstieg. Normalerweise hätte er bei dem aufgeweichten Boden Wanderstiefel getragen, und ihm war bewusst, dass er wahrscheinlich nicht weit kommen würde, ohne seine Schuhe zu ruinieren, doch er sagte sich, dass er sich darum jetzt keine Gedanken mehr zu machen brauchte.

Der Nachmittag ging bereits zur Neige, und es zog ihm kalt den Rücken hoch. Er war für einen Spaziergang nicht richtig angezogen, und mit der Abenddämmerung schwebte ein letzter Winterhauch über die Wälder von Neuengland. Neben seinen durchnässten Schuhen ignorierte er auch die Kälte.

Auf dem Pfad begegnete er keiner Menschenseele. Keine Golden Retriever, die auf einer Spur durchs Unterholz schossen. Nur Adrian mit stetigem Schritt. Er war dankbar für die Einsamkeit. Ihm kam der seltsame Gedanke, dass er womöglich bei einer zufälligen Begegnung einem wildfremden Menschen erzählen würde: »Ich habe eine Krankheit, von der Sie noch nie gehört haben und an der ich sterben werde, nur dass sie mich bis dahin langsam, aber sicher lahmlegt.« Mit Krebs oder einer Herzerkrankung, dachte er, blieb man, während es einen umbrachte, zumindest der Mensch, der man war. Er empfand Wut und hätte am liebsten um sich geschlagen, doch stattdessen marschierte er einfach nur weiter den Hügel hinauf. Er horchte auf seinen Atem. Der war regelmäßig. Normal. Kein bisschen angestrengt. Ein gequältes Röcheln wäre ihm bedeutend lieber gewesen, irgendetwas, das ihm sagte, es gehe mit ihm zu Ende.

Bis zum Gipfel, wenn man es so nennen wollte, brauchte er ungefähr eine halbe Stunde. Eine Hügelkette im Westen streifte das letzte Sonnenlicht, und er setzte sich auf eine große Moräne aus Schiefergestein und starrte ins Tal. Die ersten Zeichen des Neuengland-Frühlings waren schon deutlich zu erkennen. Er sah die ersten Blumen, vor allem gelbe und violette Krokusse, die aus der feuchten Erde gekrochen waren, erste grüne Blattknospen bedeckten die Zweige der Bäume wie ein Dreitagebart. Über ihm formierte sich ein Schwarm kanadischer Wildgänse auf dem Flug nach Norden zu einem langgestreckten V. Ihr heiseres Schreien hallte vom blassblauen Himmel wider. Das alles war so normal, dass er sich ein wenig albern vorkam, weil das, was in ihm vor sich ging, mit dem Rest der Welt nicht im Einklang war.

In der Ferne konnte er die Türme der Kirche im Zentrum des Universitätscampus erkennen. Das Baseballteam würde im Schlagtunnel trainieren, weil das Feld noch unter einer Plane steckte. Nicht weit davon hatte er sein Dozentenzimmer gehabt und – wenn er um diese Jahreszeit nachmittags das Fenster öffnete – das ferne Geräusch eines Schlägers am Ball gehört. So wie ein Rotkehlchen, das irgendwo in einem Innenhof der Colleges nach einem Wurm scharrete, war es für ihn nach einem langen Winter stets ein willkommenener Frühlingsbote gewesen.

Adrian holte tief Luft. »Geh nach Hause«, befahl er sich laut und vernehmlich. »Erschieß dich, solange all diese Dinge, die dir Freude bereitet haben, noch real sind. Denn die Krankheit nimmt sie dir weg.«

Er hatte sich immer zugutegehalten, ein entschlossener Mensch zu sein, und so passte es zu seinem Naturell, durch Selbstmord einen klaren Schlussstrich zu ziehen. Er suchte nach Argumenten für einen Aufschub, doch ihm fielen keine ein. Vielleicht, überlegte er, bleibst du einfach hier. Es war eine schöne Stelle. Einer seiner Lieblingsorte. Ein guter Ort zum Sterben. Er fragte sich, ob es im Lauf der Nacht kalt genug würde zum Erfrieren. Er bezweifelte es. Eher würde er wohl nur stundenlang frösteln und husten und dann den Sonnenaufgang erleben, was peinlich wäre, auch wenn er der einzige Mensch auf der Welt wäre, für den der Anblick des Sonnenaufgangs eine Niederlage bedeutete.

Adrian schüttelte den Kopf. Sieh dich um, dachte er. Was es wert ist, behalte im Gedächtnis. Das Übrige vergiss. Er betrachtete seine Schuhe. Sie waren lehmverkrustet und durchnässt, und er wunderte sich, dass sich seine Zehen nicht klamm anfühlten.

Bringen wir's hinter uns, beharrte er. Adrian stand auf und klopfte sich den Schieferstaub von der Hose. Er sah, wie die Schatten durch die Bäume und das Unterholz sickerten und der Pfad den Hügel hinab mit jeder Minute, die verstrich, dunkler wurde.

Er warf einen letzten Blick ins Tal. Da habe ich unterrichtet. Dort drüben haben wir gewohnt. Er wünschte sich, bis zu dem Loft in New York sehen zu können, in dem er seine Frau kennengelernt und sich in sie verliebt hatte. Er wünschte sich, all die Stellen noch einmal zu sehen, an denen er aufgewachsen war. Er wünschte sich, die Rue Madeleine in Paris und das Bistro an der Ecke zu sehen, in dem er in seinen Freisemestern mit seiner Frau den Frühstückskaffee getrunken hatte, oder das Hotel Savoy in Berlin, wo sie in der Marlene-Dietrich-Suite logierten, als ihn das Institut für Psychologie zu einem Vortrag eingeladen hatte, und wo sie ihr einziges Kind zeugten. Er blickte angestrengt nach Osten, zu dem Haus am Cape, in dem er seit seiner Jugend viele Sommer verbracht hatte, und zu den Stränden, an denen er gelernt hatte, dem Streifenbarsch Fliegen auszuwerfen, oder auch zu den hiesigen Forellenbächen, in denen er zwischen uralten Kieselsteinen im sprudelnden, gurgelnden Wasser gewatet war.

Eine Menge, was mir entgeht, räumte er ein. Nichts zu machen. Er kehrte all dem, was er sehen oder auch nicht sehen konnte, den Rücken und machte sich auf den Weg zurück. In der einsetzenden Dunkelheit wurde der Abstieg

beschwerlich.

Nicht mehr weit von seinem Haus entfernt, fuhr er auf einer Querstraße langsam zwischen den Reihen bescheidener Einfamiliendomizile entlang, weißen, schindelverkleideten Bauten, in denen eine bunte Mischung aus Universitätsdozenten, Versicherungsangestellten, Zahnärzten, freiberuflichen Textern, Yogalehrern und Life-Coachs lebten, als er das Mädchen auf dem Bürgersteig entdeckte.

Er hätte sie kaum beachtet, wäre ihm nicht ihr entschlossener Schritt ins Auge gefallen. Sie schien genau zu wissen, was sie wollte. Sie hatte aschblondes Haar, das sie unter ihre leuchtend rosa Kappe der Boston Red Sox geschoben hatte, und ihr dunkler Parka war ebenso wie die Jeans an mehreren Stellen aufgerissen. Ungewöhnlich war ihr Rucksack, der prall mit Kleidern vollgestopft schien. Zuerst nahm er an, dass sie mit dem letzten Bus, der die zum Nachsitzen verdonnerten Kinder nach Hause brachte, aus der Highschool gekommen war und nun noch ein kleines Stück nach Hause lief. Doch an ihrem Rucksack baumelte ein großer Teddybär, und er konnte sich nicht erklären, wieso jemand ein Kinderspielzeug in die Highschool mitnehmen sollte. Sie hätte sich damit unweigerlich zum Gespött gemacht.

Als er langsam an ihr vorbeifuhr, warf er einen Blick auf ihr Gesicht. Sie war jung, fast noch ein Kind, dachte er, doch sie hatte diese besondere Schönheit, die Kinder an der Schwelle zum Erwachsenenalter besitzen. War sie fünfzehn? Sechzehn? Er konnte das Alter von Kindern nicht mehr sicher schätzen.

Sie blickte grimmig geradeaus. Seinen Wagen schien sie nicht einmal zu bemerken.

Adrian bog in seine Einfahrt ein, blieb jedoch hinter dem Lenkrad sitzen. Das Mädchen legte eine Entschlossenheit an den Tag, die einen besonderen Grund haben musste. Dieser Ausdruck nahm ihn gefangen und weckte seine Neugier. Als sie mit forschem Schritt zur nächsten Straßenecke lief, schaute er ihr im Rückspiegel hinterher.

Dann sah er etwas, das in dieser ruhigen, entschieden normalen Wohngegend ein wenig aus dem Rahmen fiel. Ein weißer Kleintransporter, so etwas wie ein Lieferwagen, aber ohne das Firmenlogo eines Elektriker- oder Malerbetriebs, fuhr langsam in seine Straße. Am Lenkrad saß eine Frau und auf der Beifahrerseite ein Mann. Das überraschte ihn. Es hätte andersherum sein müssen, doch dann machte er sich bewusst, dass er nur einem sexistischen Klischee aufsaß. Er beobachtete, wie der Lieferwagen das Tempo drosselte, als verfolgte er das Mädchen auf dem Bürgersteig.

Plötzlich hielt der Wagen an und verstellte Adrian den Blick auf das Mädchen. Es verging ein kurzer Moment, dann fuhr der Transporter plötzlich an und raste um die Ecke. Der Motor heulte auf, und die Hinterräder drehten durch. In dieser friedlichen Umgebung wirkte das Manöver unangemessen gefährlich, und so versuchte er, einen Blick auf das Nummernschild zu erhaschen, bevor es in das letzte Dämmerlicht vor Einbruch der Dunkelheit verschwand.

Er sah auf den Bürgersteig. Das Mädchen war verschwunden.

Doch auf der Straße lag die rosafarbene Baseballkappe.

Jennifer Riggins drehte sich nicht sofort um, als der Lieferwagen neben ihr heranfuhr. Sie hatte nichts anderes im Sinn, als zügig zu der Bushaltestelle zu kommen, die ungefähr achthundert Meter weiter an der nächsten Hauptstraße lag. Nach ihrem ausgeklügelten Fluchtplan würde sie der Linienbus ins Stadtzentrum bringen, von wo aus sie mit einem anderen Bus bis zu einem größeren Bahnhof in Springfield etwa dreißig Kilometer weiter fahren würde. Von dort aus konnte sie überallhin. In ihrer Jeanstasche hatte sie über 300 Dollar, die sie sich langsam, aber sicher aus der Handtasche ihrer Mutter oder der Brieftasche des Freundes ihrer Mutter zusammengeklaut hatte. Sie hatte sich damit Zeit gelassen, das Geld im Lauf der letzten vier Wochen gestohlen und in einer Schachtel in einer Schublade unter ihrer Wäsche versteckt. Sie hatte nie so viel auf einmal entwendet, dass es aufgefallen wäre, nur kleine Beträge, die übersehen wurden.

Sie hatte es sich zum Ziel gemacht, genug Geld zusammenzubekommen, um damit nach New York oder Nashville, vielleicht sogar bis nach Miami oder L. A. zu kommen, und hatte sich bei ihrem letzten Diebstahl am frühen Morgen mit einem Zwanziger und drei Ein-Dollar-Scheinen begnügt, dann aber auch noch die Visa-Karte ihrer Mutter dazugenommen. Bis jetzt war sie sich noch nicht sicher, wohin sie wollte. Hoffentlich irgendwohin, wo es warm war, Hauptsache, weit weg und in eine Gegend, die ganz anders war. Darum kreisten ihre Gedanken, als der Lieferwagen neben ihr heranfuhr und hielt. Ich kann gehen, wohin ich will ...

Der Mann auf dem Beifahrersitz sagte: »Hey, Miss ... kennen Sie sich hier aus?«

Sie blieb stehen und drehte sich zu dem Mann im Transporter um. Spontan fiel ihr auf, dass er sich am Morgen nicht rasiert hatte und dass seine Stimme für eine so normale Frage seltsam hoch und aufgeregt klang. Außerdem war sie ein wenig gereizt, weil sie sich nur ungern aufhalten ließ. Sie wollte nur schnell von zu Hause, aus dieser spießigen Gegend und der langweiligen kleinen Universitätsstadt weg, außerdem von ihrer Mutter und deren Freund, von der Art, wie er sie ansah, und den Sachen, die er machte, wenn sie alleine waren, weg von ihrer schrecklichen Schule, von ihren Klassenkameraden, die sie hasste und die jeden Tag der Woche über sie ablästerten.

Sie wollte an diesem Abend möglichst bald in einem Bus sitzen und irgendwohin fahren, denn sie wusste, dass ihre Mutter bis ungefähr neun oder zehn Uhr sämtliche Nummern angerufen hätte, die ihr einfielen, und danach vermutlich wie bereits bei früherer Gelegenheit die Polizei verständigt hätte. Jennifer wusste, dass es dann am Busbahnhof in Springfield von Bullen nur so wimmeln würde, also musste sie dort bereits weg sein, bevor die Freunde und Helfer auf den Plan gerufen wurden. All diese Überlegungen schossen ihr durch den Kopf, als sie auf die Frage des Mannes reagierte.

»Worum geht's?«, fragte sie zurück.

Der Mann lächelte. Da stimmt was nicht, dachte sie. Wieso lächelt der?

Zuerst rechnete sie damit, dass der Mann eine irgendwie anzügliche Bemerkung machen würde, etwas Sexistisches, Beleidigendes oder Herablassendes wie: Hi, Süße, wie wär's mit uns beiden? Irgend so eine sabbernde Gemeinheit. Ihr lag schon eine Antwort auf der Zunge, er solle sich zum Teufel scheren oder etwas in der Art, um dann einfach weiterzugehen, als sie hinter dem Mann eine Frau auf dem Fahrersitz entdeckte. Die Frau trug eine Strickmütze, und obwohl sie jung war, lag in ihren Augen ein barscher, steinharter Ausdruck, den Jennifer noch bei keinem Menschen gesehen hatte und der ihr augenblicklich Angst einjagte. Die Frau hatte eine kleine Videokamera in der Hand. Sie war auf Jennifer gerichtet.

Die Antwort des Mannes auf ihre Frage verwirrte sie. Sie hatte damit gerechnet, dass er nach einer Adresse in ihrem Viertel suchte oder nach dem direktesten Weg auf die Route 9, doch er sagte: »Um dich.« Was wollten die von ihr? Niemand wusste von ihrem Plan. Noch konnte ihre Mutter die irreführende Nachricht, die sie mit dem Magneten an der Kühlschrankschranktür befestigt hatte, nicht gelesen haben. Und so zögerte sie genau die Sekunde, in der sie, so schnell sie konnte, hätte wegrennen oder aber laut um Hilfe rufen sollen.

Die Tür des Lieferwagens flog auf. Der Mann sprang vom Beifahrersitz. Er bewegte sich so schnell, wie sie es niemals für möglich gehalten hätte.

»Hey!«, sagte Jennifer. Zumindest glaubte sie später, dass sie hey gesagt hatte, auch wenn sie es nicht beschwören konnte.

Der Mann hatte ihr so fest ins Gesicht geschlagen, dass sie ins Wanken geriet. Der Schmerz explodierte in ihren Augen und schoss ihr durch den ganzen Körper. Ihr wurde schwindelig, alles drehte sich, und sie merkte, wie sie ohnmächtig wurde. Als sie zurücktaumelte und zusammensackte, packte er sie an der Schulter, damit sie nicht zu Boden fiel. Sie hatte weiche Knie, Schulter und Rücken fühlten sich wie Gummi an. Sie war vollkommen kraftlos.

Wie durch einen Nebelschleier nahm sie wahr, dass sich die Tür öffnete und der Mann sie ins Heck des Wagens schob.

Sie hörte, wie die Tür mit einem Knall zufiel. Als der Wagen mit hoher Geschwindigkeit in die Kurve ging, wurde sie auf die stählerne Ladefläche geworfen. Sie spürte das Gewicht des Mannes, der sie niederdrückte. Sie bekam kaum noch Luft, und vor Angst war ihr die Kehle wie zugeschnürt. Sie wusste nicht, ob sie versuchte, sich zu wehren oder herauszuwinden, sie wusste auch nicht, ob sie schrie oder weinte, denn in ihrem benommenen Zustand bekam sie alles nur noch wie von ferne mit.

Als es plötzlich schwarz um sie wurde, schnappte sie nach Luft und dachte, sie fiel in Ohnmacht, doch dann wurde ihr klar, dass der Mann ihr einen schwarzen Kissenbezug über den Kopf gezogen hatte und sie selbst die winzige Welt des Lieferwagens nicht mehr sehen konnte. Sie schmeckte Blut an den Lippen, ihr drehte sich immer noch der Kopf, und sie wusste nur, dass gerade etwas viel Schlimmeres mit ihr passierte als alles, was sie bis dahin kannte.

Ein Gestank drang durch den Kissenbezug, ein starker Ölgeruch vom Boden des Lieferwagens; dazu der süßliche Schweißgeruch von dem Mann, der sie niederdrückte. Irgendwo tief in ihrem Innern wusste sie, dass sie starke Schmerzen hatte, auch wenn sie nicht genau ausmachen konnte, wo. Sie versuchte, die Arme und Beine zu bewegen, doch wie ein Hund, der im Traum Karnickel jagt, zuckte sie nur hilflos in der Luft. Sie hörte, wie der Mann flüsterte: »Nein, das lassen wir schön sein.« Und dann explodierte es noch einmal auf ihrem Kopf und hinter ihren Augen. Das Letzte, was sie mitbekam, waren die Worte der Frau. »Bring sie nicht um, verdammt noch mal ...«

Er hielt die rosa Kappe so behutsam wie ein Lebewesen und drehte sie um. An der Innenseite der Krempe stand in Tinte der Name Jennifer, gefolgt von einer grinsenden Ente und den Worten ist cool, als beantworteten sie eine Frage. Kein Nachname, keine Telefonnummer, keine Adresse.

Adrian saß auf seinem Bett. Neben ihm lag im scharfen Kontrast zu der bunten Patchwork-Decke, die seine Frau kurz vor ihrem Unfall auf einem Trödelmarkt erstanden hatte, seine Ruger Neunmillimeter. Im ganzen Schlafzimmer hatte er Fotos von seiner Frau und seiner Familie ausgebreitet, um sie sich ansehen zu können, während er sich wappnete. In seinem kleinen heimischen Arbeitszimmer, in dem er früher über seinen Vorlesungen und Stundenplänen gebrütet hatte, lag jetzt der Ausdruck eines Wikipedia-Artikels über Lewy-Körper-Demenz, den er an den ärztlichen Befund der Neurologenpraxis getackert hatte.

Blieb nur noch der Abschiedsbrief – etwas tief Empfundenes und Poetisches. Er hatte schon sein Leben lang ein Faible für Poesie gehabt und immer mal wieder eigene Verse geschmiedet. Er besaß ganze Regalwände voll mit Anthologien, von der Moderne bis zur Antike, von Paul Muldoon und James Tate bis zu Ovid und Catull. Vor ein paar Jahren hatte er ein Bändchen mit seinen eigenen Gedichten, Liebeslieder und Wahn, im Selbstverlag herausgegeben. Nicht dass er sie wirklich für gut hielt. Er liebte es einfach, sie zu schreiben, sei es im Freivers oder gereimt, und er hatte das Gefühl, dass sie ihm in diesem Moment helfen könnten – Poesie statt Bravour. Einen Moment war er abgelenkt. Er überlegte, wo er ein Exemplar seines Buchs aufbewahrte. Es gehörte, fand er, zusammen mit den Bildern und der Waffe aufs Bett. Dann wäre für denjenigen, der nach seinem Selbstmord am Ort des Geschehens eintreffen würde, alles vollkommen klar. Er erinnerte sich daran, dass er, unmittelbar bevor er abdrücken würde, den Notruf wählen und einen Schuss in seinem Haus melden sollte. Auf diese Weise würden binnen weniger Minuten dienstfertige Polizisten erscheinen. Er wusste, dass er die Haustür einladend offen stehen lassen sollte. Mit solchen Vorsichtsmaßnahmen würde er verhindern, dass Wochen vergingen, bevor jemand seine Leiche fand. Keine Verwesung. Kein Geruch. Alles so sauber und ordentlich wie möglich. Gegen die Blutspritzer konnte er nun mal nichts machen.

Einen Moment kam ihm der Gedanke, ein Gedicht über sein Vorhaben zu schreiben: Von eigener Hand aus letzter Hand. Kein schlechter Titel, fand er.

Adrian wippte vor und zurück, als könnte die Bewegung Gedanken freisetzen, die in irgendwelchen dunklen Nischen in seinem Kopf feststeckten, zu denen er keinen Zugang mehr hatte. Möglicherweise gab es ein paar Angelegenheiten, die er vor seinem Selbstmord noch erledigen sollte – die eine oder andere vergessene Rechnung bezahlen, die Heizung und den Wasserboiler abschalten, die Garage zuschließen, den Müll hinaustragen. Er ertappte sich dabei, im Kopf eine kleine Erledigungsliste durchzugehen wie der typische Vorstadtbewohner am Samstagmorgen. Ihm kam der seltsame Gedanke, dass er mehr Angst davor hatte, mit seinem Tod anderen ein Durcheinander zu hinterlassen, als davor, sich tatsächlich umzubringen.

Das Durcheinander des Todes. Mehr als einmal war er derjenige gewesen, der es zu beseitigen hatte. Erinnerungen liefen gegen seine organisatorischen Überlegungen Sturm. Er kämpfte gegen die traurigen Bilder an, die ihm durch den Kopf geisterten, und konzentrierte sich mit aller Macht auf die Fotos, die ihn auf dem Bett und in den Bilderrahmen auf dem Tisch umgaben. Eltern, Bruder, Frau und Sohn: Komme gleich, dachte er. Schwester in der Ferne, Nichten, Freunde, Kollegen. Bis später dann. Es kam ihm vor, als spräche er mit den Menschen, die ihm da entgegenlächelten und -grinsten: glückliche Momente bei Barbecues, Hochzeiten und Urlaubsreisen – alle auf Zelluloid gebannt.

Er sah sich um. Die anderen Erinnerungen würden gleich für immer verschwinden. Die schrecklichen Zeiten, die es in seinem Leben viel zu oft gegeben hatte. Drück ab, und das ist alles vorbei. Er senkte den Blick und stellte fest, dass er immer noch die rosafarbene Kappe in Händen hielt.

Er wollte sie gerade weglegen und gegen die Waffe tauschen, hielt jedoch plötzlich inne.

Das wird die Leute verwirren, dachte er. Irgendein Polizist wird sich fragen: Was zum Teufel wollte der Mann mit einer rosafarbenen Red-Sox-Kappe? Das könnte sie unnötigerweise auf eine falsche Fährte locken und sie auf den Gedanken bringen, sie hätten es mit irgendeinem unerklärlichen Mord zu tun. Er hob die Kappe direkt in Augenhöhe, so wie man ein Juwel ans Licht hält, um darin die Unvollkommenheiten zu sehen.

Der grobe Baumwollstoff fühlte sich warm an. Er strich mit dem Finger das B entlang. Die rosa Farbe war ein wenig verblasst und das Schweißband ausgefranst. Das konnte nur passiert sein, weil das blonde Mädchen sie oft getragen hatte, besonders im Winter, anstelle einer wärmeren Skimütze vielleicht. Die Kappe war, aus unerfindlichen Gründen, ein äußerst beliebtes Kleidungsstück.

Was besagte, dass die Eigentümerin sie nicht einfach so am Straßenrand liegen gelassen hätte.

Adrian holte tief Luft und ging noch einmal alles genau durch, was er gesehen und mitbekommen hatte. Er wendete

jeden Eindruck vor seinem geistigen Auge hin und her so wie die Baseballkappe mit den Händen: Das Mädchen mit der entschlossenen Miene. Die Frau am Steuer. Der Mann an ihrer Seite. Das kurze Zögern, als sie neben dem Teenager hielten. Das schnelle Anfahren und Verschwinden. Die zurückgebliebene Kappe. Was war passiert?

Flucht? Ausbruch? Vielleicht war es eine von diesen Sekten- oder Drogeninterventionen, bei denen die selbsternannten Helfer über ihre Zielperson herfallen, um dann in einem billigen Hotelzimmer ihre Tiraden gegen sie loszulassen, bis das arme junge Ding sich bekehrt oder einer Sucht schuldig bekennt.

Er glaubte nicht, dass er so etwas beobachtet hatte.

Er befahl sich: Geh noch einmal alles durch. Jede Einzelheit, bevor du alles vergessen hast. Denn er hatte Angst, dass alles, woran er sich erinnerte, und alles, was er daraus abgeleitet hatte, sich in kürzester Zeit in nichts auflöste wie der Frühnebel in der Sonne.

Er stand auf, trat an eine Kommode und fand einen Stift sowie ein kleines, in Leder gebundenes Notizbuch. Gewöhnlich hatte er die dicken, eleganten weißen Seiten zu Notizen für Gedichte verwendet, den einen oder anderen Gedanken, eine Wortgruppe notiert oder auch Reime, die sich später weiterentwickeln ließen. Er hatte das Buch von seiner Frau bekommen, und wenn er die glatte Oberfläche berührte, erinnerte es ihn an sie.

Also ließ er noch einmal alles Revue passieren und schrieb diesmal auf ein leeres Blatt ein paar Gedächtnisstützen: Das Mädchen ... Sie hatte nur geradeaus geblickt, und er glaubte nicht, dass sie ihn auch nur gesehen hatte, als er an ihr vorbeifuhr. Sie hatte einen Plan, so viel stand fest, allein schon nach ihrer Blickrichtung und ihrem Schrittempo zu urteilen – und der hatte alles andere ausgeblendet.

Die Frau und der Mann ... Er war in seine Einfahrt abgebogen, bevor der weiße Lieferwagen heranfuhr, auch daran gab es keinen Zweifel. Hatten sie ihn in seinem Wagen bemerkt? Nein. Unwahrscheinlich.

Das kurze Zögern ... Sie waren dem Mädchen gefolgt, und sei es auch nur ein paar Meter weit. Das war offensichtlich. Es hatte so gewirkt, als ob sie das Mädchen taxierten. Was war danach wohl passiert? Haben sie miteinander gesprochen? Haben sie dem Mädchen angeboten, einzusteigen? Vielleicht kannten sie sich, und es handelte sich nur um die gutgemeinte Einladung, sie ein Stück mitzunehmen. Nicht mehr und nicht weniger. Nein, dafür fuhren sie viel zu schnell weg.

Was genau hatte er gesehen, als sie um die Ecke bogen? Ein Kennzeichen von Massachusetts: QE2D. Er schrieb es auf. Er versuchte, sich die anderen beiden Ziffern ins Gedächtnis zu rufen, doch vergeblich. Umso deutlicher erinnerte er sich an das Aufheulen des Motors und das Quietschen der Reifen, als der Transporter losfuhr.

Und dann blieb die Kappe liegen.

Er hatte Mühe, das Wort Entführung zu Ende zu denken, und als er es doch tat, sagte er sich, dass dieser Schluss einfach nur abwegig sei. Da, wo er lebte, herrschten Vernunft, Bildung und Logik, außerdem ein ausgeprägter Sinn für Kunst und Schönheit. Seine Welt prägten Institutionen, an denen Wissen vermittelt wurde. Entführung – dieses hässliche Wort gehörte in dunklere Regionen und hatte in seiner Wohngegend keinen Platz.

Sicher, insgeheim taten sich wohl auch in den stillen Reihen gepflegter Vorstadthäuser hier und da moralische Abgründe auf – häusliche Gewalt, Fremdgehen, Drogenmissbrauch an der Highschool, Alkohol und ausschweifende Partys.

Vielleicht hinterzogen manche Steuern oder betrieben fragwürdige Geschäfte – solche Dinge hätten ihn hinter der gutbürgerlichen Fassade nicht weiter verwundert. Doch er konnte sich nicht erinnern, in dieser Gegend je einen Schuss gehört zu haben. Selbst Blaurotlicht hatte er auf den umliegenden Straßen noch nie blinken gesehen.

Diese Dinge passierten anderswo. Sie gehörten in die Abendnachrichten, in die Live-Berichte aus den nahe gelegenen Metropolen, sie füllten die Schlagzeilen der Tageszeitung.

Adrian betrachtete die Ruger Automatik. Die Hinterlassenschaft seines Bruders.

Niemand wusste, dass er sie jetzt besaß. Die befreundeten Kollegen an der Fakultät wären zutiefst schockiert, wenn sie wüssten, dass er im Besitz dieser Waffe war. Eine hässliche Waffe, mit der nicht zu spaßen war und die kein Hehl daraus machte, wozu sie diente. Er hatte sie nie angemeldet, schließlich war er weder Jäger noch Mitglied der nationalen Schusswaffenvereinigung. Für die Cowboy-Mentalität, wonach der Besitz einer Waffe zum Recht auf Selbstverteidigung gehört, hatte er nur Verachtung übrig. Er war sich ziemlich sicher, dass seine Frau über die Jahre vergessen hatte, dass sich die Ruger noch im Haus befand, falls sie es überhaupt je mitbekommen hatte. Er hatte nie mit ihr darüber gesprochen, nicht einmal, als sie nach ihrem Unfall tapfer durchhielt, obwohl ihre Blicke keinen Zweifel daran ließen, dass sie sich nach Erlösung sehnte.

Hätte er den Mut gehabt, dachte er, hätte er ihr den Wunsch mit der Ruger erfüllen können. Jetzt stand er vor derselben Frage, und er wusste, dass es feige von ihm war, sich so davonzustehlen. Wäre es, wenn er sich den Lauf an die Schläfe setzte oder in den Mund hielt und abdrückte, erst der zweite Schuss, der je mit diesem Revolver abgefeuert wurde? Seine schwarze, metallische Oberfläche schien herzlos. Das Ding fühlte sich schwer und eiskalt an, als er es auf der flachen Hand wog.

Adrian ließ die Automatik aufs Bett fallen und drehte sich zu der Kappe um. Sie meldete sich in diesem Moment genauso laut zu Wort wie die Ruger. Er kam sich vor, als steckte er mitten in einer Auseinandersetzung zwischen zwei leblosen Gegenständen, die sich darüber stritten, was er machen sollte.

Er holte tief Luft und dachte nach. Plötzlich war es im Zimmer merkwürdig still, als hätten seine Selbstmordpläne einen höllischen Lärm gemacht, der abrupt verstummt war. Das Mindeste, was er tun konnte, überlegte er, war ein kurzer Anruf bei der Polizei. Das schien die Kappe von ihm zu verlangen.

Er griff zum Telefon und wählte den Notruf. Es entbehrte nicht der Ironie, dass er zuerst wegen einer Fremden anrief, um wenig später eine Meldung in eigener Sache durchzugeben.

»Polizei, Feuerwehr, Rettungsdienst. Was für einen Notfall haben Sie zu melden?«

»Es ist kein Notfall im strengen Sinne«, sagte Adrian. Er legte Wert darauf, dass seine Stimme nicht zitterte und verriet, dass er sich seit seinem Besuch beim Neurologen vor wenigen Stunden plötzlich wie ein alter Mann vorkam. Er wollte energisch und geistesgegenwärtig klingen. »Ich rufe an, weil ich einen Vorfall beobachtet habe, der möglicherweise für die Polizei von Interesse ist.«

»Was für einen Vorfall?«

Er versuchte, sich die Person am anderen Ende der Leitung vorzustellen. Der Mann in der Einsatzzentrale hatte es sich offenbar zu eigen gemacht, die Worte einzeln zu betonen, um Missverständnisse auszuschließen. Sein Ton war professionell ungerührt und sachlich, als käme jeder Satz, den er zu sagen hatte, im steifen Uniformkragen daher.

»Ich habe einen weißen Kleintransporter gesehen ... Da war dieses junge Mädchen, Jennifer, das steht innen an ihrer Kappe, aber ich kenne sie nicht, auch wenn sie hier irgendwo in der Nähe wohnen muss. Eben ist sie noch da, und im nächsten Moment ist sie verschwunden ...«

Adrian hätte sich ohrfeigen können. All seine Vorsätze, vernünftig und dynamisch zu klingen, hatten sich in einer Flut abgehackter, schlecht formulierter, voreiliger Beschreibungen aufgelöst. War das schon die Krankheit, die seine Sprachfähigkeit in Mitleidenschaft zog?

»Ja, Sir. Und was genau glauben Sie, beobachtet zu haben?«

Es piepste in der Leitung. Er wurde auf Band aufgenommen. »Haben Sie eine Vermisstenmeldung zu einer Jugendlichen in der Gegend von Hills?«, fragte er.

»Derzeit keine. Jedenfalls nicht von heute«, antwortete der Mann in der Einsatzzentrale.

»Nichts?«

»Nein, Sir. Es war in der ganzen Stadt ein ausgesprochen ruhiger Nachmittag. Ich werde Ihre Meldung aufnehmen und an das Kriminalkommissariat weiterreichen, für den Fall, dass später noch was reinkommt. Die werden sich dann, falls nötig, mit Ihnen in Verbindung setzen.«

»Vermutlich habe ich mich getäuscht«, sagte Adrian. Er legte auf, bevor der Mann Zeit hatte, ihn nach seinem Namen und seiner Anschrift zu fragen.

Adrian sah auf und blickte aus dem Fenster. Es war Nacht geworden, und in der ganzen Straße gingen die Lichter an. Zeit fürs Abendessen, dachte er. Zeit für die Familie. Man redete über die Ereignisse des Tages, bei der Arbeit, in der Schule. Alles ganz normal und vorhersehbar. Plötzlich platzte er mit einer Frage heraus, die in dem kleinen Schlafzimmer widerhallte, als hätte er sie über eine Schlucht gebrüllt. »Was soll ich tun? Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Aber natürlich weißt du das, Schatz«, entgegnete seine Frau auf dem Ehebett neben ihm.

Der Anruf kam erst kurz vor 23 Uhr herein, als Detective Terri Collins gerade ernsthaft überlegte, ins Bett zu gehen. Ihre beiden Kinder schliefen bereits in ihrem Zimmer – nach den Hausaufgaben und der Gutenachtgeschichte, wie es sich gehört. Sie hatte gerade noch einmal nach ihnen gesehen, indem sie die Tür einen Spaltbreit öffnete und sich im matten Licht, das aus dem Flur auf ihre Gesichter fiel, davon überzeugen konnte, dass sie fest schliefen. Keine Albträume. Gleichmäßiger Atem. Nicht einmal ein Schniefen, das eine Erkältung ankündigte. Sie wusste aus der Selbsthilfegruppe, die sie gelegentlich besuchte, dass manche alleinerziehenden Eltern sich von ihren schlafenden Kindern nur mühsam losreißen konnten. Es war, als ob sich all das Unheil, das diese Situation heraufbeschworen hatte, um diese Zeit ungezügelter austoben konnte, so dass sie die Stunden, die dringend für Ruhe und Entspannung benötigt wurden, mit Ungewissheit, Sorgen und Ängsten vergeudeteten.

Doch an diesem Abend war alles in Ordnung und vollkommen normal. Sie ließ die Tür angelehnt und tappte gerade zum Badezimmer, als in der Küche das Telefon klingelte. Auf ihrem Weg zum Apparat sah sie auf die Wanduhr. Um diese Zeit muss es was Ernstes sein, dachte sie.

Es war der Nachtdienst der Notrufzentrale im Polizeipräsidium. »Detective, ich habe hier eine sehr beunruhigte Frau auf der anderen Leitung. Ich glaube, Sie hatten früher schon mit Anrufen von ihr zu tun. Offenbar geht es um eine Ausreißerin ...«

Detective Terri Collins wusste sofort, um wen es sich handelte. Vielleicht ist Jennifer ja diesmal tatsächlich abgehauen, dachte sie. Doch das war unprofessionell, und »abgehauen« war eine wenig einfühlsame Floskel dafür, dass ein Teenager die gewohnten Schrecken gegen andere und möglicherweise schlimmere tauschte.

»Bitte warten Sie einen Augenblick«, sagte Terri. Sie wechselte mühelos von der Mutterrolle zu der der Kommissarin. Es gehörte zu ihren Stärken, dass sie die verschiedenen Bereiche ihres Lebens säuberlich voneinander trennen konnte. Allzu viele Jahre allzu großer Turbulenzen hatten bei ihr das dringende Bedürfnis nach geordneten, geregelten Verhältnissen geweckt.

Sie schaltete den Beamten der Leitstelle in die Warteschleife, während sie eine zweite Nummer wählte, die auf einer Liste neben dem Küchentelefon stand. Zu den wenigen Vorteilen der Erfahrungen, die hinter ihr lagen, gehörte es, dass sie über ein Netzwerk an potenziellen Helfern verfügte. »Hallo, Laurie, ich bin's, Terri. Es tut mir wahnsinnig leid, dich um diese Zeit zu behelligen, aber ...«

»Du wirst zu einem Fall gerufen, und ich soll auf die Kinder aufpassen?« Es schwang unverkennbar Freude in der Frage ihrer Freundin mit.

»Ja.«

»Bin gleich da. Kein Problem, mach ich gerne. Was meinst du, wie lange es ungefähr dauert?« Terri schmunzelte. Laurie litt wie kaum ein anderer an Schlaflosigkeit, und Terri wusste, dass es sie insgeheim freute, mitten in der Nacht gerufen zu werden, besonders, um auf Kinder aufzupassen, nachdem ihre eigenen erwachsen und weggezogen waren. Es gab ihr die Möglichkeit, etwas anderes zu tun, als sich sinnlos bis in die tiefe Nacht Kabelfernsehen reinzuziehen oder ängstlich in ihrem dunklen Haus hin und her zu laufen und über all das, was in ihrem Leben schiefgelaufen war, Selbstgespräche zu führen. Und das Thema war, wie Terri wusste, ein abendfüllendes Programm.

»Schwer zu sagen. Mindestens ein paar Stunden, eher länger, möglicherweise die ganze Nacht.«

»Dann bring ich die Zahnbürste mit«, antwortete Laurie.

Terri drückte auf die Warteschleifetaste und meldete sich wieder bei der Polizeileitstelle. »Sagen Sie Mrs. Riggins, dass ich in ungefähr einer halben Stunde bei ihr bin, um mit ihr zu reden. Sind schon uniformierte Polizisten da?«

»Unterwegs.«

»Geben Sie ihnen Bescheid, dass ich in Kürze dort bin. Sie sollten schon mal erste Zeugenaussagen aufnehmen, damit wir den zeitlichen Ablauf rekonstruieren können. Außerdem sollten sie versuchen, Mrs. Riggins zu beruhigen.« Allerdings bezweifelte Terri, dass ihnen das gelingen würde.

»Verstanden«, sagte der Beamte und trennte die Leitung.

Laurie würde es in einer halben Stunde zu ihr schaffen. Terri mochte die Vorstellung, dass ihre Freundin ein fester Bestandteil jeder Ermittlung oder jedes Tatorts war, zu denen Terri gerufen wurde, nicht weniger wichtig als ein Kriminaltechniker oder Fingerabdruckexperte. Es war eine harmlose kleine Phantasievorstellung. Sie kehrte ins Bad zurück, spritzte sich ein wenig Wasser ins Gesicht und bürstete sich das Haar. So spät es auch war, wollte sie inmitten der verzweifelten Panik, die ihr gleich entgegenschlagen würde, frisch, gepflegt und außerordentlich kompetent erscheinen.

Es war dunkel auf der Straße, und in den Häusern brannten nur noch wenige Lichter, als Terri durch das Viertel von Mrs. Riggins fuhr. Das einzige Haus, in dem auf den ersten Blick noch jemand wach zu sein schien, war dasjenige, zu dem sie gerufen worden war. Das Licht an der Eingangsveranda schien hell, und Terri sah, dass sich im Wohnzimmer Gestalten bewegten. Ein Streifenwagen parkte in der Einfahrt, doch die Einsatzbeamten hatten das Blaurotlicht ausgelassen, so dass sich der Wagen unauffällig unter die anderen Fahrzeuge mischte, die auf den morgendlichen Exodus zur Arbeit oder zur Schule warteten.

Terri fuhr in ihrem zerbeulten, sechs Jahre alten Kleinwagen vor. Sie blieb einen Moment sitzen, um tief durchzuatmen, dann nahm sie ihre Umhängetasche mit Mikrokassettengerät und Notizbuch. Sie heftete ihre Dienstmarke an den Riemen der Tasche. Ihre Halbautomatik befand sich im Holster auf dem Sitz neben ihr. Nachdem sie sich noch einmal vergewissert hatte, dass sie gesichert und die Patronenkammer leer war, befestigte sie die Waffe am Gürtel ihrer Jeans. Sie trat in die Nacht hinaus und lief über den Rasen zum Haus.

Sie hatte diese Fahrt im Lauf der letzten anderthalb Jahre schon zweimal gemacht. Ihr Atem bildete weiße Wolken. Es war kälter geworden, allerdings nur so viel, dass man sich in Neuengland die Jacke ein bisschen enger zog und vielleicht den Kragen hochschlug. Es war eine klare, nächtliche Kälte, nichts im Vergleich zum strengen Winterfrost, eigentlich nur eine eindeutige Warnung, dass der Frühling zwar gelegentlich versuchte durchzudringen, aber noch nicht ganz angekommen war.

Terri wünschte sich, sie wäre erst kurz drüben am Revier vorbeigefahren und hätte in ihrem Vier-Personen-Kommissariat ihre Akte über die Familie Riggins gezogen, auch wenn sie zuversichtlich war, dass sie jede Einzelheit und jede Notiz in diesen Berichten im Gedächtnis abgespeichert hatte. Sie hasste das Gefühl, in einen Tatort hineinzumarschieren, der in Wahrheit etwas ganz anderes war, als es der erste Anschein nahelegte. Eine minderjährige Ausreißerin, so würde sie es fürs Dezernat formulieren, und so würde das Kommissariat den Fall auch behandeln. Sie wusste genau, was für Schritte sie unternehmen musste und welche Vorgehensweise für einen solchen Fall von Verschwinden in den Dienstvorschriften stand. Sie hatte sogar eine vage Ahnung vom wahrscheinlichen Ausgang des Falls.

Doch das war nur die Spitze des Eisbergs, rief sie sich ins Gedächtnis. Es gab einen tieferen Grund dafür, dass Jennifer beharrlich versuchte wegzulaufen, und es stand zu vermuten, dass sich hinter ihrem unbeirrbaren Wunsch, von zu Hause wegzukommen, ein dunkles Geheimnis verbarg, vielleicht das eigentliche Verbrechen in diesem Fall. Terri hegte einfach nur wenig Hoffnung, dass sie es je ans Licht bringen würde, egal, wie viele Aussagen von der Mutter oder ihrem Freund sie aufnahm oder wie hart sie an dem Fall arbeitete. Sie hasste den Gedanken, sich mit diesem verlogenen Spiel zu arrangieren.

Auf den Eingangsstufen zögerte sie. Einen Moment dachte sie an ihre eigenen beiden Kinder, die zu Hause fest schliefen und gar nicht gemerkt hatten, dass sie nicht mit geöffneter Tür in ihrem kleinen Schlafzimmer am Ende des Flurs lag und eine gedimmte Lampe anhatte, um sofort aufzuspringen, falls sie irgendwelche seltsamen Geräusche hörte. Sie waren noch so klein, dass der Kummer und die Sorgen, die sie ihr einmal machen würden – denn wer blieb schon davon verschont –, noch in weiter Ferne lagen.

Jennifer war da um einiges weiter. In so mancher Hinsicht weiter, musste Terri denken. Wie einen letzten Schluck Wasser aus einem Glas trank sie noch einmal die Nachtluft. Sie klopfte einmal, öffnete dann selbst die Tür und trat rasch in den kleinen Flur. An der Wand neben der Treppe zu den Schlafzimmern im Obergeschoss hing, wie sie sich erinnerte, ein Foto der neunjährigen Jennifer mit rosa Schleife im sorgfältig frisierten Haar. Das Mädchen hatte eine niedliche Lücke zwischen den Schneidezähnen. Es war die Art Fotos, die Eltern liebten und Teenager hassten, weil es beide an dieselbe Zeit erinnerte, die verschiedene Linsen auf unterschiedliche Weise verzerrten.

Links sah sie im Wohnzimmer Mary Riggins und Scott West, ihren Freund, auf der Sofakante hocken. Scott hatte Mary den Arm locker um die Schulter gelegt, und er hielt ihre Hand. In einem Aschenbecher auf einem Beistelltisch mit Softdrinkdosen und halbleeren Kaffeetassen brannten Zigaretten. Ein wenig unbehaglich hielten sich zwei uniformierte Beamte im Hintergrund. Bei dem einen handelte es sich um den Sergeant der Spätschicht, bei dem anderen um einen zweiundzwanzigjährigen Neuling, der erst seit einem Monat dabei war. Sie nickte ihnen zu und registrierte den unauffälligen Blick des Sergeants zur Decke, als Mary Riggins losschluchzte: »Sie hat es wieder getan, Detective ...«, und Sturzbäche folgen ließ.

Terri wandte sich der Mutter zu. Sie hatte geweint, ihr Make-up verteilte sich in schwarzen Striemen über ihre Wangen, so dass sie ein wenig an Halloween erinnerte. Ihre Augen waren verquollen, und sie sah viel älter aus, als sie war.

Tränen waren für Frauen im mittleren Alter immer eine heikle Angelegenheit – sie förderten im Handumdrehen all die Jahre zutage, die sie mit aller Macht zu verbergen suchten.

Statt irgendwelche weiteren Erklärungen abzugeben, drehte sich Mary Riggins einfach nur zur Seite und vergrub den Kopf an der Schulter von Liebhaber Scott. Er war ein wenig älter als sie und sah mit seinem grauen Haar selbst in Jeans und verwaschenem, rotkariertem Arbeitshemd distinktiert aus. Er arbeitete als New-Age-Therapeut und spezialisierte sich auf die holistische Behandlung einer ganzen Bandbreite an psychiatrischen Erkrankungen. Seine Praxis florierte in akademischen Kreisen, die für neue Techniken etwa so offen waren wie Menschen, die sich von einer Diät in die andere stürzen. Er fuhr ein leuchtend rotes Mazda-Sportcabrio und war oft sogar im Winter, wenn auch in Parka und

Holzfällermütze, mit offenem Verdeck zu sehen, was irgendwie die Grenze von der Exzentrik zur Fahrlässigkeit überschritt.

Die städtische Polizei war mit Scott West und seiner Arbeit bestens vertraut; er und sein Mazda handelten sich mit verlässlicher Regelmäßigkeit Knöllchen wegen Geschwindigkeitsübertretung ein, und bei mehr als einer Gelegenheit musste sich die Polizei mit den wenig erfreulichen Folgen seiner eigensinnigen Heilungsmethoden befassen. Mehrere Selbstmorde. Eine Pattsituation mit einem messerschwingenden paranoiden Schizophrenen, dem er geraten hatte, das ihm verschriebene Haldol durch Johanniskraut zu ersetzen.

Terri stufte sich als nüchterne Pragmatikerin ein, die sich vom gesunden Menschenverstand leiten ließ und Klartext redete. Wenn sie dem einen oder anderen damit gelegentlich unfreundlich erschien, dann konnte sie damit leben. Sie hatte in ihrem Leben genügend Leidenschaft und Exzentrik und Irrwitz hinter sich, um Ordnung und Regeln zu schätzen, weil die sie vor Schlimmerem bewahrten.

Scott beugte sich vor. Er sprach im routinierten Habitus des Therapeuten: tiefes, ruhiges, vernünftiges Timbre. Der Ton sollte ihn in dieser Situation als ihren Verbündeten empfehlen, während Terri wusste, dass wohl eher das Gegenteil zutraf. »Mary ist schrecklich durcheinander, Detective. Allen unseren Bemühungen zum Trotz ist es dem Mädchen schon fast zur Gewohnheit geworden ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

Terri wandte sich an die beiden uniformierten Polizisten. Der Sergeant reichte ihr ein Blatt liniertes Papier, wie es jeder Highschool-Schüler in seinem Ringbuchordner benutzt. Die Handschrift war sorgfältig und zeugte von dem Wunsch des Verfassers, jedes Wort klar und leserlich zu schreiben; es war nicht die hastig hingekritzelte Notiz eines Teenagers, der es nur noch eilig hatte wegzukommen. Diese Nachricht war ausgefeilt. Terri war sich ziemlich sicher, dass sie, legte sie es darauf an, verworfene frühere Fassungen im Papierkorb oder in den Mülltonnen hinterm Haus finden würde. Terri las sich den Zettel dreimal durch.

Mom,
ich geh mit ein paar Freunden ins Kino, wir treffen uns vorher in der Mall. Wir essen da was zusammen, und vielleicht schlaf ich hinterher bei Sarah oder Katie. Ich ruf dich nach dem Kino an und sag dir Bescheid, oder ich komm dann nach Hause. Es wird jedenfalls nicht allzu spät. Ich hab die Hausaufgaben gemacht und bis nächste Woche nichts Neues auf.

Sehr vernünftig. Aufs Wesentliche beschränkt. Von vorn bis hinten gelogen. »Wo haben Sie das gefunden?«

»War mit einem Magneten an der Kühlschrantür befestigt«, sagte der Sergeant. »Unübersehbar.«

Terri las die Notiz noch ein paarmal durch. Du lernst dazu, nicht wahr, Jennifer? Sie überlegte. Du hast genau gewusst, was du schreiben musst.

Kino – ihre Mutter musste folglich annehmen, dass ihr Handy ausgeschaltet sein würde, was ihr ein Zeitfenster von mindestens zwei Stunden verschaffte, in denen sie logischerweise nicht zu erreichen wäre.

Ein paar Freunde – bewusst vage, aber scheinbar harmlos. Wahrscheinlich waren die beiden, deren Namen sie angab, Sarah und Katie, bereit, für sie zu schwindeln, oder selbst nicht erreichbar.

Ich ruf dich an – damit ihre Mutter und Scott dasitzen und auf das Klingeln des Telefons warteten, so dass wertvolle Minuten verstrichen.

Keine Hausaufgaben – auf diese Weise räumte Jennifer den offensichtlichsten Vorwand ihrer Mutter aus, sie anzurufen. Saubere Arbeit, räumte Terri ein.

Sie sah zu Mary Riggins auf. »Sie haben bei ihren Freunden angerufen?«, fragte sie.

Scott fühlte sich bemüßigt, für sie zu antworten. »Selbstverständlich, Detective. Nach den letzten Kinovorstellungen haben wir sämtliche Sarahs und Katies angerufen, die uns einfielen. Wir konnten uns beide nicht entsinnen, diese Namen schon mal von Jennifer gehört zu haben. Dann sind wir alle anderen Namen durchgegangen, die wir von ihr in Erinnerung hatten. Keiner von ihnen war in der Mall gewesen, und keiner war mit Jennifer verabredet gewesen. Oder hatte sie nach Schulschluss am Nachmittag gesehen.«

Terri nickte. Cleveres Mädchen, dachte sie erneut.

»Jennifer scheint nicht allzu viele Freunde zu haben«, sagte Mary wehmütig. »Sie hat sich schon seit der Junior High immer ein bisschen schwergetan, Kontakte zu knüpfen und Freundschaften zu schließen.«

Diese Bemerkung nahm, wie Terri vermutete, einen Gedanken auf, den Scott in vielen »Familien«-Diskussionen geäußert hatte. »Aber könnte sie vielleicht mit jemandem zusammen sein, den Sie nicht kennen?« Mutter wie Freund schüttelten gleichermaßen den Kopf. »Sie gehen nicht davon aus, dass sie vielleicht einen Freund hat, den sie vor Ihnen beiden geheim hält?«

»Nein«, antwortete Scott. »Das hätte ich mitgekriegt.«

Klar doch, dachte Terri. Sie sagte es zwar nicht laut, machte sich aber auf ihrem Schreibblock eine Notiz.

Mary riss sich zusammen und versuchte, nicht ganz so tränenselig zu reagieren, doch vor Angst zitterte ihre Stimme. »Als ich endlich daran dachte, in ihr Zimmer zu gehen, vielleicht war da ja noch eine Nachricht oder sonst irgendein Hinweis, da hab ich gesehen, dass ihr Telefon an war. Sie hat ihr Mobil-Phone genommen. Sie hat mich immer damit

da hab ich gesehen, dass inr Teddy weg war. Sie nat innt Mister Braunbar genannt. Sie nat nacnts immer damit geschlafen ... er ist für sie so was wie eine Kuschedecke. Den hat ihr Vater ihr kurz vor seinem Tod geschenkt, ohne ihn wäre sie nirgends hingegangen ...«

Zu sentimental, dachte Terri. Jennifer, diesen Teddybären mitzunehmen war ein Fehler. Vielleicht der einzige, aber in jedem Fall ein Fehler. Sonst hättest du vielleicht vierundzwanzig statt sechs Stunden Vorsprung. »Ist in den letzten Tagen irgendetwas Besonderes passiert, das Jennifer dazu gebracht haben könnte, jetzt wegzurennen?«, fragte sie. »Ein schlimmer Streit? Vielleicht ein Vorfall in der Schule?«

Mary Riggins schluchzte nur. Scott West zögerte nicht mit der Antwort. »Nein, Detective. Falls Ihre Frage auf irgendeinen Vorfall mit Mary oder mir abzielt, der Jennifer zu diesem Schritt bewegt haben könnte, kann ich Ihnen versichern, dass es da nichts gibt. Kein Streit, keine Forderungen. Keine jugendlichen Wutausbrüche. Sie hatte keinen Hausarrest. Sie wurde nicht bestraft. Tatsächlich war es hier in den letzten Wochen sogar ausgesprochen friedlich. Ich hoffte schon – ihre Mutter auch –, wir wären vielleicht über den Berg.«

Das liegt daran, dass sie ihre Pläne geschmiedet hat, dachte Terri. Scotts überheblicher, anmaßender Wortschwall enthielt mindestens eine Lüge, wenn nicht mehr. Früher oder später würde sie dahinterkommen. Ob ihr die Wahrheit dabei helfen würde, Jennifer zu finden, stand auf einem anderen Blatt.

»Sie ist ein ziemlich problembehafteter Teenager, Detective. Sie ist sensibel und intelligent, aber sehr verstört und verworren. Ich habe sie gedrängt, therapeutische Hilfe in Anspruch zu nehmen, aber bis jetzt ... Sie wissen ja, wie eigensinnig Kinder in dem Alter sein können.«

Das wusste Terri. Allerdings war sie sich nicht sicher, ob Eigensinn in diesem Fall das Problem traf. »Meinen Sie, dass sie ein bestimmtes Ziel haben könnte? Würde sie zu einem Angehörigen fahren? Einer Freundin, die weggezogen ist? Hat sie je davon gesprochen, in Miami Model zu werden oder Schauspielerin in L. A.? Oder in Louisiana auf einem Fischerboot zu arbeiten? Irgendwas, egal, wie nebensächlich oder weit hergeholt es Ihnen erscheinen mag. Es wäre eine erste Spur, der wir nachgehen können.«

Terri hatte diese Fragen bereits bei Jennifers ersten beiden Ausreißversuchen gestellt. Doch da hatte Jennifer keinen solchen Vorsprung wie heute Abend geschafft, sondern war nicht weit gekommen, das erste Mal ein paar Kilometer, das zweite Mal bis in die nächste Stadt. Diesmal war es anders.

»Nein, nein ...«, sagte Mary Riggins und rang die Hände, bevor sie nach einer weiteren Zigarette griff. Terri sah, wie Scott versuchte, sie davon abzuhalten, indem er ihr die Hand auf den Unterarm legte, doch sie schüttelte ihn ab, griff nach der Marlboro-Packung und zündete sich eine neue Zigarette an, obwohl eine halb gerauchte noch im Aschenbecher glimmte.

»Nein, Detective. Mary und ich haben uns das Hirn zermartert, aber uns ist nichts eingefallen, was unserer Meinung nach helfen könnte.«

»Fehlt eigentlich kein Geld? Kreditkarten?«

Mary Riggins bückte sich und nahm eine Handtasche vom Boden. Sie riss sie auf, zog eine Lederbrieftasche heraus und leerte drei Tankstellenkreditkarten, eine blaue American-Express- und eine Discover-Karte zusammen mit einem Ausweis der Stadtbibliothek und einer Discount-Karte eines örtlichen Supermarkts auf den Tisch. Sie fummelte daran herum und suchte dann hektisch jedes Fach ihrer Brieftasche ab. Als sie aufsah, kannte Terri die Antwort auf ihre Frage.

Terri nickte und überlegte. »Ich brauche das aktuellste Foto, das Sie haben«, sagte sie.

»Hier«, antwortete Scott und reichte ihr etwas, das er offenbar bereitgehalten hatte. Terri nahm das Bild und betrachtete es. Ein lächelnder Teenager. Was für eine Lüge, dachte sie.

»Ich werde auch ihren Computer oder Laptop brauchen«, sagte Terri.

»Wozu sollte das ...?«, fing Scott an, doch Mary unterbrach ihn. »Ihr Laptop steht auf ihrem Schreibtisch.«

»Das ist aber ein Eingriff in die Privatsphäre«, sagte Scott. »Ich meine, Mary, wie sollen wir Jennifer erklären, dass wir der Polizei gerade gestattet haben, ihren persönlichen ...«

Er sprach nicht weiter. Terri dachte: Wenigstens merkt er, wie dämlich er klingt. Aber vielleicht macht ihm das ja im Moment die geringsten Sorgen. Dann stellte sie unvermittelt eine Frage, die sie vielleicht besser für sich behalten hätte.

»Wo ist ihr Vater begraben?«

Für einen Moment herrschte Stille. Selbst das fast ununterbrochene Schluchzen verstummte für eine Weile. Terri sah, wie sich Mary Riggins zusammenriss und aufrichtete, als müsse sie im Rückgrat und zwischen den Schulterblättern erst ein wenig Kraft und Stolz zusammenkratzen. »Oben am Nordufer, nicht weit von Gloucester. Aber was spielt das für eine Rolle?«

»Wahrscheinlich keine«, sagte Terri. Insgeheim dachte sie allerdings: Da würde ich hingehen, wenn ich ein wütender, depressiver Teenager wäre, der nichts sehnlicher will, als von zu Hause wegzukommen. Würde sie nicht dem einzigen Menschen, von dem sie glaubt, je wirklich geliebt worden zu sein, einen letzten Besuch abstatten, bevor sie das Weite sucht? Sie schüttelte so sacht, dass es niemand im Raum sehen konnte, den Kopf. Ein Friedhof, dachte sie, oder auch New York, der beste Ort zum Untertauchen.

Zuerst beachtete kaum einer der Partygäste die stummen Bilder auf dem riesigen Flachbildfernseher an der Wand der Penthouse-Wohnung mit Blick über den Gorki-Park. Es war eine Aufzeichnung eines Fußballspiels zwischen Dynamo Kiew und Lokomotive Moskau. Ein Mann mit einem großen Fu-Manchu-Bärtchen hielt die Hand hoch, um die Menge zum Schweigen zu bringen, und jemand drehte die ohrenbetäubende Techno-Musik leiser, die aus einem halben Dutzend in die Wände eingelassener Lautsprecher dröhnte. Er trug einen teuren schwarzen Anzug zu einem violetten Seidenhemd mit offenem Kragen, darunter Goldschmuck und die passende Rolex am Handgelenk. In der modernen Welt, in der Gangster und Geschäftsleute sich zum Verwechseln ähnlich sehen, konnte er das eine wie das andere, vielleicht auch beides in einem sein. Neben ihm stand eine zart gebaute Frau, die gut zwanzig Jahre jünger sein mochte als er, mit gestyltem Haar und den Beinen eines Models in einem paillettenbesetzten Kleid, das ihre knabenhafte Figur kaum verhüllte, und sagte zuerst auf Russisch, dann auf Französisch und schließlich auf Deutsch: »Wir haben erfahren, dass es auf unserem Lieblings-Web-Broadcast eine ganz neue Serie geben soll, die heute Abend beginnt. Das dürfte für viele von Ihnen von einigem Interesse sein.«

Sie legte eine Pause ein. Die Gruppe kam näher heran und machte es sich auf Sofas und Sesseln rund um den Fernseher bequem. Auf dem Bildschirm erschien ein großer Eingabepfeil, und die Gastgeberin der Party bewegte den Cursor über die Signatur und klickte mit einer Maus. Augenblicklich ertönte Musik: Beethovens »Ode an die Freude« auf einem Synthesizer. Es folgte ein Bild des sehr jungen Malcolm McDowell, der in Stanley Kubricks Uhrwerk Orange als Alex ein Messer in der Hand hält. Das Bild beherrschte den Fernseher. Er trug den weißen Overall, das Augen-Make-up, die Nagelstiefel und die schwarze Melone, die Regisseur und Darsteller in den frühen siebziger Jahren zusammen unsterblich gemacht hatten. Dieses Bild löste plätschernden Applaus seitens der älteren Partygäste aus, die sich an das Buch, an den Darsteller und an den Film erinnern konnten.

Das Bild des jungen Alex verschwand, und stattdessen sorgte der schwarze Bildschirm für knisternde Spannung. Binnen Sekunden erschienen in leuchtend roter Kursivschrift, die wie ein Messer quer durchs Bild schnitt, die Worte:

WhatComesNext? Dies wechselte zu einem weiteren Vorspann: Serie Nummer 4.

Jetzt erschien ein Raum von einer seltsam körnigen, fast eindimensionalen Qualität, ein grauer, trostloser Ort. Keine Fenster. Keinerlei Anhaltspunkt dafür, wo er sich befand. Ein Ort vollkommener Anonymität. Zuerst konnten die Zuschauer nur ein altmodisches Bett mit Metallrahmen sehen. Darauf lag, bis auf die Unterwäsche ausgezogen, eine junge Frau mit einer schwarzen Kapuze über dem Kopf. Die Hände steckten in Handschellen, die wiederum nach Kerkermanier an Ringen an der Wand hinter ihr befestigt waren. Ihre Fußgelenke hatte man mit Stricken ans Bettgestell gefesselt.

Die junge Frau bewegte sich nicht, sondern atmete nur heftig ein und aus, und die Zuschauer konnten sehen, dass sie noch am Leben war. Sie mochte bewusstlos sein oder unter Drogen stehen, vielleicht schlief sie sogar, doch nach vielleicht dreißig Sekunden zuckte sie, so dass eine der Ketten, an der sie befestigt war, rasselte.

Einer der Partybesucher schnappte nach Luft. Jemand sagte auf Französisch: »Est-il vrai?« Doch niemand beantwortete die Frage, außer vielleicht durch beredtes Schweigen und die Art, wie alle die Köpfe vorreckten, um besser sehen zu können.

Auf Englisch sagte jemand anders: »Das ist gestellt. Das muss eine Schauspielerin sein, die für den Webcast angeheuert wurde ...«

Die Frau im Paillettenkleid sah den Mann an und schüttelte den Kopf. Abgesehen vom slawischen Akzent, antwortete sie in perfektem Englisch: »Das haben zu Beginn der letzten Serie auch viele gedacht. Aber im Lauf der Tage wird einem schnell klar, dass es keine Schauspieler gibt, die bereit sind, diese Rollen zu spielen.«

Sie wandte sich wieder dem Bildschirm zu. Die Gestalt mit der Kapuze schien zu zittern, und dann wandte sie plötzlich den Kopf, als habe jemand außer Reichweite der Kamera den Raum betreten. Die Zuschauer sahen, wie sie an den Ketten zerrte.

Fast ebenso schnell, wie die Szene erschienen war, erstarrte sie auf dem Monitor, als wäre es die Momentaufnahme eines Vogels im Flug. Das Bild löste sich zu einer schwarzen Fläche auf, bevor erneut ein blutroter Schriftzug erschien: LUST AUF MEHR?

Es folgte die Aufforderung, Kreditkarteninformationen einzugeben, danach eine Übersicht über die Subskriptionsgebühren. Man konnte einige Minuten, eine Stunde oder auch einen mehrstündigen Block erwerben. Wahlweise auch einen Tag oder mehr. Ein hoher Preis wurde für Serie Nummer 4 FULL ACCESS WITH INTERACTIVE BOARD verlangt. Unter den jeweiligen Angaben war eine große elektronische Stoppuhr eingeblendet, ebenfalls in leuchtendem Rot. Sie stand auf 00:00. Daneben: Tag eins. Alle Partyteilnehmer sahen, wie die Uhr plötzlich lief, erst eine

Sekunde, dann zwei, und von jetzt an die Zeit festhielt. Sie erinnerte an die digitale Wanduhr, auf der die abgelaufene Zeit eines Tennisspiels in Wimbledon oder bei den US Open gestoppt wurde.

Daneben stand: Serie Nummer 4, mögliche Dauer 1 bis 4 Wochen.

Auf der Party brüllte jemand auf Russisch: »Komm schon, Dimitri! Kauf das ganze Paket ... von Anfang bis Ende! Du kannst es dir doch leisten!« Es folgten nervöses Lachen und vereinzelter Applaus, während der Mann mit dem Schnauzbart zuerst die Achseln zuckte, als wisse er nicht, was er machen sollte, sich zu der versammelten Runde umdrehte und dann grinsend eine kleine, theatralische Verbeugung machte, um im nächsten Moment ein paar Kreditkartenziffern einzutippen. Sogleich erschien auf dem Bildschirm die Aufforderung, das Passwort einzugeben. Der Mann nickte der Paillettenfrau zu und deutete mit dem Kopf auf die Computertastatur. Sie lächelte und tippte ein paar Buchstaben ein – man hätte meinen können, dass es der Schlafzimmer-Kosenamen ihres Liebhabers war. Der Gastgeber lächelte und machte einem Kellner in Livree, der an der Rückseite des Penthauses bereitstand, Zeichen, die Gläser aufzufüllen, während seine betuchten Gäste auf die letzte elektronische Kaufbestätigung warteten.

Wie viele andere rund um den Globus.

Bei Whatcomesnext.com gab es kein typisches Benutzerprofil, auch wenn die männliche Klientel wohl deutlich überwog. Die öffentliche Party in Moskau allerdings war eine Ausnahme; die meisten Kunden meldeten sich an privaten Orten an, wo sie das Drama der Serie Nummer 4 im Verborgenen verfolgen konnten. Die Website hatte ein Verfahren mit einer Zugangserkennung über geheime Passwörter entwickelt, die sie doppelt und dreifach absicherten; dafür lieferte der Betreiber Hochgeschwindigkeitsverbindungen zu mehreren Web-Engines in Osteuropa und Indien. Das System war elektronisch bis ins Kleinste ausgeklügelt und hatte schon mehr als einen Versuch der Polizei überstanden, es zu infiltrieren. Doch da es keine politische Meinung zu vertreten schien und nicht offensichtlich Kinderpornographie vertrieb, hatte es diese gelegentlichen, bescheidenen Eingriffe überlebt. In Wahrheit verlieh dieses sporadische polizeiliche Interesse der Website eine Art Gütesiegel, die digitale Entsprechung zum Respekt der Straße.

Whatcomesnext.com wandte sich an eine andere Klientel. Die Liste setzte sich aus Leuten zusammen, die für eine Mischung aus sexueller Suggestion und Reality-Drama am Rande der Legalität stattliche Summen bezahlten. Sie bediente sich des Chats und der virtuellen Mund-zu-Mund-Propaganda, um die Einladung zur Subskription ihrer Dienstleistungen zu verbreiten.

Die Designer betrachteten sich nicht als Kriminelle, obwohl sie viele Verbrechen begangen hatten. Sie sahen sich auch nicht als Mörder, obwohl sie gemordet hatten. Sie hätten in dem, was sie taten, nie eine Perversion vermutet, auch wenn viele sagen würden, dass es genau das war. In ihren eigenen Augen waren sie moderne Unternehmer, die eine spezifische Dienstleistung erbrachten – ein rares Angebot, das an dunklen Orten rund um den Globus, in verborgenen Männerphantasien eine wachsende Nachfrage bediente.

Michael und Linda hatten sich vor fünf Jahren auf einer Underground-Sexparty in einem Haus in einer Chicagoer Vorstadt kennengelernt. Er war ein etwas schüchterner, leise sprechender Doktorand der Computerwissenschaft, sie eine junge leitende Angestellte einer boomenden Werbeagentur, die mit einem Nebenjob im Begleitservice die knappe Kasse auffüllte. Sie hatte Vorlieben, die gewisse Grenzen überschritten, er Phantasien, denen er noch nie nachgegangen war. Sie begeisterte sich für BMWs, Stimulanzen wie Dexedrin und sexuelle Erniedrigung; er war als Teenager verhaftet worden, weil er den kleinen Kläffer eines Nachbarn gestohlen hatte. Das Tier hatte ihn eines Morgens auf dem Weg zur Schule in den Knöchel gebissen. Die Polizei hatte Michael in Verdacht, den Bichon Frisé an einen Mann im ländlichen Illinois verhökert zu haben, der Unternehmer von Pitbull-Kämpfen mit Beute versorgte. 25 Dollar auf die Hand. Die Anklage gegen ihn war fallengelassen worden, als ein Informant, von dem die Behörden seinen Namen hatten, selber in schlimmere Vergehen als Hundeentführung verwickelt war. Mehr als ein Polizist hatte zugesehen, wie der junge Michael, nachdem sein Jugendstrafenregister gelöscht war, wieder einmal ein Gericht als freier Mann verließ, und gedacht: Das war nicht das letzte Mal. Bis jetzt hatten sich diese Polizisten getäuscht.

Linda und Michael stammten beide aus schwierigen, fragwürdigen Familienverhältnissen, die sie hinter dem dünnen Firnis ihrer Bildung und beruflichen Tätigkeit verbergen konnten. Einser-Schüler, Klassenbesten und aufstrebende Geschäftsfrau. Sie konnten sich beide zur intelligenten, leistungsstarken Nachwuchsspitze zählen – die typische Erfolgsstory von Menschen, die sich aus bescheidenen Verhältnissen hochgearbeitet haben. Doch das war nur die Fassade, während sie beide, jeder für sich, wussten, dass es eine Lüge war, weil nur sie selbst zu ihrem wahren Wesen Zugang hatten. Diese Erkenntnisse über sich und einander dämmerten ihnen allerdings erst sehr viel später. Der Abend, an dem sie sich kennenlernten, bot ein Unterrichtsprogramm der besonderen Art.

Die Regeln der Veranstaltung waren klar und einfach: Man musste einen Partner des anderen Geschlechts mitbringen; redete sich mit Vornamen an; der Austausch von Telefonnummern oder E-Mail-Adressen nach der Party war tabu. Sollte man einem der anderen Teilnehmer später einmal aus anderem Anlass wieder begegnen, war man verpflichtet, so zu tun, als hätte man sich nie mit dieser Person auf wilden, pornographischen und öffentlichen Sex eingelassen, sondern sei sich vollkommen fremd.

Alle stimmten diesen Regeln zu. Mit Ausnahme der ersten schrieb man sie alle in den Wind. Um die erste kam man nicht

herum, da man sonst an der Tür abgewiesen worden wäre. Es war ein Ort zum Kennenlernen, eine Gelegenheit zur Untreue und zum Exzess. Niemand, der dieses gepflegte Split-Level-Einfamilienhaus in einem Vorstadtviertel betrat, interessierte sich besonders für Regeln.

Es war ein Ort der Widersprüche. Im Vorgarten lagen zwei Kinderfahrräder auf dem Rasen. Auf einem Regalbrett stand ein ganzer Haufen Bücher von Dr. Seuss. In der Küche war eine Schachtel mit Cheerios und Frosted Flakes in die Ecke geschoben, um auf der Arbeitsplatte für einen Spiegel Platz zu machen, auf dem Linien zerstoßenes Kokain als kleine Aufmerksamkeit der Gastgeber warteten. In einem Fernseher im Wohnzimmer liefen Pornos, auch wenn sich kaum einer der ungefähr dreißig Gäste sonderlich für die Filmversion dessen interessierte, was sie gerade selber taten. Die Hüllen fielen schnell. Alkohol floss in Strömen. Ecstasy-Tabletten wurden wie Appetithäppchen gereicht. Die ältesten Gäste waren wohl Anfang fünfzig, die meisten Anfang dreißig bis Ende vierzig, und als Linda hereinkam und anfang, sich auszuziehen, blickte mehr als ein Mann wohlgefällig in ihre Richtung und nahm sich augenblicklich vor, sie anzumachen. Michael und Linda waren beide mit jemand anderem gekommen, verließen die Party jedoch zusammen. Michaels »Date« für den Abend war eine andere Studentin gewesen, eine Doktorandin in Soziologie, die sich praktische Erkenntnisse aus einer Art Feldstudie versprach, die Party jedoch fluchtartig verlassen hatte, nachdem drei nackte und sichtlich erregte Männer sie in die Enge getrieben und sich nicht im Mindesten um die Fragen geschert hatten, die sie ihnen nach ihren Beweggründen stellte, geschweige denn um ihren schwachen Protest, als sie sich über sie beugten. Es war darum gebeten worden, bei dieser Party niemanden zu irgendetwas zu zwingen, was derjenige nicht wollte, ein Prinzip, das die unterschiedlichsten Interpretationen zuließ.

Lindas »Partner« für diesen Abend war ein Mann gewesen, der sie als Begleiterin angeheuert und ihr nach einem teuren Abendessen eröffnet hatte, wo er den restlichen Abend verbringen wollte. Er hatte sich erboten, ihr mehr als die üblichen 1500 Dollar zu zahlen. Sie hatte sich einverstanden erklärt, vorausgesetzt, das Geld wurde bar und im Voraus bezahlt; dass sie ihn wahrscheinlich auch kostenlos begleitet hätte, verschwieg sie. Neugier, dachte sie, war wie Vorspiel. Kaum waren sie auf der Party eingetroffen, verschwand der »Partner« – spärlich bekleidet mit einer engen schwarzen Strumpfmaske aus Seide und gerüstet mit einem schwarzen Schlagpaddel aus Echtleder – in einem Nebenraum. Die sitzengebliebene Linda konnte sich allerdings nicht über mangelnde Aufmerksamkeit beklagen. Ihre Begegnung war – wie alle Begegnungen an diesem Abend – reiner Zufall gewesen. Es war der Augenkontakt quer durch den Raum, die gelangweilte Lässigkeit ihrer Körper, der samtene Ton ihrer Stimmen. Ein einziges Wort, ein kaum merkliches Nicken, ein Schulterzucken – kleine, emotional aufgeladene Gesten in einem dämmrigen Raum voller Exzesse und Orgasmen, einem Gewimmel von nackten Männern und Frauen, die in jeder erdenklichen Position und Fassung kopulierten – so kamen sie zusammen. Jeder von ihnen war gerade mit einem anderen beschäftigt, als sich ihre Blicke trafen. Keiner von beiden genoss sonderlich, was er gerade tat. In einem Raum voller Aktivitäten, die in den Augen der meisten Menschen höchst ungewöhnlich waren, langweilten sich beide ein bisschen.

Doch sie sahen einander, und etwas Tiefes und wahrscheinlich Beängstigendes hallte in ihnen nach. Tatsächlich hatten sie in dieser Nacht keinen Sex miteinander. Sie sahen sich einfach nur gegenseitig dabei zu und erkannten unter all dem wohligen Stöhnen und den lustvollen Schreien eine geheimnisvolle Zielstrebigkeit. Inmitten der ungezügelten menschlichen Begierde kam es zwischen ihnen zu einer explosiven Vereinigung auf Distanz. Während Fremde ihre Körper sondierten, konnten sie die Blicke nicht voneinander lassen.

Irgendwann bahnte sich Michael durch die schweißnassen Leiber einen Weg zu ihr und staunte über seine eigene Aggressivität. Normalerweise hielt er sich zurück und stolperte bei neuen Bekanntschaften, während in seinem Innern unkontrollierbare Wünsche brodelten, über seine eigenen Worte. An Linda geilte sich gerade ein Mann auf, dessen Namen sie nicht kannte. Aus dem Augenwinkel heraus sah sie, wie Michael auf sie zukam, und wusste instinktiv, dass er nicht auf der Suche nach einer Körperöffnung war.

Sie löste sich abrupt von ihrem Partner, dessen plumpe Zuwendungen sie ohnehin angeödet hatten und der verblüfft, auf halber Strecke und ein wenig verärgert zurückblieb. Sie erteilte seinen hitzigen Vorwürfen mit einem einzigen grimmigen Blick eine Abfuhr, stand nackt, wie sie war, auf und nahm den nackten Michael wie einen langjährigen Bekannten bei der Hand. Ohne große Worte verließen sie die Party. Für einen kurzen Moment sahen sie, Hand in Hand auf der Suche nach ihren Kleidern, wie Adam und Eva bei der Vertreibung aus dem Paradies auf einem Renaissance-Gemälde aus. In den Jahren, seit sie zusammen waren, hatte die Art, wie sie sich kennengelernt hatten, bei ihnen nicht die geringsten Zweifel geweckt. Sie hatten nicht lange gebraucht, um beieinander dunkle, glühende Leidenschaften zu entdecken, die mit Sex allein nicht zu stillen waren.

Der Benzingestank stach Michael in die Nase. Er schnürte ihm fast die Kehle zu, und er versuchte, ein wenig frische Luft zu schnappen, von der im Innern des Transporters kaum noch etwas übrig schien. Von den Ausdünstungen wurde ihm einen Moment schwindelig, und während er weiterschüttete, musste er ein paarmal husten. Sobald der geriffelte Boden in allen Regenbogenfarben schillerte, schob er sich aus der Tür und schnappte gierig nach Luft.

Als er wieder klar denken konnte, machte er sich erneut ans Werk. Er ließ noch mehr Benzin außen über die Karosserie laufen, ging zur Frontseite des Lieferwagens herum und durchtränkte die Vordersitze. Endlich zufrieden, warf er den

roten Kanister auf den Beifahrersitz und ein paar OP-Handschuhe hinterher. Er hatte eine Fünf-Liter-Kanne mit Reinigungsbenzin vorbereitet und eine Baumwollzündschnur getränkt – eine Napalmbombe im Miniformat. Er zog ein Feuerzeug aus der Tasche.

Michael nutzte die Gelegenheit, sich noch einmal umzusehen. Er befand sich hinter einer alten, längst dichtgemachten Papiermühle. Den Lieferwagen hatte er mit Bedacht ein Stück vom Gebäude entfernt geparkt; er wollte kein Feuer zünden, das zu schnell allzu viel Aufmerksamkeit auf sich lenken würde, sondern einfach nur den gestohlenen Wagen vollkommen zerstören. Er war darin inzwischen recht geübt, aber so schwierig war es ja auch nicht.

Er blickte sich ein letztes Mal prüfend um und vergewisserte sich, dass er nichts zurückgelassen hatte. Er brauchte nur ein paar Sekunden, um die Nummernschilder abzuschrauben und sie anschließend in einen nahe gelegenen Teich zu werfen. Dann zog er sich sämtliche Sachen aus, um sie zu bündeln, mit Benzin zu tränken und auf die Ladefläche zu werfen. Er zitterte, als ihm die Kälte unter die Haut kroch, dann zündete er seine selbstgebastelte Bombe und warf sie in die geöffnete Lieferwagentür. Er wirbelte herum, rannte los und hoffte, dass er auf der gestampften Erde und dem Kies nicht in eine Glasscherbe trat und sich die Fußsohle aufschlitzte. Hinter ihm gab es, als die Behelfsbombe zündete, ein puffendes Geräusch.

Er lief langsamer und warf einen letzten Blick über die Schulter, um sich davon zu überzeugen, dass der gestohlene Transporter lichterloh brannte. Aus den Fenstern züngelten gelbrote Flammen, und die ersten wabernden Wolken aus grauem, schwarzem Rauch quollen zum Himmel. Zufrieden lief Michael schneller. Er hätte brüllen können vor Lachen und wäre gern dabei gewesen, wenn irgendein sprachloser Passant versuchte, einem skeptischen Polizisten zu schildern, wie ein nackter Mann von einem explodierenden Lieferwagen wegrennt.

Immer noch lag dieser herrliche Brandgeruch in der leichten nächtlichen Brise. Wer war das noch gleich in dem Film?, überlegte er. Major Kilgore: Ich liebe den Geruch von Napalm am Morgen.

Ich muss sagen, dachte er, am Abend riecht es genauso verführerisch wie am Morgen, und es bedeutet dasselbe: Sieg. Seine Kleider warteten auf dem Fahrersitz seines ramponierten alten Trucks. Die Schlüssel befanden sich unter dem Sitz, wo er sie unter das kleine Päckchen Feuchtigkeitstücher gelegt hatte, die Sorte, die alte Leute mit Hämorrhoiden benutzten. Sie rochen nicht so parfümiert, beseitigten jedoch zuverlässig den restlichen Benzingeruch. Er zog die Lasche auf und hatte sich in wenigen Sekunden von oben bis unten mit den getränkten Papiertüchern abgerieben. Danach brauchte er keine Minute, um sich die Jeans, das Sweatshirt und die Baseballkappe anzuziehen. Er sah sich noch einmal um. Niemand weit und breit. Hatte er auch nicht anders erwartet. Hundert Meter entfernt sah er, wie nahe dem Gebäude eine Rauchspirale, etwas heller als die Nacht, aus der Feuersglut in den Himmel stieg.

Er setzte sich hinters Lenkrad und warf den Motor an. Er schnupperte ausgiebig – wie erwartet, war der Benzingeruch dank der Hygienetücher verschwunden. Trotzdem zog er ein geruchstilgendes Spray aus dem Handschuhfach und sprühte damit das ganze Wageninnere ein. Wahrscheinlich war dies eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme, doch falls er wegen Geschwindigkeitsübertretung oder wegen Missachtung eines Stoppschilds oder einer Vorfahrtsregelung oder sonst irgendeinem banalen Grund von der Polizei angehalten würde, wollte er nicht wie ein Brandstifter riechen. Diese umsichtige Planung, das Einbeziehen sämtlicher Eventualitäten, das Vorausschauen und Gewappnetsein, dies alles genoss Michael fast mehr als irgendetwas sonst. Es versetzte ihn in ein Hochgefühl.

Er legte den Gang ein, zog sich die Kappe weit über die Augen und fummelte an einem Kopfhörer herum, der an einem iPod angeschlossen war. Linda stellte ihm immer eine besondere Mischung aus Titeln zusammen, wenn es an die Knochenarbeit ging, die ihr Geschäft mit sich brachte. Das Menü auf dem Display enthielt eine neue Musikfolge: Benzinmusik. Darüber musste er laut lachen. Er lehnte sich zurück, als etwas von Chris Whitley mit einem hammermäßigen Stahlgitarren-Solo aus den Lautsprechern dröhnte. Er genoss die Akkorde und den Songtext dazu: »Like a walking translation on a street of lies ...« Wie wahr, wie wahr, dachte er und fuhr vom Parkplatz des verlassenen Lagerhauses. Linda wusste immer, was er gerne hörte. In einem Plastikbeutel auf dem Sitz neben ihm befand sich die Kreditkarte, die er Nummer 4 abgenommen hatte, zusammen mit ihrem Handy. Der Truck hatte sich aufgewärmt, und durch die Lüftungsschlitze blies die heiße Luft herein. Es war für die Jahreszeit immer noch übel kalt und feucht, dachte er. Er beschloss, den nächsten Web-Broadcast von Florida oder Arizona aus zu senden. Doch damit eilte er den Dingen ein bisschen voraus, und das war, wie er sehr wohl wusste, ein Fehler. Michael war stolz auf seine Fähigkeit, sich ganz auf eine Sache zu konzentrieren. Hatte er etwas angefangen, zog er es durch, und nichts, aber auch gar nichts konnte ihn davon abbringen, ablenken oder darin erschüttern. Er ging davon aus, dass jeder erfolgreiche Künstler oder Geschäftsmann über seine Projekte dasselbe sagen würde. Man kann keinen Roman schreiben oder Song komponieren oder Auftrag an Land ziehen oder Angebot ausarbeiten, ohne sich der Sache ganz zu verschreiben. Linda wusste das genauso. Deshalb liebten sie sich so sehr.

Ich habe unglaubliches Glück, dachte er.

Michael machte es sich für die zweistündige Fahrt in die Stadt zurück auf seinem Sitz bequem. In dem gemieteten Bauernhaus hatte sie unterdessen zweifellos alles im Griff. Wahrscheinlich waren sie jetzt schon fast reich. Aber weder für ihn noch für sie ging es letztlich ums Geld. Der Beginn der Serie Nummer 4 erregte ihn, und er merkte, wie es ihm

unwiderstehlich warm herunterrieselte, viel angenehmer als die Hitze, die durch die Klimaanlage hereinströmte. Ein Pulsieren im Takt der Musik, die im Führerhäuschen dröhnte.

Im Innern der schwarzen Kapuze auf ihrem Kopf war Jennifers Welt zu dem zusammengeschmolzen, was sie hören, was sie riechen und was sie schmecken konnte, und jeder dieser Sinne war eingeschränkt – von ihrem wild hämmernden Herzschlag, den pochenden Kopfschmerzen hinter ihren Schläfen, der klaustrophobischen Dunkelheit, die sie umgab. Sie versuchte sich zu beruhigen, doch unter dem seidenen schwarzen Stoff schluchzte sie hemmungslos, so dass ihr die Tränen die Wangen herunterliefen und die Kehle rau und trocken war.

Sie hatte nur den einen Wunsch: um Hilfe zu rufen, obwohl sie wusste, dass keine in Reichweite war. Das Wort »Mom« rutschte ihr heraus, doch hinter der Dunkelheit sah sie nur ihren toten Vater – fast zum Greifen nahe, aber doch so, dass er ihre Schreie nicht hören konnte, weil eine Glaswand zwischen ihnen war. Für einen Moment wurde ihr schwindelig, als taumelte sie am Rand einer Klippe und könnte nur noch so eben das Gleichgewicht halten, während sie plötzlich eine Böe erfasste.

Sie befahl sich: »Jennifer, du musst dich beherrschen ...«

Sie konnte nicht sagen, ob sie diese Worte laut aussprach oder sie nur innerlich all den widerstreitenden, verwirrenden Gefühlen und Verletzungen entgegenschrie, die in ihr tobten und sie derart bestürmten, dass sie keinen vernünftigen Gedanken fassen konnte. Sie konnte nicht einmal eindeutig sagen, ob sie Schmerzen litt. Ihr waren Hände und Füße gefesselt, doch selbst in dieser hilflosen Lage wusste sie, dass sie sich irgendwie ein Bild davon machen musste, was außerhalb der Kapuze geschah.

Sie befahl sich, ein paarmal tief einzuatmen. »Jennifer! Versuch's!«

Seltsamerweise hatte es etwas Beruhigendes, in der zweiten Person mit sich zu sprechen. Es machte ihr bewusst, dass sie noch am Leben war, dass sie derselbe Mensch wie immer war, dass sie nach wie vor eine Vergangenheit, eine Gegenwart und vielleicht eine Zukunft hatte.

»Jennifer, hör auf zu heulen!« Sie schluckte die stickige Luft im Innern der Kapuze herunter. »Schon gut, schon gut ...« So einfach war das allerdings nicht. Sie brauchte mehrere Minuten, um sich ein wenig zu fassen, doch das Keuchen und das verzweifelte Schluchzen ließen irgendwann ein wenig nach und hörten schließlich fast auf, auch wenn sie gegen dieses heftige Zittern, das, besonders in den Beinen, jeden Muskel erfasst hatte, absolut machtlos schien. Sie zuckten einfach gegen ihren Willen und krampften sich so zusammen, dass sich ihr ganzer Körper wie Pudding anfühlte. Es war, als sei zwischen dem, was sie denken konnte, dem, was sie erkannte, und den Reaktionen ihres Körpers die Verbindung gestört. Alles war unkoordiniert und außer Kontrolle. Sie sah sich vollkommen außerstande zu begreifen, was passiert war und was noch passieren könnte.

Sie zitterte, obwohl sie nicht fror; wo immer sie sich befand, war es sehr heiß. Sie spürte, wie die Wärme über sie hinwegging, und erst in diesem Moment wurde ihr bewusst, dass sie fast nackt war. Wieder erfasste sie von oben bis unten ein heftiges Zittern. Sie konnte sich nicht erinnern, wie sie jemand ausgezogen hatte, und wusste auch nicht mehr, wie sie hierher gelangt war. Sie erinnerte sich nur noch an den Moment, als die Faust des Mannes sie wie ein Geschoss traf und wie sie auf die Ladefläche des Lieferwagens geworfen wurde. Das war alles so verwirrend, dass sie nicht sicher sagen konnte, ob es tatsächlich passiert war. Eine Sekunde lang stellte sie sich vor, sie träumte das alles nur; wenn sie einfach nur die Ruhe bewahrte, würde sie zu Hause in ihrem Bett aufwachen, in die Küche hinuntergehen, sich einen Kaffee und ein Pop-Tart machen und dann ihre Pläne durchgehen, wie sie von zu Hause wegkommen konnte.

Jennifer wartete unter der Kapuze, kniff die Augen zu und gab sich den Befehl: Wach auf! Wach auf! Dabei wusste sie, dass dies Wunschdenken war. Dass sich alles in Wohlgefallen auflösen würde, war denn doch zu viel verlangt. Also gut, Jennifer, sagte sie. Konzentrier dich auf eine Sache. Eine einzige Sache. Nimm dir was Konkretes vor, dann hast du einen guten Ansatzpunkt.

Sie hatte auf einmal schrecklichen Durst. Sie strich sich mit der Zunge über die Lippen. Sie waren spröde und gerissen, und Jennifer schmeckte noch mehr Blut. Sie drückte sich mit der Zunge an die Zähne. Es war keiner locker. Sie kräuselte die Nase. Keine Schmerzen. Na also, jetzt weißt du etwas Nützliches: keine gebrochene Nase. Keine ausgeschlagenen Zähne. Das ist gut.

Sie merkte, dass sie am Bauch etwas juckte. Außerdem fühlte sich an ihrem Arm etwas merkwürdig an, was sie nicht einordnen konnte. Das verwirrte sie noch mehr.

Sie wusste, dass sie zwei verschiedene Bestandsaufnahmen machen musste: eine zu ihrer Person und eine davon, wo sie war. Sie musste sich trotz der Dunkelheit irgendwie orientieren und soweit es ging Klarheit verschaffen. Wo war sie? Was passierte hier mit ihr?

Doch sie fand keine Antworten. Die Schwärze, die sie in der Kapuze einhüllte, schien sie auch innerlich zu überwältigen, als ob diese Kapuze ihr nicht nur die Sicht nach draußen versperrte, sondern auch nach drinnen; alles schien in einer

einigen schrecklichen Angst vor dem Nichts unterzugehen. Und als sie die Verzweiflung erfasste, dämmerte ihr ein wahrhaft entsetzlicher Gedanke: Jennifer, du bist noch am Leben. Was auch immer da gerade mit dir geschieht – es wird anders sein als alles, was du je gekannt hast oder dir auch nur vorstellen kannst. Es wird nicht schnell gehen. Es wird nicht leicht sein. Das hier ist nur der Anfang.

Sie merkte, wie sie in einer Spirale, in einem Strudel abwärtstaumelte. Ein Loch in der Leere des Universums. Ihre Beine bebten, und sie war machtlos dagegen, dass das Schluchzen wiederkam. Sie gab der Angst nach, und ihr ganzer Körper schüttelte sich in qualvollen Krämpfen, bis sie ein gedämpftes Geräusch hörte, als öffnete sich eine Tür. Außer ihr war noch jemand im Raum.

Bis jetzt hatte sie geglaubt, das Alleinsein mache ihr diese entsetzliche Angst. Doch in Wahrheit, begriff sie in diesem Moment, war es bedeutend besser, allein zu sein, als zu spüren, dass sie es nicht war. Ihr Rücken krümmte sich, ihre Muskeln zogen sich zusammen; hätte sie sich so sehen können, hätte sie geglaubt, es hätte sie ein Stromschlag getroffen.

Ich bin mit einem Mal ein alter Mann, dachte Adrian, als er in den Spiegel über der Kommode seiner Frau sah. Es war ein kleiner, holzgerahmter Spiegel, in den sie im Lauf der letzten Jahre höchstens einen prüfenden Blick geworfen hatte, bevor sie an einem Samstagabend das Haus verließ. Frauen legten Wert auf diesen letzten Augenschein, um sicherzustellen, dass alles zusammenpasste und sich harmonisch ergänzte, bevor sie sich auf den Weg machten. Er hatte sich nie allzu sehr darum gekümmert, wie er auf seine Umgebung wirkte, sondern durchaus passend zu seinem akademischen Leben einen eher legeren Stil gepflegt – zerknittertes Hemd, Schlabberhose, leicht schief sitzende Krawatte. Ich habe immer wie die Karikatur eines Professors ausgesehen, weil ich ein Professor war. Ich war ein Mann der Wissenschaft. Er hob die Hand und strich sich zuerst über das strähnige grauweiße Haar, dann über die graumelierten Stoppeln an seinem Kinn. Er zog die Falten zwischen Mund und Nase mit Zeigefinger und Daumen nach. Das Alter hatte ihn gezeichnet, dachte er; das Alter und all die Erfahrungen, die ihm das Leben bereitet hatte.

Hinter sich hörte er wieder eine vertraute Stimme. »Du weißt, was du gesehen hast.«

Er sah in den Spiegel. »Hallo, Possum«, sagte Adrian lächelnd. »Das hast du schon einmal gesagt. Erst vor wenigen Minuten.« Er überlegte. Vielleicht war es auch eine Stunde her. Oder zwei. Wie lange hatte er inmitten der Bilder und der Erinnerungen mit einer Waffe in der Hand im Schlafzimmer gestanden?

Er hatte seine Frau mit dem Spitznamen angeredet, der den engsten Familienmitgliedern vorbehalten war. Der Name war an ihr hängengeblieben, als sie neun Jahre alt gewesen und ein Trupp der Nager im Ferienhaus ihrer Familie in den Dachboden gezogen war. Sie hatte ihren Geschwistern und Eltern klargemacht, dass sie bei dem leisesten Versuch, die ungebeten Hausbesetzer zu vertreiben, mit allen Vergeltungsmaßnahmen zu rechnen hätten, die einem wild entschlossenen Kind zu Gebote standen, von Tränenströmen bis zu heftigen Wutanfällen.

Also hatte sich ihre Familie diesen einen Sommer lang mit dem nächtlichen kratzenden Geräusch kleiner Klauen abgefunden, die durch die Dachrinnen flitzten, hatte drohenden Krankheitserregern getrotzt und der natürlichen Abneigung gegen Mitbewohner widerstanden, welche die irritierende Angewohnheit hatten, die Familie aus irgendwelchen dunklen Winkeln heraus anzuglotzen. Die Opossum-Familie hatte ihrerseits wohl instinktiv schnell spitzbekommen, dass sie dank ihrer neunjährigen Schutzpatronin einen Sonderstatus genoss, und nicht lange gebraucht, um das reichhaltige kulinarische Angebot der Küche zu sondieren. Typisch Cassandra, dachte Adrian. Eine streitbare Fürsprecherin.

»Adrian, du weißt, was du gesehen hast.« Sie wiederholte sich, mit noch größerem Nachdruck. Ihre Stimme hatte diesen vertrauten beharrlichen Unterton. Wenn Cassie in all den Jahren ihrer Ehe wirklich etwas wollte, hatte es bei ihr immer geklungen wie ein Protestsong von 1960.

Er drehte sich zum Bett um. Cassie lag lässig da und sah ihm mit dem verlockenden Blick eines Künstlermodells entgegen. Sie war die schönste Halluzination, die er sich vorstellen konnte. Sie trug ein lose sitzendes, kornblumenblaues Hemd und nichts darunter, und obwohl kein Fenster offen war und sich im Zimmer kein Lüftchen regte, schien es sich unter einer leichten Brise verführerisch an ihren Körper zu schmiegen. Adrian merkte, wie sich sein Puls beschleunigte. Die Cassie, die ihn vom Bett aus anlächelte, war vielleicht gerade mal achtundzwanzig, wie in dem Jahr, in dem sie sich kennenlernten. Ihre Haut strahlte vor Jugend, jede Kurve ihres Körpers, ihrer zarten Brüste, schmalen Hüften und langen Beine war handgreiflich lebendige Erinnerung. Sie schüttelte die dunkle Mähne und zog kaum merklich die Mundwinkel herunter, so wie sie es immer tat, wenn sie mit etwas nicht einverstanden war; es bedeutete, dass es ihr sehr ernst war und dass er ihr gut zuhören musste. Er hatte in ihrer Ehe nicht lange gebraucht, um mitzubekommen, wann ihr etwas wichtig war.

»Du siehst schön aus«, sagte er. »Weißt du noch, wie wir damals nachts im August am Cape nackt im Meer gebadet haben und danach in den Dünen unsere Kleider nicht wiederfanden, weil wir mit der Strömung abgetrieben waren?« Cassandra schüttelte den Kopf. »Wie könnte ich das vergessen? Das war unser erster gemeinsamer Sommer. Ich kann mich an jede Einzelheit erinnern. Aber deshalb bin ich nicht hier. Du weißt, was du gesehen hast.«

Adrian hätte ihr gerne mit den Fingerspitzen über die Haut gestrichen, um sich jede elektrisierende Berührung ins

Gedächtnis zu rufen. Doch er hatte Angst, sie könnte verschwinden, wenn er die Hand nach ihr ausstreckte. Er war sich nicht ganz im Klaren, wie er mit dieser Halluzination umzugehen hatte, welche Regeln dafür galten. Nur dass sie nicht gehen sollte, wusste er mit absoluter innerer Gewissheit. »So ganz stimmt das nicht«, antwortete er langsam. »Ich bin mir keineswegs sicher.«

»Ich weiß, das ist letztlich nicht dein Gebiet«, sagte Cassie. »Jedenfalls nicht genau. Du hast nicht zu den Jungs von der Forensik gehört, die Serienmörder und Terroristen dekonstruieren und dann ihre Studenten mit den blutrünstigen Details bei Laune halten. Du hast diese Ratten in ihren Käfigen und den Labyrinthen geliebt, du wolltest rausbekommen, was sie machen, wenn sie die richtigen Impulse bekommen. Aber du verstehst mit Sicherheit genug von Psychopathologie, um den vorliegenden Fall richtig einzuschätzen.«

»Das kann alles Mögliche gewesen sein. Und bei meinem Anruf hat die Polizei gesagt ...«

Cassie fiel ihm ins Wort. »Es interessiert mich nicht, was sie dir gesagt haben. Sie war da, auf dem Bürgersteig, und dann war sie plötzlich verschwunden.« Sie legte den Kopf zurück, als suchte sie an der Decke oder am Himmel nach der Antwort – noch so eine vertraute Geste, die ihm sagte, er solle nicht so stur sein. Sie war Künstlerin gewesen und hatte die Dinge mit den Augen einer Künstlerin erfasst: Zieh eine Linie, mach einen Pinselstrich auf der Leinwand – das Übrige klärt sich dann von selbst. Diesem Blick gen Himmel folgte immer etwas Forderndes, Zugespitztes. Er hatte diese Gewohnheit geliebt, weil sie sich dann immer so sicher schien. »Es war ein Verbrechen«, fuhr sie fort. »Kann gar nicht anders sein. Du bist Zeuge geworden. Durch Zufall. Einen Glücksumstand. Was auch immer. Nur du. Jetzt hast du also ein paar wenige, zusammenhanglose Teile in einem schwierigen Puzzle. Es liegt bei dir. Setz sie zusammen.«

Adrian überlegte. »Hilfst du mir dabei? Ich bin krank. Ich meine, Possum, ich bin richtig krank. Ich hab keine Ahnung, wie lange ich überhaupt noch funktioniere. Mir scheinen die Dinge schon jetzt zu entgleiten, ich verliere die Kontrolle. Wenn ich diese Sache in die Hand nehme – was immer diese Sache ist –, weiß ich nicht mal, ob ich lange genug lebe ...«

»Vor ein paar Minuten wolltest du dich noch erschießen«, sagte Cassie kurz angebunden, als erklärte das alles. Sie hob die Hand und deutete mit einer vagen Geste auf die Ruger Neunmillimeter.

»Ich konnte nicht einsehen, welchen Sinn es haben sollte, noch länger zu warten ...«

»Aber du hast gesehen, wie dieses Mädchen auf der Straße verschwunden ist. Und das ist wichtig.«

»Ich weiß ja nicht mal, wer sie ist.«

»Es spielt keine Rolle, wer sie ist, sie hat die Chance verdient, am Leben zu bleiben. Und du bist der Einzige, der sie ihr geben kann.«

»Ich hab keine Ahnung, wo ich anfangen soll ...«

»Puzzleteile. Rette sie, Adrian.«

»Ich bin kein Kripo-Ermittler.«

»Aber du kannst wie einer denken, nur besser.«

»Ich bin alt und krank, und mein Verstand lässt nach.«

»Dein Verstand tut's noch gut genug. Nur noch dies eine Mal. Dann ist alles vorbei.«

»Ich schaff das nicht allein.«

»Du wirst auch nicht allein sein.«

»Ich hab noch nie jemanden retten können. Ich konnte weder dich noch Tommy, noch meinen Bruder retten oder sonst irgendeinen Menschen, den ich wirklich geliebt habe. Wie soll ich jemanden retten, den ich nicht mal kenne?«

»Ist das nicht die Antwort, nach der wir alle suchen?« Cassie lächelte jetzt. Er wusste, dass sie wusste, dass sie gewonnen hatte. Sie gewann immer, weil Adrian bereits in den ersten Minuten ihrer gemeinsamen Jahre herausgefunden hatte, dass es ihm viel mehr Spaß machte, ihr zuzustimmen, als sich mit ihr zu streiten.

»Du warst so schön, als du jung warst«, sagte Adrian. »Ich habe nie begriffen, wieso eine so schöne Frau mit mir zusammen sein wollte.«

Sie lachte. »Frauen wissen so etwas«, sagte sie. »Männern mag es ein Rätsel sein, Frauen nicht. Wir wissen es einfach.« Adrian schwieg einen Moment. Er hatte das Gefühl, dass ihm Tränen in die Augen traten, doch er wusste nicht, worüber er hätte weinen sollen, außer über alles.

»Es tut mir so leid, Cassie. Ich hatte nicht die Absicht, alt zu werden.« Das klang idiotisch, stellte er fest. Aber auf verquere Weise auch logisch. Er schloss einen Moment die Augen, um auf diesen leisen Klang zu hören. Es war wie ein Orchester, das nach symphonischer Vollendung strebte. »Ich hasse es, allein zu sein«, sagte er. »Ich hasse es, dass du tot bist.«

»Das hier wird uns einander näher bringen.«

Adrian nickte. »Ja«, sagte er. »Ich glaube, du hast recht.« Er spähte zu der Kommode hinüber. Dort stapelten sich die Rezepte des Neurologen. Er hatte beschlossen, sie wegzuworfen, doch jetzt nahm er sie in die Hand. »Vielleicht«, sagte er langsam, »helfen die mir ein bisschen weiter ...«

Er drehte sich um, doch Cassie war vom Bett verschwunden. Adrian seufzte. Fang an, befahl er sich. Es bleibt so wenig Zeit.

Sie öffnete die Tür und blieb dann stehen. Sie spürte die auffallende Erregung und wollte sie einen Moment lang auskosten.

Linda legte großen Wert auf Ordnung und Verlässlichkeit. Das galt sogar für ihre Passionen. Für eine Frau mit ausgefallenen Begierden und exotischen Vorlieben hatte sie einen ausgeprägten Sinn für Routine und klare Regeln. Sie zog es vor, ihre Ausschweifungen zu planen, so dass sie bei jedem Schritt genau wusste, was sie erwarten konnte und wie es sich anfühlen würde. Das schmälerte nicht den Genuss, sondern machte ihn exquisiter. Es war, als lägen diese beiden Aspekte ihrer Persönlichkeit im ständigen Widerstreit miteinander und zerrten sie in entgegengesetzte Richtungen. Andererseits liebte sie die Spannung, die daraus entstand; es gab ihr das Gefühl, einzigartig zu sein, und machte sie zu der wirklich außergewöhnlichen kriminellen Persönlichkeit, für die sie sich – wie auch Michael – hielt. Linda sah sich gerne als Faye Dunaways Bonnie und Michael als Warren Beattys Clyde. Sie hielt sich für eine sinnliche, poetische und verführerische Frau. Das hatte nichts mit Arroganz zu tun, sondern entsprach einer realistischen Einschätzung ihres Aussehens und ihrer Wirkung auf Männer.

Natürlich gab sie nichts auf die Kerle, die sie anstarrten. Sie hatte nur Augen für Michael. Linda war davon überzeugt, dass sie beide für eine außergewöhnliche Beziehung Maßstäbe setzten.

Langsam ließ sie den Blick über den Kellerraum schweifen. Nackte weiße Wände. Ein altes, braunes Metallbett mit einem weißen Laken auf einer schmutzigen grauen Matratze. Eine mobile Toilette in der Ecke. Große Deckenleuchten, die erbarmungslos in alle Ecken strahlten. Die aufgestaute, heiße Luft roch unangenehm nach Desinfektionsmitteln und frischer Farbe. Michael hatte wie immer gute Arbeit dabei geleistet, für Serie Nummer 4 alles herzurichten. Manchmal konnte sie es immer noch nicht glauben, wie geschickt er geworden war – wo doch seine eigentliche Expertise die Arbeit am Computer und die Web-Operations waren, sein Fachgebiet am College und an der Uni. Doch er konnte genauso gut mit einem Elektroböhrer oder Hammer und Nagel umgehen. Er war ein richtiger Hansdampf in allen Gassen.

Sie rief sich zur Ordnung und machte eine kritische Bestandsaufnahme. Was konnte sie in diesem Zimmer sehen, das dem Keller irgendeine wiedererkennbare Identität verlieh? Was könnte im Hintergrund des Webcasts erscheinen und auch nur den geringsten Anhaltspunkt dafür liefern, wo sie sich befanden und wer sie waren?

Sie wusste, dass so alltägliche Dinge wie eine Rohrleitung oder ein Wasserboiler oder eine Lampe einen findigen Polizeibeamten auf ihre Spur lenken konnte – falls überhaupt irgendeiner sich ihren Webcast ansah. So konnten irgendwelche Anschlüsse einem Standardmaß in Inches statt Zentimetern entsprechen und besagtem cleverem Ermittler, den sich Linda gerne vorzustellen versuchte, verraten, dass sie sich in den USA befanden. Der Wasserboiler könnte ein Fabrikat von Sears sein und einem Modell entsprechen, das nur im östlichen Teil der USA vertrieben wurde. Die Beleuchtung könnte sich bis zu einem bestimmten Baumarkt zurückverfolgen lassen.

Solche Einzelheiten konnten diesem fiktiven Ermittler einfach auf die Sprünge helfen. Er wäre eine Mischung aus Miss Marple und Sherlock Holmes, mit einer Prise zupackendem Realitätssinn, wie man ihn aus den gängigen Fernsehserien kannte. Vielleicht täuschte er einen verknitterten Columbo-Look vor oder eher den Hightech-Charme eines Jack Bauer. Doch sie rief sich ins Gedächtnis, dass es ihn da draußen gar nicht gab, sondern nur ihre Klientel. Die wiederum stand Schlange, um ihre Kreditkartenzahlungen durchzuführen und dann genüsslich das Drama auf Whatcomesnext.com zu verfolgen.

Linda schüttelte den Kopf und atmete tief durch. Der Blick auf die Welt durch die verengte Linse der Paranoia versetzte sie in Erregung; die Leidenschaften, die Serie Nummer 4 weckte, rührte zu einem von der radikalen Anonymität des Schauplatzes her – eine denkbar leere Projektionsfläche, vor der sich ihre Show entfaltete. Niemand, absolut niemand konnte zu irgendeinem Zeitpunkt vorhersagen, was im nächsten Moment passieren würde – und darin lag gerade der Reiz. Pornographie war ganz und gar explizit – die Bilder ließen keinerlei Zweifel am Geschehen; ihre Kunst war das genaue Gegenteil. Es ging um plötzliche Wendungen. Das Unerwartete, Unerhörte. Es ging um Visionen. Es ging um Erfindungsgabe. Es ging um Leben und Tod.

Sie schloss die Tür hinter sich. Sie brauchte einen Moment, um sich die Maske vor dem Gesicht zurechtzuziehen; für dieses erste Mal hatte sie sich für eine einfache schwarze Wollmütze entschieden, die ihr struppiges blondes Haar verbarg und nur einen Schlitz für die Augen hatte. Es war die Art Kopfbedeckung, die Terroristen bevorzugten, und wahrscheinlich würde sie für die gesamte Dauer von Serie Nummer 4 noch öfter darauf zurückgreifen, auch wenn sie ein bisschen eng war. Ihr Körper steckte in einem weißen Chemikalienanzug aus Papier, der raschelte und knisterte, wenn sie einen Schritt vorwärts machte. Der Anzug verbarg ihre Figur; niemand konnte sagen, ob sie kräftig oder zart gebaut war, ob jung oder alt. Linda hatte unter dem Anzug einige Rundungen zu bieten; mit dieser Verkleidung nahm sie sich selber auf den Arm. Das Material zwickte an der nackten Haut wie ein Liebhaber, der zusammen mit der größeren Wonne

kleinere Dosen Schmerz verabreichte.

Sie zog sich OP-Handschuhe an. Auch ihre Füße steckten in den blauen sterilen Schlappen, die im Operationssaal Vorschrift waren. Unter ihrer Maskierung grinste sie bei dem Gedanken: Das hier ist ein Operationssaal.

Sie machte noch ein paar Schritte. Ich bin hübsch hässlich, dachte sie und drehte sich zu der Gestalt auf dem Bett um.

Jennifer, rief sie sich ins Gedächtnis. Jetzt nicht mehr. Jetzt ist sie Nummer 4. Alter: 16. Ein beliebiges Mädchen aus einem abgeschiedenen Universitätsstädtchen, im Rahmen ihres Plans auf einer typischen Vorstadtstraße aufgelesen. Sie kannte die Adresse von Nummer 4, ihre Festnetznummer, ihre Freunde und noch einiges andere, was ihr eine sorgfältige Überprüfung des Rucksacks, des Handys und der Brieftasche verraten hatte.

Linda trat in die Mitte des Raums, immer noch drei bis vier Meter von dem alten Eisenbett entfernt. Wie der Regisseur einer Fernseh-Sitcom hatte Michael ein paar blasse Kreidelinien auf den Boden gemalt, um ihr zu zeigen, welche Kamera sie an welcher Stelle aufnahm. An wichtigen Punkten, an denen sie stehen sollte, hatte er mit Klebeband jeweils ein X angebracht. Profil. Frontalansicht. Von oben. In der Vergangenheit hatten sie gelernt, dass es wichtig war, immer daran zu denken, welche Kameraeinstellung jeweils zur Verfügung stand und was dabei zu sehen war. Die Zuschauer erwarteten mehrere Perspektiven und professionelle Kameraarbeit. Als zahlende Voyeure verlangten sie nur das Beste – ständig hautnah dabei zu sein.

Es befanden sich fünf Kameras im Raum, auch wenn nur eine sofort ins Auge sprang, die fest installierte Sony HD auf einem Stativ, die aufs Bett gerichtet war. Bei den anderen handelte es sich um Mini-Kameras, die in der Decke und in zwei Ecken der künstlichen Wände eingelassen waren. Nur eine würde die Tür aufnehmen und war dramatischen Momenten vorbehalten, wenn entweder Michael oder sie selbst den Raum betrat. Es würde die Zuschauer erregen, weil sie wussten, dass etwas Dramatisches bevorstand. Linda wusste, dass sie in diesem Moment nicht lief. Dieser erste Besuch diente eher der Vorbereitung, eine Art Probelauf.

In ihrer Tasche befand sich eine kleine elektrische Fernbedienung. Sie legte den Finger auf den Knopf, der das elektronisch gesendete Bild einfrieren würde. Sie wartete bis zu dem Moment, in dem sich das Mädchen mit der Kapuze ein wenig in Lindas Richtung drehte, erst dann drückte sie auf den Knopf.

Sie werden wissen, dass sie etwas gehört hat, aber nicht, was. Michael und sie hatten längst begriffen, wie man mit solchen Tricks die Verkaufsziffern in die Höhe trieb.

Sie ging langsam auf das Bett zu und beobachtete, wie Nummer 4 versuchte, ihren Bewegungen zu folgen.

Bis jetzt hatte sie noch nichts gesagt. Manche trieb die Angst dazu, wie ein Wasserfall draufloszuplappern, zu betteln und zu flehen und in eine kindliche Rolle zurückzufallen, während andere es schafften, düsteres, resigniertes Schweigen zu bewahren.

Sie wusste nicht, wie Nummer 4 sein würde. Sie war die Jüngste, die sie je zum Einsatz gebracht hatten, was es auch für Michael und sie zu einem Abenteuer machte.

Linda ging am Fuß des Bettes in Stellung. Sie sprach in unbeteiligt, ausdruckslosem Ton, der ihre eigene Erregung verbarg. Sie hob weder die Stimme, noch betonte sie einzelne Wörter, sondern blieb vollkommen kalt. Sie war ebenso darin geübt, Drohungen auszusprechen, wie, sie in die Tat umzusetzen. »Sag nichts. Beweg dich nicht. Schrei nicht und wehr dich nicht. Hör einfach nur gut zu, und dir passiert nichts. Wenn du das hier überleben willst, dann tust du immer genau das, was man dir sagt, egal, wozu du aufgefordert wirst und wie es sich für dich anfühlt, es zu tun.«

Das Mädchen auf dem Bett erstarrte und zitterte, sagte jedoch nichts.

»Das sind die wichtigsten Regeln. Später kommen andere dazu.« Sie legte eine Pause ein, weil sie halb damit rechnete, dass das Mädchen sie jetzt anbetteln würde, doch Jennifer blieb stumm. »Von jetzt an heißt du Nummer 4.« Linda glaubte, unter der schwarzen Haube ein gedämpftes Stöhnen zu hören. Das war hinnehmbar, vorhersehbar. »Wenn dir eine Frage gestellt wird, musst du antworten. Verstehst du?«

Jennifer nickte.

»Antworte!«

»Ja«, sagte das Mädchen hastig und keuchte unter der Kapuze.

Linda schweig einen Moment und versuchte, sich die Panik unter der Camouflage auszumalen. Ein bisschen was anderes als Highschool, was, kleines Mädchen? Doch das sagte sie nicht laut. Stattdessen spulte sie einfach ihren Monolog weiter ab. »Ich will dir etwas erklären, Nummer 4. Alles, was du über dein bisheriges Leben weißt, ist hiermit zu Ende. Wer du warst, was du werden wolltest, deine Familie, deine Freunde, alles, was dir einmal vertraut war, existiert nicht mehr. Es gibt nur diesen Raum und das, was hier passiert.«

Wieder überprüfte Linda Jennifers Körpersprache, als suchte sie nach einem Zeichen, dass sie verstanden hatte. »Von jetzt an gehörst du uns.«

Das Mädchen schien sich zu versteifen, doch sie heulte nicht los. Das hatten sie schon anders erlebt. Besonders Nummer 3 hatte sich fast auf jeder Etappe des Weges gewehrt, gebissen und geschrien, was natürlich nicht nur Nachteile gehabt hatte, nachdem ihr und Michael klargeworden war, welche künstlerischen Techniken darauf anzuwenden waren. Es kam eine andere Art von Drama dabei heraus, und das war wiederum Teil des Abenteuers und der Faszination. Jede Versuchsperson erforderte ein eigenes Regelwerk. Jede war vom ersten Moment an einzigartig. Sie spürte, wie die

Erregung sie warm durchrieselte, doch sie beherrschte sich. Sie betrachtete das Mädchen auf dem Bett. Sie hört aufmerksam zu, dachte Linda. Kluges Kind.

Nicht schlecht, dachte Linda dann. Wirklich nicht schlecht. Sie wird etwas Besonderes.

Innerlich schrie Jennifer, als könnte sie wenigstens ein wenig von der blanken Angst hinausbrüllen, damit es durch die Haube, an diesen Ketten vorbei durch die Wände und die Decke drang und es irgendjemand hörte. Sie hatte das Gefühl, wenn sie irgendeinen Laut von sich geben könnte, würde es ihr vielleicht dabei helfen, sich zu erinnern, wer sie war, und nicht zu vergessen, dass sie noch lebte. Doch sie schrie nicht, sondern biss sich auf die Lippen, um nicht laut loszuschluchzen. Es gab nur Fragen und keine Antwort.

Sie spürte, dass die Stimme näher kam. Eine Frau? Ja. Die Frau in dem Transporter? Wer sonst. Jennifer versuchte sich zu erinnern, was sie gesehen hatte. Ihr gelang nur ein ganz kurzer Blick auf eine Frau, die älter war als sie, aber nicht so alt wie ihre Mutter, und eine schwarze Strickmütze über das Haar gezogen hatte. Blondes Haar. Sie sah eine Lederjacke, doch das war's auch schon. Der Schlag, der sie im Gesicht getroffen hatte, so dass sie ins Wanken kam, hatte alles andere ausgelöscht.

»Hier ...« Es hörte sich an, als würde ihr etwas angeboten, doch sie wusste nicht, was. Sie hörte ein metallisches Schnappgeräusch und fuhr unwillkürlich zurück. »Nein, nicht bewegen.«

Jennifer erstarrte.

Es verging ein Moment, dann fühlte sie, wie die losen Falten ihrer Haube nach vorne gezogen wurden. Sie war sich immer noch nicht im Klaren, was jetzt passierte, doch dann hörte sie das Geräusch einer Schere. Ein Stück Stoff fiel herunter und hinterließ eine kleine Öffnung an ihrem Mund.

»Wasser.«

Ein Plastikstrohhalm wurde durch den Schlitz geschoben, so dass er ihr gegen die Lippen stieß. Sie hatte plötzlich schrecklichen Durst – so sehr, dass alles andere, was passierte, erst einmal hinter dem Wunsch zurückstand, etwas zu trinken. Sie ergriff den Strohhalm mit der Zunge und den Lippen und sog fest daran. Das Wasser war etwas salzig, mit einem undefinierbaren Beigeschmack.

»Besser?« Sie nickte. »Du wirst jetzt schlafen. Später erfährst du, was genau von dir erwartet wird.«

Jennifer hatte einen Geschmack wie nach Kreide auf der Zunge. Unter der Kapuze merkte sie, wie ihr im Kopf alles herumwirbelte. Sie verdrehte die Augen, und als sie erneut in innere Dunkelheit versank, fragte sie sich, ob sie vergiftet worden war, was keinerlei Sinn ergab. Nichts ergab einen Sinn außer dem schrecklichen Gefühl, dass die Frau mit der monotonen Stimme und der Mann, der sie bewusstlos geschlagen hatte, genau zu wissen schienen, was sie wollten. Sie hatte ein unbändiges Verlangen, etwas laut zu rufen, zu protestieren oder einfach nur ihre eigene Stimme zu hören. Doch bevor sie irgendwelche Worte formen und über die rissigen Lippen bringen konnte, hatte sie das Gefühl, auf einem schmalen Grat zu schwanken. Und als die unverhohlen ins Wasser gemischte Droge sie richtig erfasste, merkte sie nur noch, wie sie fiel.

Bis sie in ihr Büro kam, war es weit nach Mitternacht. Abgesehen von der Telefonzentrale und ein paar Streifenpolizisten, die Nachtdienst schoben, war das Gebäude verwaist. Die Kollegen, die über das nahe gelegene College und die Vorstadtstraßen wachten, waren draußen auf Streife oder tummelten sich in einem Dunkin' Donuts, um sich mit Kaffee und einem süßen Snack zu stärken.

Sie eilte zu ihrem Schreibtisch und rief augenblicklich die Polizei-Nebendienststellen an der Busstation in Springfield und dem Bahnhof im Zentrum an. Des Weiteren meldete sie den Fall bei der Kaserne der Staatspolizei an der Mautschranke sowie der Verkehrspolizei von Boston. Die Gespräche waren kurz und bündig – eine allgemeine Beschreibung von Jennifer, eine knappe Bitte, die Augen nach ihr offen zu halten, und das Versprechen, noch ein Foto sowie eine Vermisstenmeldung zu faxen. Auf offizieller Ebene brauchten die Dienststellen jeweils eine eigene Ausfertigung der Dokumente, um in Aktion zu treten; inoffiziell genügte es vielleicht, ein paar Telefonate zu führen und ein paar Funkmeldungen an die Nachtschicht der Busstation und auf den Autobahnen rauszugeben. Mit ein bisschen Glück, hoffte Terri, würde ein Staatspolizist die Kleine irgendwo mutterseelenallein als Anhalterin an einer Auffahrt stehen sehen. Oder ein Cop erwischte sie irgendwo in einer Schlange an einem Schalter am Nordbahnhof, und der Fall wäre mehr oder weniger gelöst: eine Standpauke, eine Fahrt im Streifenwagen, eine tränenselige (die Mutter) und trotzig (die Tochter) Wiedervereinigung, und alles wäre wie gehabt, bis sie das nächste Mal beschloss zu türmen.

Terri arbeitete zügig daran, die Voraussetzungen für ein rosiges Wir haben sie!-Szenario zu schaffen. Sie warf Tasche, Polizeimarke, Revolver und Notizbuch auf ihren Schreibtisch in dem Kaninchenbau mit der offiziellen Bezeichnung Büro der Kriminalpolizei, unter den Cops als Gold Shield City bekannt. Sie wählte eine Nummer nach der anderen, sprach persönlich mit Einsatzzentralen und den Kollegen vom Nachtdienst und legte dabei den bewährten, freundlich forschenden Ton an den Tag, der signalisierte, dass sie zügiges Handeln erwartete.

Als Nächstes war der Sicherheitsdienst von Verizon Wireless an der Reihe. Sie stellte sich der Person im Callcenter in Omaha vor und erklärte ihr die Dringlichkeit der Situation. Sie wollte, dass ihr jeder Gebrauch von Jennifers Handy unverzüglich gemeldet wurde, einschließlich dem Handymast, über den der Anruf gesendet wurde. Vielleicht war Jennifer ja nicht bewusst, dass ihr Handy wie eine Signalstation war, die sich zu ihr zurückverfolgen ließ. Sie ist zweifellos schlau, dachte Terri, aber so schlau nun auch wieder nicht.

Anschließend benachrichtigte Terri den nächtlichen Sicherheitsdienst der Bank of America, damit die Leute ihr Bescheid gaben, wenn Jennifer versuchte, ihre Kontokarte zu benutzen. Sie hatte keine Kreditkarte – Mary Riggins und Scott West hatten ihr unmissverständlich klargemacht, dass ein solcher Luxus etwas für die Kinder betuchterer Eltern sein mochte, aber nichts für Jennifer. Terri hatte ihnen die Beteuerung nicht ganz abgekauft.

Sie überlegte, ob es sonst noch irgendetwas gab, das sie gegen Jennifers Unsichtbarkeit unternehmen konnte. Sie war bereits über die formalen Richtlinien ihrer Dienststelle hinausgegangen, denn streng nach Vorschrift konnte man eine Vermisstenanzeige erst nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden aufgeben, und es wurde nicht als Verbrechen eingestuft, von zu Hause wegzulaufen. Noch nicht – nicht, bis tatsächlich etwas passierte. Es ging hier aber darum, das Kind zu finden, bevor ein Verbrechen passierte.

Nachdem sie die Anrufe erledigt hatte, trat Terri an einen großen schwarzen Aktenschrank in einer Ecke des Büros. Die Familienakte der Riggins dokumentierte die beiden vorherigen Ausreißversuche. Nach dem letzten Versuch vor über einem Jahr hatte Terri den Ordner in der Abteilung für nicht abgeschlossene Fälle gelassen. Eigentlich hätte er ins Archiv gehört, doch Terri hatte gewusst, dass es früher oder später zu dieser Nacht kommen würde, auch wenn sie nicht genau sagen konnte, wieso.

Sie nahm den Ordner aus dem Schrank und kehrte an ihren Schreibtisch zurück. Die meisten Informationen hatte sie im Kopf – Jennifer war ein Teenager, den man nicht so leicht vergaß –, doch sie wusste, dass es wichtig war, die Details durchzugehen, da es bei einem ihrer früheren Versuche vielleicht irgendeinen Hinweis darauf gab, wohin es sie heute ziehen mochte. Gute Polizeiarbeit passierte zu einem beträchtlichen Teil auf die Ochsentour und erforderte einen Blick fürs kleinste Detail. Sämtliche Berichte zu dem Fall, die sie die bürokratische Befehlskette hinaufschickte, sollten eindeutig zu erkennen geben, dass sie jeder erfolgversprechenden Spur nachgegangen war, so gering die Aussichten auf »Erfolg« auch schienen.

Sie seufzte. Es würde nicht so leicht werden, Jennifer zu finden. Im Grunde konnte sie nur hoffen, dass dem Teenager das Geld ausging, bevor ein Zuhälter sie zur Prostitution zwang oder drogenabhängig machte oder bevor sie vergewaltigt und ermordet wurde und Terri nur noch bei ihrer Mutter anrufen musste, um ihr das mitzuteilen. Das Problem war, wie ihr immer klarer wurde, dass Jennifer diese Flucht vorbereitet hatte. Sie war ein entschlossenes junges Mädchen, eigensinnig und intelligent. Terri glaubte nicht, dass Jennifer es in den Genen hatte, bei den ersten Schwierigkeiten

aufzugeben.

Terri öffnete die Fallakte und legte sie neben den Laptop, den sie aus Jennifers Zimmer mitgenommen hatte. Jennifer hatte auf dessen Deckel zwei leuchtend rote Blumensticker und einen »Rettet die Wale«-Stoßstangenaufkleber angebracht. Normalerweise hätte Terri bis zum Morgen gewartet und dann die Staatsanwaltschaft gebeten, den Computer von einem ihrer Kriminaltechniker untersuchen zu lassen. Bürokratie hoch zwei. Doch Terri hatte als Gasthörerin an der hiesigen Universität einen Graduiertenkurs in Internetkriminalität belegt, und sie wusste schon genug, um auf die Festplatte zu kommen und von dem gespeicherten Inhalt ein Geisterbild zu erstellen und anschließend sämtliche Daten auf einen USB-Stick zu speichern. Sie griff nach dem Laptop und öffnete ihn.

Sie warf einen Blick aus dem Fenster und stellte fest, dass die erste Morgendämmerung durch die Zweige der stattlichen braunen Eiche am Rand des Parkplatzes fiel. Sie verweilte eine Minute bei dem Anblick. Das Licht sickerte durch die Blattknospen, kroch über die raue Rinde des Baums und machte sich entschlossen daran, die Schatten zu vertreiben. Sie wusste, dass sie nach der durchgearbeiteten Nacht eigentlich erschöpft sein müsste, doch das Adrenalin gab ihr noch einen Rest Energie. Kaffee könnte nicht schaden, dachte sie.

Sie rief sich ins Gedächtnis, dass sie bald zu Hause anrufen musste, um dafür zu sorgen, dass Laurie die Kinder weckte, ihnen ihr Lunchpaket richtete und sie rechtzeitig für den Bus aus der Wohnung scheuchte. Sie hasste es, nicht da zu sein, wenn sie erwachten – auch wenn die Kinder sich wahrscheinlich freuen würden, Laurie zu sehen. Sie fanden es immer aufregend, wenn ihre Mutter zu einem mitternächtlichen Polizeieinsatz gerufen wurde. Einen Moment schloss Terri die Augen und geriet in Panik: Würde Laurie sich vergewissern, dass sie in den Bus einstieg? Sie würde sie doch wohl nicht einfach auf dem Bürgersteig warten lassen ...

Terri schüttelte den Kopf. Dafür war ihre Freundin viel zu verlässlich. Die Angst, gab sie zu, sitzt immer dicht unter der Haut und lauert nur darauf, durchzubrechen.

Sie drückte auf den Einschaltknopf des Computers, und der Apparat ging blinkend an. Bist du da, Jennifer? Was wirst du mir verraten? Sie wusste, dass jede Minute, die verging, wertvoller war als die letzte. Sie wusste auch, dass sie auf das Plazet von oben hätte warten müssen, um den Laptop auszuloten. Aber das war ihr einerlei.

Michael war über alle Maßen mit sich zufrieden.

Nachdem er den gestohlenen Lieferwagen verbrannt hatte, war er auf der Autobahn zu einer Raststätte abgebogen. Zwischen einem McDonald's und einem geschlossenen Joghurteis-Stand beobachtete er dort, eine Tasse Kaffee in der Hand, die Reisenden, die an ihm vorüberströmten, und wartete, bis er sicher sein konnte, dass niemand in der Damentoilette war. Er hatte mit einem Blick erfasst, dass es im Vorraum zu den Toiletten keine Sicherheitskameras gab. Dennoch hatte er die ganze Zeit eine dunkelblaue Baseballkappe tief ins Gesicht gezogen, so dass der Schirm sein Profil vor einer irgendwo versteckten Linse schützte.

Er zerknüllte den Kaffeebecher, warf ihn in den Abfalleimer und lief zur Tür mit der Aufschrift HERREN, um im letzten Moment in die benachbarte Tür auszuscheren. Er blieb nur wenige Sekunden – gerade lange genug, um Jennifer Riggins' Bibliotheksausweis mit der Vorderseite nach oben neben einem WC zu plazieren, wo er wahrscheinlich von der nächsten Putzkolonne beim Wischen des Bodens aufgelesen würde. Er wusste zwar, dass sie den Ausweis vielleicht einfach in den Abfall werfen würden, doch mit ein bisschen Glück taten sie es nicht.

Wieder in seinem Truck, machte es sich Michael auf dem Fahrersitz bequem und zog einen kleinen Laptop heraus. Zu seiner Zufriedenheit stellte er fest, dass das Raststättengelände eine drahtlose Internetverbindung bot. So wie der Lieferwagen, den sie verwendet hatten, war auch der Computer gestohlen. Er hatte ihn vor drei Tagen von einem Tisch im Speisesaal an der Universität geklaut. Es war ein Kinderspiel gewesen. Er schnappte sich den Computer einfach, als ein Student aufstand, um sich einen Cheeseburger zu besorgen. Mit Fritten, tippte Michael. Das Entscheidende bei der Aktion war gewesen, ihn sich nicht einfach zu nehmen und damit wegzurennen und unnötig Aufmerksamkeit zu erregen. Stattdessen hatte er ihn in eine schwarze Laptoptasche aus Neopren gesteckt und war damit zu einem Tisch auf der anderen Seite des Saals gegangen, hatte dort gewartet, bis der Student zurückkehrte, den Verlust entdeckte und brüllte. Er hatte das Diebesgut in einem Rucksack versteckt und war zu der kleinen Gruppe zurückgekehrt, die den wütenden Studenten umringte.

»Mann, du musst sofort den Sicherheitsdienst verständigen«, hatte er im Brustton des älteren Semesters geraten. »Ich würde da keinen Moment warten.« Diese Ansicht war allgemein auf zustimmendes Gemurmel gestoßen, und in der kurzen Zeit danach, in der Handys gezückt wurden und Wirrwarr herrschte, hatte sich Michael einfach mitsamt Rucksack und Laptop dezent aus dem Staub gemacht. Danach war er forsch durch die Studentencliquen marschiert, die draußen auf dem Parkplatz standen, wo Linda auf ihn wartete.

Mancher Diebstahl, dachte er, war unglaublich einfach. Mit Hilfe des Laptops hatte Michael binnen Sekunden einen Fahrkartenschalter für die Trailway-Buslinien nach Boston gefunden. Anschließend hatte er die Kreditkartennummer der Visa-Karte eingetippt, die er aus Jennifers Briefftasche hatte. Er nahm an, dass es sich bei »M. Riggins« um ihre Mutter handelte. Er kaufte eine einfache Fahrkarte für einen Bus, der um 2 Uhr morgens nach New York fuhr. Es ging darum, für den Fall, dass jemand nach Jennifer suchte, eine erste Spur zu legen. Eine Spur, die bald im Sande verlief, dachte er.

Danach hatte er den Gang eingelegt und den Rastplatz verlassen. Er kannte einen Müllcontainer hinter einem großen Bürogebäude nicht weit von Boston, der frühmorgens geleert wurde, und wollte den Laptop dort unter jeder Menge Abfall entsorgen. Sollte jemand clever genug sein, die Reservierung zurückzuverfolgen, so würde er eine ziemlich seltsame IP-Adresse finden.

Die nächste Station war der Busbahnhof von Boston. Es handelte sich um ein wuchtiges, quadratisches Gebäude, das sich in Diesel- und Ölschwaden und grelles Neonlicht hüllte. Es herrschte ein unablässiger Gezeitenwechsel aus Passagieren und Bussen, die in die Straßen und die Sehenswürdigkeiten der City strömten, bevor sie auf der Route 93 nach Norden oder Süden beziehungsweise auf der 90 nach Westen weiterfuhren. Es erinnerte ihn daran, wie sich, wenn man ein Thermometer auf einen harten Boden fallen lässt, die winzigen silbernen Quecksilberkügelchen in alle Richtungen ausbreiten.

Die Busstation verfügte über eine elektronische Fahrkartenausgabe, doch er wartete, bis sich mehrere Leute um den Apparat scharten, der einem Bankautomaten glich. Er stellte sich an, zog die gestohlene Visa-Karte durch und bekam den Fahrschein. Es stand »M. Riggins« drauf. Er hielt den Kopf gesenkt. Er wusste, dass sich ein großer Teil des Busbahnhofs im Visier von Überwachungskameras befand, und konnte sich vorstellen, dass ein Cop die Zeitangabe auf dem Fahrschein mit einer Videoaufzeichnung vergleichen und feststellen konnte, dass von Jennifer weit und breit nichts zu sehen war. Achtung, sagte eine warnende Stimme in seinem Kopf.

Sobald er den Fahrschein hatte, ging er zur Herrentoilette. Drinnen vergewisserte er sich, dass er allein war, dann schloss er sich in eine Kabine ein. Er öffnete seinen Rucksack und zog eine Jacke heraus, dazu einen Topfhut mit schlaffer Krempe sowie einen falschen Backen- und Schnurrbart. Er brauchte nur wenige Sekunden, um sein Äußeres zu verwandeln, wieder hinauszugehen und eine dunkle Ecke zu finden, in der er wartete.

An dem Bahnhof herrschte rund um die Uhr Polizeipräsenz, die allerdings einen eher gelangweilten Eindruck machte. Die Hauptaufgabe der Bullen bestand darin, die Augen nach Obdachlosen offen zu halten, die hierher kamen, um die Nacht an einem warmen, sicheren Ort zu verbringen, jedoch die vielen Asyle, welche ihnen zu Gebote standen, mieden. Die andere Aufgabe der Bullen war es wohl, Übergriffe zu verhindern, die unerwünschte Schlagzeilen nach sich ziehen könnten. Der Busbahnhof war ein Ort voller Spannungen; Michael hatte ein Gespür dafür, dass hier normale, unbescholtene Bürger und kriminelle Elemente aufeinandertrafen, zwei unvereinbare Welten allzu eng auf Tuchfühlung gingen. Er selbst gehörte allem Anschein nach zur unbescholtenen Sorte, eine gelungene Tarnung.

Eine ganze Weile wartete er auf einem unbequemen Hartschalensessel aus rotem Plastik und trommelte nervös mit den Zehen, während er sich so lange bedeckt hielt, bis er sah, was er brauchte: drei Mädchen im College-Alter mit einem offenbar nicht sehr aufmerksamen Freund. Sie hatten alle Rucksäcke dabei und schienen sich aus der vorgerückten Stunde nichts zu machen. Andererseits sahen sie nach typischen Gutmenschen aus, die sich bemühen würden, das Richtige zu tun, wenn sie etwas fanden, das ihnen nicht gehörte. Sie würden es jemandem melden. Und genau das entsprach seiner Absicht. Geheimnis über Geheimnis.

Mit hochgeschlagenem Kragen und heruntergezogenem Hut, weil an dieser Stelle mit Sicherheit alles aufgezeichnet wurde, stellte er sich gemächlich hinter ihnen in die Schlange. Dieses verdammte Antiterrorgesetz, witzelte er innerlich angesichts der Überwachungswut. Nur dass man in Internetforen unschwer Beiträge finden konnte, die einem ziemlich präzise verrieten, wo sich die Dinger befanden und wie sie eingestellt waren. Er wartete, bis der Trupp College-Kids sich bis zum Schalter weiterschob, wo sich alle gleichzeitig von dem gestressten Fahrkartenverkäufer abfertigen ließen. Genau in diesem Moment griff er nach vorne und steckte heimlich die Visa-Karte in eine offene Seitentasche an einem der Rucksäcke.

Taschenspielertrick, dachte er, eines Houdini würdig. Darüber musste er grinsen, denn auf seine Art war das, was er und Linda fertiggebracht hatten, Magie: Jennifer hat sich in Luft aufgelöst.

An ihrer Stelle erschien, in Handschellen und Kapuze, ein Standbild von Nummer 4 in der Cyberwelt da draußen.

Adrian stand der Apothekerin gegenüber und sah ihr dabei zu, wie sie geschickt Pillen in Behälter füllte. Gelegentlich sah sie mit einem gequälten Lächeln zu ihm auf. Er merkte, dass sie sich einen Kommentar zu den Verschreibungen nur mühsam verkneifen konnte. Es war ein zögerlicher Blick, der ihm aus seinen Lehrveranstaltungen in Erinnerung war. Einen Moment lang fühlte er sich wieder wie ein Professor. Am liebsten hätte er sich über die Theke gelehnt und ihr zugeflüstert: Ich weiß, was alle diese Pillen zu bedeuten haben, und ich weiß, dass Sie es ebenfalls wissen, aber ich habe keine Angst vor dem Sterben, nicht im Geringsten. Ich hab nur Angst davor, langsam, aber sicher zu versagen, und die da sollen mir helfen, den Prozess zu verlangsamen, auch wenn ich weiß, dass sie es höchstwahrscheinlich nicht tun.

Das wollte er ihr gerne sagen, doch er tat es nicht. Die Apothekerin hatte ihm das wohl angesehen und missverstanden. Sie kam herüber.

»Die sind wirklich teuer«, sagte sie, »sogar mit Beihilfe von Seiten der Universität. Tut mir wirklich leid.« Es war, als wollte sie ihm mit der Entschuldigung für die unerhörten Kosten der Medikamente eigentlich sagen, wie leid es ihr tue, dass er so krank war.

»Das macht nichts«, sagte er und wollte etwas hinzufügen wie Ich brauche sie sowieso nicht allzu lange, doch auch das tat er nicht.

Er kramte in seiner Brieftasche, reichte ihr eine Kreditkarte und sah, wie mehrere hundert Dollar abgebucht wurden. Ihm kam ein amüsanter Gedanke: Bezahl's einfach nicht. Wollen doch mal sehen, wie die Halsabschneider versuchen, einen sabbernden, senilen Knacker abzukassieren, der nicht mal weiß, welchen Tag wir gerade haben, geschweige denn eine Kreditkartenbuchung hinkriegt.

Adrian trug den Beutel mit den Medikamenten aus der Apotheke in einen strahlenden Vormittag. Er öffnete das Döschen und schüttete sich eine Tablette Exelon in die Hand. Es folgten eine Prozac und eine Namenda, die gegen die Verwirrung helfen sollten. Diese beiden brauchte er seiner Meinung nach noch nicht, auch wenn er einräumen musste, dass diese Einschätzung vielleicht genau das Symptom war, gegen das die Pillen helfen sollten.

Er warf nur einen kurzen Blick auf die lange Liste unangenehmer Nebenwirkungen, die jedes der Mittel mit sich brachte. Egal, sie konnten kaum schlimmer sein als das, was ihn erwartete. Der Beutel enthielt auch ein Antipsychotikum, doch das Gläschen öffnete er nicht; einen Moment lang war er in Versuchung, es wegzuerwerfen. Er schob sich die anderen Pillen in den Mund und schluckte angestrengt. Ein Anfang, sagte sich Adrian.

»Also gut, das wäre ja nun erledigt. Kommen wir zum geschäftlichen Teil«, sagte sein Bruderforsch. »Wird Zeit, rauszufinden, wer Jennifer ist.«

Adrian drehte sich langsam zu der Stimme um. »Hallo, Brian«, sagte er und verzog den Mund zu einem Lächeln. »Ich hatte gehofft, dass du früher oder später auftauchen würdest.«

Brian hockte mit angezogenen Knien auf der Motorhaube von Adrians altem Volvo und rauchte eine Zigarette. Der Rauch stieg in den blauen Himmel über ihnen auf.

Er trug einen verdreckten, abgewetzten, olivgrünen Tarnanzug, an dem lauter Blutspritzer zu erkennen waren. Seine Splitterschutzweste war zerrissen. Sein Helm lag zu seinen Füßen. In dicker schwarzer Tinte war ein Friedenssymbol darauf gemalt, auf der anderen Seite prangte ein Aufkleber mit der amerikanischen Flagge. Sein M-16 hatte er sich so zwischen die Beine geklemmt, dass er den Kolben mit den Kampfstiefeln festhielt. Brians Gesicht war schweißverschmiert und bleich. Er war dürr wie ein Gerippe und erst dreiundzwanzig Jahre alt. Er sah wie der Soldat aus, den Larry Burrows, kurz bevor er umkam, für das Life Magazine fotografiert hatte. Brian hatte es gerahmt auf dem Schreibtisch seines Büros aufgestellt, »zur Erinnerung«, hatte er Adrian einmal erklärt, ohne näher zu erläutern, woran. Das Bild befand sich zusammen mit vielen anderen persönlichen Gegenständen seines Bruders, einschließlich des Silver-Star-Ordens, von dem er keinem Menschen erzählt hatte, seit langem in einem verstaubten Karton in Adrians Keller.

Unter Adrians Augen rutschte Brian in einer gequält langsamen Bewegung, als sei er erschöpft, von der Motorhaube. Doch schon als Kind hatte er sich in seiner Lässigkeit gefallen. Nie hatte er es eilig gehabt, selbst wenn es rings um ihn her drunter und drüber ging. Das hatte schon immer zu seinen besten Eigenschaften gehört – die Fähigkeit, den Durchblick zu bewahren, wenn andere in Panik gerieten, und Adrian hatte immer diese Ruhe geliebt, die von seinem Bruder ausging. Mit ihrem Altersunterschied von nur zwei Jahren hatte sich Adrian, komme, was da wolle, in ihrer ganzen Kindheit und Jugend immer an seinem Bruder orientiert.

Wodurch Adrian sein Tod umso rätselhafter war.

Brian schüttelte sich wie ein Hund, der unwillig aus dem Schlaf erwacht, und zeigte auf seinen rechten Arm, an dem er den Uniformärmel hochgekrempelt hatte, so dass nur noch ein einziges Abzeichen zu sehen war, der breite Querbalken

und das Pferdekopfprofil der im Vietnamkrieg berüchtigten Infanterie-Division First Air Cavalry in Gelb und Schwarz. Brian streckte seine dünnen, muskulösen Arme und schlang sich die Waffe über die Schulter. Er blickte in die grelle Sonne und legte einen Moment die Hand über die Augen. »Universitätsstadt, Bruderherz«, sagte er. »Ein bisschen zahm, nicht wie Vietnam«, setzte er hinzu und rümpfte scherzhaft die Nase.

Adrian schüttelte den Kopf. »Und auch nicht wie Harvard oder die Columbia Law School. Oder diese große Firma an der Wall Street, bei der du warst. Und auch nicht wie die Wohnung auf der Upper East Side, in der du ...« Er sprach nicht weiter. »Tut mir leid«, sagte er hastig.

Brian lachte. »Das und einiges mehr. Und tu dir keinen Zwang an. Wenn du mit mir darüber reden willst, wieso ich mich umgebracht habe – dafür bleibt uns noch reichlich Zeit. Aber jetzt liegt Arbeit an, wenn ich mich nicht täusche. Die Knochenarbeit kommt immer am Anfang jeder Ermittlung. Müssen vorankommen, solange alles noch ziemlich frisch ist. Bevor die Spur kalt wird. Ich glaube, du hast schon zu lange getrödelte. Hast du nicht gehört, was Cassie gesagt hat? Sie hat dir gesagt, dass du dich ranhalten sollst. Dann legen wir also mal los. Wird höchste Zeit.«

»Ich weiß nicht so recht, wo ich anfangen soll. Es ist immer noch ziemlich ...« Adrian verstummte.

»Unheimlich? Verwirrend?« Sein Bruder unterbrach ihn mit einem Lachen. Er konnte lachen, wenn es um richtig ernste Dinge ging, so dass sie nur noch halb so beängstigend schienen. »Also, ich denke, die Pillen werden helfen. Uns den Schlamassel ein bisschen vom Hals halten, während wir sondieren, was wir wissen.«

»Aber eigentlich weiß ich doch gar nichts ...«

Brian lächelte wieder. »Und ob. Musst es nur praktisch umsetzen. Konsequenz dran arbeiten, jede Frage als ein Loch verstehen, das gestopft werden will.«

»Du warst immer ein Organisationsgenie.«

»Die Army war eine gute Schule. Das Jurastudium erst recht. Kann mich wirklich nicht beklagen.«

»Dann hilfst du mir?«

»Deshalb bin ich ja hier. Genau wie Cassandra.«

Adrian hielt inne. Tote Frau. Toter Bruder. Jeder würde die Dinge ein wenig anders sehen. Es war ihm völlig egal, wer ihn in diesem Moment dabei beobachten konnte, wie er sich angeregt mit der Luft unterhielt. Hauptsache, er wusste, wer gerade bei ihm war.

Brian hatte das Magazin aus dem M-16 genommen und klopfte damit auf die Motorhaube des Volvo, um sich zu vergewissern, dass es voll war. Adrian hätte gerne die Hand ausgestreckt und die abgewetzten Kleider berührt. Er roch getrockneten Schweiß und Dschungelmoder und ein bisschen Kordit. Es wirkte alles ganz real, und obwohl er wusste, dass es Täuschung war, hatte er nichts dagegen. »Ich hab immer gedacht, ich hätte auch gehen sollen, so wie du.« Brian schnaubte verächtlich. »Nach Vietnam? Falscher Krieg zur falschen Zeit. Sei kein alter Narr. Ich bin aus den denkbar schlechtesten Gründen gegangen. Romantische Flausen, Abenteuer und Pflichtgefühl – das war vielleicht nicht so falsch –, aber Loyalität und Ehre und all die hehren Begriffe, mit denen wir um uns schmeißen, wenn Männer in die Schlacht ziehen. Und ich hab einen hohen Preis gezahlt, falls du es vergessen hast.«

Adrian fühlte sich ein wenig zurechtgewiesen. Wenn er mit seinem jüngeren Bruder über Gefühlsdinge zu reden versuchte, hatte es ihm immer die Sprache verschlagen, und er hatte nur noch herumgedruckt. Alles an Brian schien immer so vollkommen, so bewundernswert. Ein Krieger. Ein Philanthrop. Ein Mann des Gesetzes und der Vernunft. Selbst als sie erwachsen waren und er dank seiner Ausbildung ein klinisches Verständnis davon bekam, was posttraumatische Belastungsstörung und die düsteren Depressionen zu bedeuten hatten, an denen Brian unablässig litt, war es ihm schwergefallen, die Dinge, die er im Hörsaal gelernt hatte, auf eine reelle Person zu übertragen, die er liebte. Es gab so viele Dinge, die er sagen wollte, doch kaum hatte er sie auf den Lippen, purzelten sie in die Spalten des Vergessens.

Brian schlug sich an den Blechtopfhelm auf seinem Kopf und schob ihn zurück, so dass er mit seinen blauen Augen einen Blick über den Parkplatz der Apotheke werfen konnte. »Gute Stelle für einen Hinterhalt«, sagte er träge. »Na ja, was soll's. Frage Nummer eins: Wer ist Jennifer? Das müssen wir als Erstes rausbekommen, bevor wir uns um das Wieso kümmern können.«

Adrian nickte. Sein Blick fiel auf die rosa Red-Sox-Kappe auf dem Autositz. Brian sah sie ebenfalls.

»Genau«, sagte der jüngere Bruder ruhig. »Irgendjemand wird sie wiedererkennen. Du sagst, das Mädchen war zu Fuß?«

»Ja. Sie lief ziemlich forsch Richtung Bushaltestelle.«

»Dann kam sie irgendwo aus deinem Viertel?«

»Das ist anzunehmen.«

»Na, also«, sagte Brian, »dann fang damit an. Zieh im Geist einen Kreis um den Ausgangspunkt. Sagen wir, mindestens sechs Straßen, und dann lauf sie systematisch ab. Notier dir, wo du hingehst, schreib dir die genauen Adressen auf und was die Leute sagen. Jemand wird diese Kappe sehen, den Namen hören und dich auf die richtige Fährte setzen.«

»Aber das müssen, ich weiß nicht, fünfzig, vielleicht fünfundsiebzig Häuser sein ... Das sind eine Menge Klingeln.«

»Und du wirst jede davon drücken.« Adrian nickte. »Hör mal, Audie«, sprach ihn Brian jetzt mit seinem Kosenamen aus der Kindheit an, »Polizeiarbeit besteht größtenteils aus einer Menge Lauferei. Es ist nicht Hollywood und nicht ganz so

glamourös. Es ist harte Arbeit. Wie Gewichtheben. Es geht darum, aus Möglichkeiten Fakten und Einzelheiten zu gewinnen und sie dann zusammenzusetzen. Die meisten Fälle sind Puzzlespiele. Krimiautoren und Fernsehproduzenten tun gerne so, als ginge es um die Mona Lisa oder eine Weltkarte, die aus tausend Teilen zusammengesetzt werden muss, dabei ähneln die meisten Fälle eher diesen Holzblock-Puzzles, die sie Vorschulkindern geben. Wo das Teil mit der Kuh oder der Ente in die Aussparung für die Kuh oder die Ente gesteckt wird. Aber so oder so siehst du was, wenn du fertig bist. Deshalb ist es ja so befriedigend.«

Brian überlegte. »Weißt du noch, wie ich dir von dem Fall erzählt habe, den ich da drüben hatte? Es war in dem Sommer nach meiner Rückkehr, und wir waren draußen auf dem Cape, und wir hatten am Strand ein Feuer gemacht und vielleicht ein paar Bierchen zu viel intus, und ich hab dir davon erzählt ... Die Sache, als ich am Ende jeden Mann mindestens viermal befragen musste, bevor sich die Geschichte allmählich herauskristallisierte ...«

Allerdings erinnerte sich Adrian daran. Brian hatte kaum einmal über seine Zeit beim Militärgericht und über das Kampfgeschehen gesprochen, das er erlebt hatte.

Es war um einen Fall von Vergewaltigung gegangen. 1969. Der Fall war voller irritierender Unstimmigkeiten gewesen. Bei dem Opfer handelte es sich um eine Vietcong – da war sich Brian ebenso sicher gewesen wie die Männer, die der Straftat angeklagt waren, auch wenn es keine konkreten Beweise gab. Sie gehörte also den Feinden an, folglich hatte sie das, was ihr passierte, verdient, so zumindest rechtfertigten sich fünf Männer, die sich im Vollrausch abwechselten, bis sie fast tot war. Es handelte sich um einen dieser Fälle, bei denen es einfach keine moralisch gute Seite gab, bei denen die Wahrheitsfindung in Bezug auf einen kleinen Nebenschauplatz des Krieges nichts Gutes gezeitigt hatte. Eine Vergewaltigung hatte stattgefunden. Der befehlshabende Offizier erteilte Brian den Auftrag zu ermitteln. Es gab Schuldige. Doch nichts geschah. Brian reichte seinen Bericht ein. Der Krieg ging weiter. Menschen starben.

Brian schulterte sein Gewehr und zeigte auf die Straße. »Da lang«, sagte er. »Es ist vielleicht mühsam, muss aber sein. Vergisst du auch nicht, was du die Leute fragen sollst? Wär nämlich schlecht, wenn du es vergisst ...«

»Du wirst mich immer wieder erinnern müssen«, sagte Adrian. »Irgendwie entgleiten mir die Dinge, wenn ich nicht genug drauf achte.«

»Ich werde da sein, wenn du mich brauchst«, sagte Brian.

Adrian wollte ihm gern antworten, er wünschte sich, er hätte ihm damals dasselbe sagen können. Er war nicht da gewesen, als ihn sein Bruder brauchte. So einfach war das. Er hätte darüber weinen können. Dies wiederum zeigte nur, dass seine Krankheit es ihm erschwerte, die Wechselbäder seiner Gefühle in den Griff zu bekommen. Er wusste, dass er nicht mitten an einem strahlenden, milden Frühlingsmorgen auf dem Parkplatz einer Apotheke in dem kleinen, geschäftigen Einkaufszentrum am Rande seiner Stadt in Tränen ausbrechen durfte. Er würde nur unnötig Aufmerksamkeit erregen. Es gehörte sich nicht. Schon gar nicht für den Detektiv, der er von jetzt ab werden musste. Adrian setzte sich hinters Lenkrad und machte sich auf die Heimfahrt in sein Viertel, das ihm jetzt selbst unter sonnigem Himmel viel düsterer und geheimnisvoller erschien, als er je für möglich gehalten hätte.

Von den ersten zwanzig Türen, an die er klopfte, blieb fast die Hälfte verschlossen, und die andere Hälfte erwies sich nicht als hilfreich. Die Leute waren höflich, doch kurz angebunden – sie nahmen an, dass er etwas verkaufen wollte oder für einen guten Zweck wie sauberes Trinkwasser Spenden sammelte oder wie die Zeugen Jehovas missionierte, und wenn er dann die Kappe zeigte und den Namen nannte, waren sie perplex.

Er war mit Brian, der ein Stück weiter vorne lief, allein. Sein Bruder hatte gegen die grelle Morgensonne eine Fliegerbrille aufgesetzt und legte die Energie eines jungen Mannes an den Tag, so dass er Adrian immer ein gutes Stück voraus war. Adrian fühlte sich unterwegs sehr alt – obwohl er nicht müde war und sich insgeheim darüber freute, dass sich seine festen Wadenmuskeln nicht darüber beklagten, mit dem Geist seines Bruders Schritt halten zu müssen. Er blieb stehen, hielt das Gesicht in die Sonne und starrte in die Strahlen, die mit den Schatten tanzten. Es war immer ein Wettstreit zwischen den Aufgaben, Licht hineinzubringen und das Dunkel aufzuspüren. Das brachte ihn auf ein Gedicht; seine Lieblingsdichter waren immer diejenigen, die sich auf dem schmalen Grat zwischen Gut und Böse bewegten.

»Yeats«, sagte er laut. »Brian, hast du mal Cuchulains Kampf mit dem Meer gelesen?«

Brian nahm das Gewehr herunter und blieb ungefähr einen Meter vor ihm stehen. Er kauerte sich hin, ging auf ein Knie und starrte geradeaus, als inspizierte er einen Dschungelpfad und nicht ein Vorstadtviertel. »Klar, aber sicher. Zweites Jahr über poetische Traditionen in der modernen Dichtung. Ich glaube, du hast dasselbe Seminar belegt und eine bessere Note bekommen.«

Adrian nickte. »Mir hat gefallen, wie dem Helden, als er merkt, dass er seinen einzigen Sohn getötet hat ... nur noch der Ausweg in den Wahnsinn bleibt. Also wird er verzaubert und muss mit Schwert und Schild gegen die Meereswogen kämpfen.«

»... Das unverwundbare Meer ...«, zitierte Brian. Wie zum Zeichen an einen Zug Soldaten, der ihm im Gänsemarsch folgte, und nicht nur an seinen einzigen Bruder, das Tempo zu drosseln, hob er die Hand.

Brians Blick fiel auf einen mit roten Ziegeln gepflasterten Gehweg. »Ich sag dir, Audie«, flüsterte er. »Versuch's mal an dem Haus.« Obwohl er so leise sprach, verlieh Brian diesen Worten die Autorität eines Befehls.

Adrian sah auf. Ein gepflegtes Vorstadt-Holzschindelhaus wie jedes andere auch. So wie sein eigenes Haus.

Er seufzte und stieg die Eingangstreppe hoch, während sein Bruder auf dem Bürgersteig blieb. Er klingelte zweimal, und als er gerade umkehren und wieder gehen wollte, hörte er drinnen eilige Schritte. Die Tür öffnete sich einen Spalt, und er sah sich einer Frau im mittleren Alter mit geröteten Augen und zerzaustem, blondem Haar gegenüber, die ein Geschirrtuch in der Hand hielt. Sie roch nach Zigarettenrauch und Sorgen und sah aus, als hätte sie wochenlang nicht mehr geschlafen.

»Tut mir leid, wenn ich störe«, fing Adrian an.

Die Frau starrte an ihm vorbei auf die Straße. Ihre Stimme bebte, doch sie versuchte, höflich zu sein. »Hören Sie, was immer Sie wünschen, ich bin nicht interessiert. Danke, aber nein danke.«

So schnell sie geöffnet hatte, war die Frau dabei, die Tür wieder zu schließen.

»Nein, nein«, sagte Adrian. In seinem Rücken hörte er, wie sein Bruder schrie: Zeig ihr die Kappe! Er streckte ihr die rosa Mütze entgegen.

Die Frau erstarrte.

»Die hab ich auf der Straße gefunden. Ich suche nach ...«

»Jennifer«, sagte die Frau.

Sie brach in Tränen aus.

Es gelang Terri Collins, die Festplatte von Jennifers Computer zu knacken und alles zu kopieren, ohne es gleichzeitig zu löschen, war es heller Vormittag, und sie fühlte sich trotz eines kleinen Nickerchens auf einem Sofa vor einem der Vernehmungszimmer wie gerädert. Das Büro rings um sie her war zu geschäftigem Leben erwacht. Die anderen drei Kommissare ihres bescheidenen Reviers saßen an ihren Schreibtischen und telefonierten oder gingen bei ihren diversen offenen Fällen anderen Aufgaben nach.

Zu allem Überfluss hatte sie vom Büro des Chiefs eine Aufforderung erhalten, ihn bis Mittag auf den neuesten Stand zu bringen, und so machte sich Terri ein wenig in Hetze daran, eine erste Einschätzung von Jennifers Verschwinden vorzubereiten. Um den Fall weiter bearbeiten zu können, musste sie zumindest den Eindruck erwecken, dass es dabei um ein Verbrechen ging, denn sonst würde der Chief ihre Arbeit auf die Schritte beschränken, die sie bereits unternommen hatte – ein Foto mit Personenbeschreibung und außerdem auf bundesstaatlicher sowie landesweiter Ebene eine Suchmeldung herausbringen, um sich dann wieder in Fälle zu vertiefen, bei denen konkrete Verhaftungen und Überführungen zu erwarten waren.

Sie warf einen schuldbewussten Blick auf die Fallordner, die sich auf einer Ecke ihres Schreibtischs stapelten, darunter drei Sexualdelikte, ein Fall von Körperverletzung – eine Schlägerei in einer Bar zwischen Yankee- und Red-Sox-Fans –, ein bewaffneter tätlicher Angriff – wozu in aller Welt hatte dieser Student aus dem vornehmen Bostoner Vorort Concord auch ein Springmesser dabeigehabt? – sowie ein halbes Dutzend Drogendelikte, von einem Fünf-Dollar-Quentchen Marihuana bis hin zu einem Studenten drüben an der Universität, der verhaftet wurde, als er einem verdeckten Campuspolizisten ein Kilo Kokain verkaufen wollte.

Jede Akte erforderte ihre Aufmerksamkeit, besonders die Sexualdelikte, bei denen es fast immer mehr oder weniger gleich ablief – Mädchen wurden in einem Verbindungshaus oder einer Party in einem Studentenwohnheim abgefüllt und ausgenutzt. Jedes Mal waren die Opfer verunsichert, weil sie sich zumindest teilweise selber die Schuld an dem gaben, was geschehen war. Vielleicht, dachte Terri, war ja auch was dran. Übermäßiger Biergenuss spülte die Hemmungen weg, es folgte aufreizendes Tanzen, und möglicherweise ließen sie sich sogar von den üblichen Zurufen verleiten: Zeig uns deine Titten.

Aber auch wieder nicht gar so sehr. Bei jedem dieser Fälle standen die Ergebnisse toxikologischer Untersuchungen an, und sie schätzte, dass die Ecstasy-Tests ausnahmslos positiv ausfielen. Mit einem Zuruf in einem überfüllten Raum fing es an: »Hey, Baby, ich spendier dir 'n Drink ...« Die Musik hämmerte, und in dem dichten Gedränge merkte das Mädchen nicht, dass ihr Drink, den sie aus dem Plastikbecher schlürfte, ein wenig seltsam schmeckte. Ein Teil Wodka, zwei Teile Tonic, eine Prise der Droge, die sie beim Date gefügig machte.

Terri hasste es, wenn die Sexualtäter ungeschoren davonkamen, weil die ausgehüchelten Mädchen und ihre Eltern aus Scham ihre sorgsam vorbereiteten Strafanzeigen wieder zurückzogen. Sie wusste, dass die darin verwickelten Jungen sich ihrer Eroberungen rühmen würden, wenn sie erst in ihre Wall-Street-Karriere starteten oder ins Medizinstudium wechselten oder sonst eine prestigeträchtige Laufbahn einschlugen. Als Polizistin sah sie es als ihre Aufgabe an, dafür zu sorgen, dass dieser Aufstieg nicht gelang, ohne dass die Täter wenigstens gehörig ins Schwitzen kamen und ein paar Narben zurückbehielten.

Terri ging zum Automaten und holte sich den vierten Kaffee einer langen Nacht, die nahtlos in einen langen Tag überging. Sie nippte an dem heißen Becher und genoss den bitteren Geschmack auf der Zunge. Terri kannte die Ausreißerstatistik nur allzu gut. Sie rief sich ins Gedächtnis, dass sie auch mit den unabweisbaren Motiven bestens vertraut war. Du musstest selber einmal türmen. Wieso glaubst du, das hier sei was anderes?

Sie beantwortete sich die Frage selbst. Ich war nicht sechzehn. Ich war erwachsen und hatte zwei kleine Kinder. Fast erwachsen, traf es wohl besser.

Ein gewalttätiger Ehemann ist nicht dasselbe. Trotzdem blieb dir nichts anderes übrig, als abzuhaue, stimmt's? Du musstest weg. Genau wie Jennifer.

Sie ließ sich auf ihren Schreibtischsessel fallen, schaukelte ein paarmal vor und zurück und versuchte sich auszumalen, wo Jennifer jetzt steckte. Sie beugte sich vor und nahm einen ausgiebigen Schluck aus ihrer großen Kaffeetasche. Ihre Mutter hatte ein großes rotes Herz und den Schriftzug »Beste Mama der Welt« auf einer Seite und war ein vorhersagbares Muttertagsgeschenk von ihren Kindern. Sie bezweifelte, dass sie es so meinten, aber immerhin tat sie ihr Menschenmögliches, um es wenigstens zu versuchen.

Sie seufzte, nahm den USB-Stick mit der Festplattenkopie von Jennifers Laptop und steckte ihn in ihren eigenen Computer. Dann lehnte sie sich zurück, und in der Hoffnung, dass der Bildschirm vor ihr sie auf irgendeine Spur der Vermissten bringen würde, machte sie sich daran, im Leben der Sechzehnjährigen zu stöbern.

Terri fand eine Passwortdatei, mit deren Hilfe sie Jennifers Eintrag bei Facebook öffnen konnte. Jennifer hatte nur eine sehr kleine Zahl von »Freunden« – ein paar Klassenkameraden an der Highschool und ein paar Rock- und Popstars. Die bunte Mischung reichte von überraschenden Einträgen wie Lou Reed, der älter als ihre Mutter war, über eine Tex-Mex-Rockgruppe namens Six Juans bis zu ein paar Garagenbands mit Namen wie FugU und MomandDadHateUs, die es sich – nach den Musikclips zu urteilen – zur Aufgabe gemacht hatten, die widerwärtigsten Geräusche zu produzieren. Terri hätte mit Jonas Brothers und Miley Cyrus gerechnet, doch Jennifers Geschmack bewegte sich weit fort vom Mainstream. Unter der Rubrik »Was ich mag« hatte sie »Freiheit« geschrieben, und unter »Was ich nicht mag« »Blender«. Terri vermutete, dass dieses Wort in Jennifers Welt auf jede Menge Leute passte.

Unter ihrem Profil hatte Jennifer jemanden namens Hotchick99 mit dem Facebook-Eintrag zitiert: »... jeder an unserer Schule hasst dieses Mädchen ...«

Jennifer hatte geantwortet: »Von Leuten wie ihr gehasst zu werden ist ein Kompliment. Ich wäre nicht gern jemand, den sie mögen würde.«

Terri schmunzelte. Eine streitbare Verfechterin mehr als einer guten Sache. Sie zog innerlich den Hut vor dem vermissten Mädchen, was sie nur noch trauriger stimmte, wenn sie daran dachte, was Jennifer wahrscheinlich auf der Straße drohte. Dann sähe die Sache mit der Flucht bald nicht mehr so großartig aus. Vielleicht ist sie so vernünftig und ruft zu Hause an – egal, wie schwer es ihr fällt.

Sie ging auf dem Browser Verlaufsprotokolle und Lesezeichen durch. Jennifer hatte ein paar Computerspiele ausprobiert, eine Reihe Wikipedia- und Google-Suchaktionen durchgeführt, die offenbar mit Schulfächern zusammenhingen. Sie hatte sich sogar eine Texteingabe übersetzen lassen, die nach einer Spanisch-Hausaufgabe aussah. Ihre Computerabhängigkeit schien sich in bescheidenen Grenzen zu halten. Sie hatte einen Skype-Account, in dem jedoch keine Namen aufgelistet waren. Wahrscheinlich befanden sich die meisten wichtigen Informationen auf ihrem Handy – das mit ihr zusammen verschwunden und noch nicht wieder benutzt worden war.

Terri überflog einen Aufsatz zum Thema »Underground Railroad« über die Geschichte der Sklavenbefreiung in Amerika und einen aus dem Englischunterricht über Dickens' Roman Große Erwartungen, die sie beide unter »Dokumente« fand. Sie rechnete halb damit, dass sie aus dem Internet-Angebot vorgefertigter Hausaufgaben stammten, stellte jedoch fest, dass sie ihr unrecht tat. Sie bekam den Eindruck, dass Jennifer die meisten Hausaufgaben für die Schule selbst anfertigte, womit sie eher die Ausnahme als die Regel war.

Außerdem schien sie Knüttelverse zu lieben. Sie hatte Kostproben von Shel Silverstein und dem Comic-Autor Ogden Nash, eine seltsame Auswahl für einen Teenager unserer Tage. Terri fand eine Datei mit dem Titel 6 Gedichte für Mister Braunbär, bei denen es sich um Reimpaare und Haikus handelte, die sie für ihr Stofftier geschrieben hatte. Einige davon – mehr als sechs – waren recht witzig und brachten Terri zum Schmunzeln. Kluges Mädchen, dachte sie wieder. Sie setzte ihre Suche fort. Es gab häufige Aufrufe veganer Websites und New-Age-Blogs, Versuche, wie Terri vermutete, ihre Mutter und ihren Quasi-Stiefvater zu verstehen.

Terri hoffte, ein inbrünstiges Tagebuch voller irregeleiteter Teenager-Sehnsüchte zu finden, wurde aber enttäuscht. Sie stöberte nach irgendeinem Dokument, das ihr in noch so vagen Zügen etwas über Jennifers Plan verriet, doch Fehlanzeige. Sie fand gespeicherte Bilder, die meisten allerdings von Jennifer und ein paar Freunden, die lachten, sich umarmten, bei gemeinsamen Übernachtungen oder Partys herumalberten – auch wenn es immer schien, als sei Jennifer ein wenig am Rande des Geschehens.

Sie ging weiter die Bilddateien durch und stieß nach einer Weile auf ein halbes Dutzend Nacktfotos, die Jennifer von sich selbst gemacht hatte. Sie konnten nicht älter als ein Jahr sein. Terri nahm an, dass sie ihre Autofokus-Digitalkamera auf einen Bücherstapel gestellt und davor posiert hatte. Sie waren nicht besonders sexy – eher so, als wollte Jennifer die Veränderungen dokumentieren, die an ihrem Körper stattfanden. Sie war schlank, mit Brüsten, die sich nur wenig vorwölbten. Sie hatte lange Beine, die sie verschämt überkreuzte, so dass ihr Schamhaar nur andeutungsweise zu sehen war – als sei ihr das, was sie machte, peinlich, selbst wenn es in der Abgeschiedenheit ihres Zimmers geschah. Auf zwei Schnappschüssen probierte sie die Teenagerversion eines »Ich will dich«-Blickes aus – wodurch sie nur noch jünger und kindlicher wirkte.

Terri sah sich beide genau an. Sie öffnete sie mehrfach auf dem Bildschirm, als rechnete sie damit, dass plötzlich ein nackter Junge ins Bild sprang. Sie wollte gerne glauben, dass Kinder in diesem Alter noch nicht sexuell aktiv sind. Das war die Mutter in ihr. Die abgebrühte Kriminalistin in ihr wusste natürlich, dass sie alle viel mehr Erfahrungen hatten, als sich die Eltern träumen ließen. Oralsex. analsex. Gruppensex. Altmodischer Sex. Die Kids wussten über alles Bescheid, und einiges davon aus eigener Erfahrung. Terri war froh, dass die einzigen provokativen Fotos auf Jennifers Laptop Selbstporträts waren.

Sie betrachtete sie und merkte plötzlich, dass etwas Trauriges über diesen Fotos lag. Jennifer war davon fasziniert, was aus ihr wurde – doch in ihrer Nacktheit wirkte sie nur umso einsamer und verletzlicher.

Terri hatte ihre Nachforschungen fast abgeschlossen, als ihr ein paar Google-Suchen ins Auge sprangen. Eine betraf Nabokovs Lolita, einen Roman, der, wie Terri wusste, in keinem Schulkanon zu finden war. Die andere betraf »Männer, die sich entblößen«.

Jennifer hatte nur zwei Einträge angeklickt, Yahoo Answers und eine Website mit einem Psychologieforum und einem Link zu einer Artikelserie der Abteilung für Psychiatrie an der medizinischen Fakultät der Emory University über die psychologischen Implikationen von Spannern und Exhibitionisten. Dieses zweite Suchergebnis enthielt medizinischen Fachjargon, der eine Sechzehnjährige eindeutig überforderte, wovon sich Jennifer aber offensichtlich nicht hatte abschrecken lassen.

Terri lehnte sich zurück. Sie hatte genug erfahren. Sie hatte ein Verbrechen vor der Nase, das sie nicht beweisen konnte – es wäre Jennifers Wort gegen Scotts, und selbst ihre Mutter würde wahrscheinlich fälschlicherweise ihm Glauben schenken – was aber Jennifers Entschluss, Pack deine Sachen und sieh zu, dass du wegkommst, umso verständlicher machte.

Terri kehrte noch einmal zu den Gedichten für Mister Braunbär zurück. Eins davon begann mit der Zeile Du siehst, was ich sehe ...

Vielleicht hat er das ja, dachte Terri, aber mit Sicherheit kann ein Teddybär nicht vor Gericht aussagen.

Das Telefon auf ihrem Schreibtisch klingelte. Es war der Chief, der von ihr ins Bild gesetzt werden wollte. Sie wusste, dass sie ihre Worte sehr sorgfältig abwägen musste. Scott war ziemlich bekannt und hatte viele einflussreiche Freunde im Rathaus. Wahrscheinlich hatte er den halben Stadtrat irgendwann schon mal behandelt, auch wenn Terri das Wort »behandeln« in dem Zusammenhang eher skeptisch sah. »Schon unterwegs«, sagte sie.

Sie raffte ein paar Notizen zusammen und war schon halb an der Tür, als das Telefon wieder klingelte. Einen leisen Kraftausdruck auf den Lippen, eilte sie zurück und drückte beim fünften Klingeln, gerade noch rechtzeitig, bevor sich der Anrufbeantworter einschaltete, auf den Empfangsknopf.

»Detective Collins«, meldete sie sich.

»Mary Riggins«, hörte sie. Schluchzen. Schniefen.

»Ja, Mrs. Riggins. Ich war gerade auf dem Weg zum Chief ...«

»Sie ist keine Ausreißerin. Jennifer wurde entführt, Detective«, kam es, halb geschluchzt, halb geschrien aus der Leitung.

Terri fragte nicht sofort nach Einzelheiten oder nach den Gründen für Marys Behauptung, sondern hörte sich schweigend den Schwall an mütterlichen Ängsten zu Ende an und hatte dabei das Gefühl, mit jedem Wort tiefer in den Sog eines Albtraums zu geraten. Nur dass sie noch nicht wusste, worin er bestand.

Jennifer erwachte mit dem Gefühl, dass etwas anders war, doch sie brauchte ein Weilchen, bis sie begriff, dass sie die Hände frei hatte und ihre Füße nicht mehr ans Bett gefesselt waren. Als sie sich durch den Betäubungsnebel kämpfte, fühlte sie sich wie jemand, der einen steilen Berg hinaufklettert und kurz vor dem Gipfel auf allen vieren krabbeln, sich an Erde und Steine krallen muss, während die Schwerkraft ihn in die Tiefe zieht. Instinktiv wusste sie, dass Panik ihr nicht weiterhalf, dennoch kostete es sie eine große Willensanstrengung, gegen die Wogen anzukämpfen, die über sie hinwegzuschwappen drohten. Sie atmete schwer, ihr Pulsschlag beschleunigte sich. Sie registrierte die Schweißausbrüche und Tränen und alle anderen Symptome der Angst. Sie musste alles daransetzen, dass ihre Hände nicht zitterten, während ihr ganzer übriger Körper unwillkürlichen Zuckungen und Krämpfen ausgeliefert war. Ihr kam der Gedanke, dass sie es in diesem Moment mit zwei Jennifers zu tun hatte; derjenigen, die kämpfte und versuchte, sich auf das, was mit ihr passierte, irgendwie einen Reim zu machen, und der anderen, die sich der hoffnungslosen Agonie überlassen wollte.

Wenn sie am Leben bleiben wollte, musste die erste siegen.

Sie hob die Hände ans Gesicht und berührte die seidene Kapuze. Sie wollte sie packen, sich vom Gesicht reißen, um zu sehen, wo sie war – doch sie war so geistesgegenwärtig, dem Bedürfnis zu widerstehen. Sie holte tief Luft und merkte, wie sie etwas beengte. Langsam senkte sie die Hände und traf mit den Fingern an ein Halsband. Es bestand aus billigem Leder, war mit spitzen Metallnieten beschlagen und ihr eng um den Hals geschnallt. Sie berührte das Ende einer Stahlkette, mit der sie an irgendetwas festgebunden war, allerdings so, dass sie ein wenig Bewegungsspielraum hatte. Sie tastete ihre Haut nach Verletzungen ab, stellte jedoch keine fest. Ihre einzige Kleidung bestand nach wie vor aus ihrer dürrtigen Unterwäsche. Sie legte sich wieder aufs Bett zurück und starrte in der Kapuze nach oben – an die Decke, in den Dachstuhl, in den Himmel.

Sie lag nicht länger mit abgespreizten Armen und Beinen da, war aber dennoch gefesselt. Sie konnte sich so weit bewegen, wie die Kette reichte, doch im Moment verspürte sie noch keinen Drang, von ihrer neuen Freiheit Gebrauch zu machen. Sie merkte plötzlich, dass ihre Blase drückte und sie immer noch schrecklichen Durst hatte.

Sie wusste, dass sie eigentlich auch Hunger haben sollte, doch die Angst schnürte ihr den Magen zu. Die Stellen, an denen sie die Schläge abbekommen hatte, fühlten sich immer noch wund an.

Ihr Denken war von dem Betäubungsmittel, das sie bekommen hatte, nach wie vor benebelt. Aber sie war am Leben. Mehr oder weniger jedenfalls. Sie erinnerte sich vage an die Begegnung mit der Frau. Sie hatte über Regeln gesprochen. Es kam Jennifer so vor, als hätte diese Unterhaltung an einem anderen Tag, in einem anderen Jahr, vielleicht sogar im Traum stattgefunden.

Tausend Möglichkeiten stürmten auf sie ein, doch jede war schlimmer als die andere, und sie zwang sich, diese Gedanken zu vertreiben und einen klaren Kopf zu bekommen. Unter der Kapuze schien zwar alles leer und unmöglich, doch immerhin atmete sie noch, und das war nicht wenig.

Vorsichtig strich sie mit den Fingern die Kette entlang und folgte ihrem schlaffen Bogen bis zu der Stelle, an der sie hinter und über ihrem Kopf an der Wand befestigt war. Sie hatte ein fast unwiderstehliches Bedürfnis, an der Kette zu ziehen und zu sehen, ob sie sich losreißen konnte. Doch sie kämpfte dagegen an. Das würde zweifellos gegen die Regeln verstoßen.

»Sie ist wach!«

Der Mann, der sich in London über seinen Bildschirm beugte, erstarrte. Er war in dem kleinen Arbeitszimmer im hinteren Teil seiner Wohnung allein und saß an einem Schreibtisch, auf dem sich ein Durcheinander an Plänen, Berechnungen und schematischen Zeichnungen stapelte. Er war technischer Zeichner, und im selben Raum befand sich ein hoher Tisch, an dem er gelegentlich Illustrationen in Bleistift und Tinte anfertigte – auch wenn er inzwischen den größten Teil seiner Arbeit mit hochkomplizierten Computerprogrammen erledigte. Er wünschte sich, es wäre jemand da, mit dem er sein Staunen hätte teilen können; doch dann hätte das Ganze nicht funktioniert. Serie Nummer 4 musste man allein und in völliger Privatsphäre genießen, auf sich wirken lassen und verdauen.

Nummer 4 schien ihm verlockend jung zu sein, noch fast ein Kind. Er hatte Kinder aus einer gescheiterten Ehe, die er aber nur selten sah und die für ihn in diesem Moment in weiter Ferne waren. Er bewunderte die schlanke Figur von Nummer 4 und merkte, wie ihn Erregung durchströmte. Er stellte sich vor, dass sich ihre Haut wie eine Perle anföhlte, und seine linke Hand zuckte bei dem Impuls, Nummer 4 durch den Computerbildschirm zu streicheln. Als könne jemand seine Gedanken lesen, wechselte die Kameraeinstellung zu einer Nahaufnahme. Nummer 4 streckte wie eine Blinde tastend die Arme aus. Jeder Griff ins Leere – in die Luft oder an die Wand, an der sie angekettet war – jagte dem Zeichner freudige wohlige Schauer den Rücken herunter. »Sie will wissen, wo sie ist«, sagte er wieder laut, ohne dass es jemand

hörte. »Aber das wird sie nicht herausbekommen ...«

Nummer 4 blieb in der Nähe des Bettes und spielte Blinky. Jedes Mal wenn sie sich bewegte, beugte sich der Mann in London näher zu ihr heran. Gewissermaßen, dachte er, war er so allein wie sie, auch wenn er wusste, dass rund um den Globus viele andere Menschen Nummer 4 mit der gleichen Hingabe beobachteten.

Er bezweifelte, dass sie jemals im Fernsehen Patrick McGoochan in The Prisoner gesehen hatte oder in eine Bibliothek gegangen war, um John Fowles' Der Sammler zu lesen. Wahrscheinlich hatte sie noch nie etwas von Barbara Jane Mackle und den Zeitungsartikeln gehört, die über sie erschienen waren, oder von dem Buch oder der darauf basierenden Fernsehinszenierung. Vielleicht hatte sie ja die Saw-Filme gesehen, die Jungen in ihrem Alter wegen der Mischung aus Blut und Folter und nackten Brüsten liebten, oder auch harmlosere Varianten wie Die Truman Show. Doch ob Nummer 4 diese Bilder mit ihrer eigenen Situation in Verbindung bringen würde, blieb fraglich, und er wusste, dass sie nie Sir Alec Guinness in seinem Wellblechkasten gesehen hatte, in dem er vor Hitze fast umgekommen wäre, nur weil er sich geweigert hatte, seinen Offizieren zu befehlen, die Brücke über den Kwai zusammen mit gemeinen Soldaten zu bauen. Für sie existierte das alles nicht. Er vermutete, dass sie weder von Kunst und Literatur noch von der Kriminalität der Freiheitsberaubung irgendeine Ahnung hatte. Er fragte sich, ob sie als Kind ein Haustier besessen hatte, und sei es auch nur einen Goldfisch in einem kleinen Bassin, der ständig gegen das Glas anschwimmt, das ihm die Grenzen seiner Welt aufzeigt.

Er sah, dass Nummer 4 zitterte. Er schüttelte den Kopf. Kein Haustier. Dann schmunzelte er. Ihm wurde bewusst, dass Nummer 4 eine Gefangene ihrer aller Phantasien war.

Jennifer versuchte, sich gut zuzureden, indem sie sich daran erinnerte, dass sie ein paar Instinkte besaß, die ihr gewisse Stärken verliehen. Sie sagte sich, dass sie dreimal den Mut aufgebracht hatte wegzulaufen. Diese Chance blieb ihr auch jetzt, solange sie gegen den Sog ankämpfte, sich der Angst zu überlassen. Sie atmete langsam ein und aus, um sich zu beruhigen.

Sie berührte den Rahmen des Bettes. Unter dem Schwarz der Kapuze stellte sie sich einen Metallrahmen und eine Matratze vor. Darauf befand sich ein grobes Baumwolllaken – sie vermutete, es war weiß. Also gut, dachte sie. Mal sehen, was wir berühren können. Langsam streckte sie die Füße über die Bettkante und strich mit den Zehen über den Boden. Es war Zement, er fühlte sich kalt an den Fußsohlen an, wie ein Kellerboden.

Sie bewegte die Füße weiter, um zu sehen, ob sie auf Hindernisse stießen. Nein. Jennifer befahl sich aufzustehen und wiederholte die Order. Sie wollte hören, ob ihre Stimme noch funktionierte, und so sagte sie leise: »Komm schon, Mädchen. Du schaffst das.«

Die Worte zu hören, statt sie nur zu denken, machte ihr ein wenig Mut. Sie richtete sich auf.

Fast im selben Moment wurde ihr schwindelig. In der Kapuze drehte sich alles, als wäre das Schwarz vor ihren Augen plötzlich flüssig. Sie taumelte ein wenig und wäre fast aufs Bett zurück- oder auf den Zementboden gesackt. Doch wie ein Akrobat auf dem Hochseil fing sie sich; langsam hörte das Drehen in ihrem Kopf auf, und sie hatte eine gewisse Kontrolle über ihre schwachen Muskeln. Sie wünschte sich, stärker zu sein, wie ein paar von den Athleten an ihrer Schule, die so aufs Gewichtheben versessen waren.

Immer noch keuchend, machte sie einen zaghaften Schritt nach vorn. Dabei hielt sie die Hände vor sich. Sie fühlte nichts. Sie holte nach links und rechts aus und stieß an eine Wand. Sie drehte sich halb um und bewegte sich im Krebsgang an der Wand entlang, während sie die flachen Gipskartonplatten unter den Fingern spürte. Sie hörte ein Rasseln, was wohl besagte, dass die Kette an ihrem Hals sich straffte. Sie vermutete, dass sie gegen das Bettgestell schlug.

Sie stieß mit dem Knie gegen etwas Hartes und blieb stehen. Der starke Geruch nach Desinfektionsmitteln drang durch die Seidenhaube. Ganz behutsam griff sie hinunter und strich mit den Händen über den Gegenstand.

Sie brauchte ein paar Sekunden, um sich ein Bild von dem zu machen, woran er sie erinnerte, doch sie ertastete den Sitz und das Dreibein darunter. Es war eine mobile Toilette. Dass sie das erkannte, verdankte sie einem Zufall – als sie klein war, hatte ihr Vater sie zum Camping mitgenommen, und sie hatte hartnäckig herumgequengelt, weil sie in der freien Natur etwas so Primitives benutzen sollte. Jetzt war sie fast überglücklich. Ihr tat die Blase weh, und kaum hatte sie erkannt, was sich zu ihren Füßen befand, schossen ihr fordernde, stechende Schmerzen durch den Unterleib.

Sie rührte sich nicht. Sie hatte keine Ahnung, wer sie sehen konnte. Sie konnte nur vermuten, dass die Regeln die Benutzung der Toilette gestatteten. Sie wusste nicht, ob sie sich unbeobachtet fühlen konnte. Das Schamgefühl des jungen Mädchens war fast übermächtig. Ihr Sinn für Anstand lag im Widerstreit mit der Forderung der Natur. Sie hasste den Gedanken, dass jemand sie sehen konnte.

Ihr Unterleib stand Qualen aus. Sie begriff, dass ihr keine Wahl blieb. Sie hockte sich über den Sitz, zog sich mit einer einzigen zügigen Bewegung den Slip herunter und setzte sich hin.

Sie hasste jeden Moment, in dem sie sich erleichterte.

An den Bildschirmen über dem Raum, in dem Jennifer eingesperrt war, verfolgten Michael und Linda jeden ihrer Schritte. Die unbeholfenen, tastenden Bewegungen mit verbundenen Augen waren in ihrem Zeitlupentempo delikat. Sie konnten

den Kitzel, den die Show dort in der Unterwelt ihren Zuschauern bescherte, fast mit Händen greifen. Ohne ein Wort zu wechseln, wussten sie beide, dass es für Hunderte zur Droge werden würde, Jennifer zuzusehen. Und wie jeder gute Dealer hatten sie ein sicheres Gefühl dafür, das Angebot präzise auf die Nachfrage abzustimmen.

Terri Collins spähte zu dem alten Mann hinüber, der in der Ecke des Wohnzimmers saß, und dachte: Wegen dem bin ich doch wohl nicht hergekommen.

Adrian Thomas rutschte unter ihren Augen verlegen hin und her. Die Polizistin hatte einen unerbittlichen Blick, der über bloße Skepsis hinausging.

Er fühlte sich zwischen verschiedenen Gedanken hin und her gezogen und hoffte inständig, dass er nicht wie bei seinem Notruf zu konfus war. Er ging die wenigen Beobachtungen und bescheidenen Details, die er im Kopf hatte, wie ein Schauspieler, der seinen Text memoriert, noch einmal durch. Er versuchte, all diese Eindrücke zu einer schlüssigen Einschätzung des Vorfalls zusammenzufassen, damit die Ermittlerin nicht dachte, er sei einfach nur ein verwirrter alter Mann, auch wenn er genau das war.

Als er sich kurz zu Mary Riggins und Scott West umdrehte, warf Adrian in der Hoffnung, dass Brian sich irgendwo versteckte, um ihm zu sagen, wie er mit der Polizistin umgehen sollte, einen verstohlenen Blick in die Runde. Doch in diesem Moment war er allein – jedenfalls nicht in Begleitung seines Bruders.

»Mrs. Riggins«, sagte Terri langsam, »Entführungen sind komplizierte Verbrechen. Gewöhnlich geht es dabei um Lösegeld, oder aber ein getrennt lebendes Familienmitglied stiehlt dem anderen ein Kind.«

Mary schüttelte den Kopf, auch wenn ihr keine Frage gestellt worden war.

»Dann gibt es da noch die dritte Art«, warf Scott mit einem bösen Blick in ihre Richtung ein. »Sexueller Übergriff.« Terri nickte. »Ja. Selten. Etwa so wahrscheinlich, wie vom Blitz getroffen zu werden.«

»Ich glaube, darauf sollten Sie sich konzentrieren«, sagte Scott.

»Ja, aber nicht, ohne die anderen ausschließen zu können ...«

»Und Zeit zu verschwenden?«, unterbrach sie Scott.

Terri schwieg einen Moment und richtete ihren durchdringenden Blick auf den Mann. Sie hatte sich schon gedacht, dass er sie in diese Richtung manipulieren wollte. Ihr ging es nur gegen den Strich, sich ausgerechnet von einem Menschen Nachhilfeunterricht geben zu lassen, den sie verdächtigte, selber nicht weit von sexuellem Übergriff gewesen zu sein. Sie beschloss, den Spieß umzudrehen. »Vielleicht gibt es ja in diesem Zusammenhang etwas, das Sie mir noch nicht erzählt haben. Vielleicht in Ihrer Praxis ...« Sie fing den Satz langsam an, doch dann überschlugen sich ihre Worte. »... vielleicht ein Patient. Jemand, der wütend oder verstimmt ist. Vielleicht sogar jemand mit einer psychotischen Störung, der Ihnen schaden will und sich an Jennifer hält.«

Scott hielt augenblicklich die Hand in die Höhe. »Das ist höchst unwahrscheinlich, Detective. Ich bin mir durchaus aller Probleme bewusst, die meine Patienten haben, aber keiner von ihnen wäre zu so etwas fähig.«

»Nun«, fuhr Terri fort, »sicher haben Sie den einen oder anderen ... Fall mit einem nicht ganz zufriedenstellenden Heilerfolg zu verzeichnen?«

»Selbstverständlich«, schnaubte Scott. »Jeder Therapeut mit einer halbwegs realistischen Selbsteinschätzung weiß, dass er nicht für jeden Patienten die ideale Besetzung sein kann. Hier und da ist Scheitern unvermeidbar.«

»Demnach wäre auch die Vermutung nicht ganz abwegig, dass einer dieser weniger erfolgreichen Fälle einen gewissen Groll gegen Sie hegen könnte?«

»Das ist allerdings schon abwegig, Detective.« Er klang zugeknöpft. »Die Vorstellung, dass einer meiner Patienten sich einen detaillierten Racheplan aushecken könnte ... nein. Unmöglich. So viel Ablehnung würde mir nicht verborgen bleiben.«

Klar doch, dachte Terri. Sie schärfte sich ein, ihre Meinung von Scott – oder auch das, was sie von Jennifers Computerfestplatte wusste – nicht in ihre Vernehmung einfließen zu lassen. Doch innerlich freute sie sich schon jetzt darauf, Fragen in dieser Richtung zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen. »Wie dem auch sei, möglicherweise brauche ich von Ihnen noch eine Liste mit den Namen.«

Scott machte eine kleine, wegwerfende Handbewegung. Ob er damit resigniertes Einverständnis oder Protest oder keins von beidem signalisierte, war ungewiss. Terri ging nicht davon aus, dass er ihrer Aufforderung nachkommen würde. Sie wandte sich wieder an Mary Riggins. »Also, Familienmitglieder ... wie sieht es mit den Angehörigen Ihres verstorbenen Mannes aus?«

Mary schien verwirrt. »Na ja, meine Beziehung zu ihnen war nicht gerade vom Besten, aber ...«

»Hat es schon mal Konflikte wegen Jennifer gegeben?«

»Ja. Ihre Großeltern beklagen sich, dass ich sie nicht annähernd oft genug mit ihnen zusammenbringe. Sie sagen, sie sei das Einzige, was ihnen von ihrem Sohn geblieben ist. Und mit ihren beiden Tanten hab ich mich nie verstanden. Keine Ahnung, aber es kommt mir so vor, als hätten sie mir von Anfang an die Schuld an seinem Tod gegeben. Doch das ist nie

so weit eskaliert, dass es ...«

Terri registrierte, dass Mary Riggins ihren verstorbenen Mann nicht beim Namen nannte. David. Es war eine Kleinigkeit, doch es kam ihr merkwürdig vor.

Sie holte tief Luft und fuhr fort: »Ich brauche vielleicht noch die Namen mit Anschrift.«

An diesem Punkt zögerte Terri. Sie hatte ein paar Dinge gehört, die darauf hindeuteten, dass die Familie ein möglicher Grund für Jennifers Verschwinden sein könnte, doch die genügten vielleicht nicht. Sie fragte: »Und Lösegeld? Ich nehme an, es hat sich niemand mit einer Geldforderung bei Ihnen gemeldet?«

Mary Riggins schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht viel ... ich meine, das sind doch gewöhnlich die Söhne und Töchter von Geschäftsleuten. Oder Politikern. Oder jemandem, der im Geld schwimmt, oder?«

»Vielleicht.« Terri hörte die Erschöpfung in ihrer eigenen Stimme. Und fand das unprofessionell.

»Sexualstraftäter«, wiederholte Scott ärgerlich. »Wie viele davon leben hier in der weiteren Umgebung?«

»Ein paar. Ich werde mir eine Liste beschaffen. Sie wissen schon, dass die Gefahr, Jennifer könnte von irgendeinem unbekannten Kriminellen – einem Serienmörder oder Vergewaltiger – einfach so von der Straße weg entführt worden sein, gegen null geht? Diese willkürlichen Übergriffe gehören wirklich eher ins Fernsehen oder ins Kino ...«

»Aber sie kommen vor«, warf Scott ein.

»Sie passieren ab und zu.«

»Selbst in dieser Gegend«, beharrte er.

»Ja, selbst in dieser Gegend«, erwiderte Terri.

Scott sah sie selbstgefällig an. Es gab eine Menge Gründe, den Mann nicht zu mögen. Der Gedanke, er könnte ihnen auch nur im Geringsten eine Hilfe sein, schien ihr absurd.

»Sicher werden auch schon mal Studentinnen von der Universität vermisst«, hakte er nach.

»Ja. Das sind Mädchen mit einem Alkohol- oder Drogenproblem. Oder mit Liebeskummer oder anderen emotionalen Krisen. Aber ausnahmslos ...«

»Was ist mit diesem Mädchen nur eine Stadt weiter, deren Leiche sie sechs Jahre nach ihrem Verschwinden im Wald gefunden haben?«

»Der Fall ist mir bekannt. Ebenso wie der vorbestrafte Triebtäter, den sie zwei Bundesstaaten weiter festgenommen haben und der den Mord an ihr gestanden hat. Meines Wissens hatten wir in unserem Zuständigkeitsbereich noch nie einen vergleichbaren Fall.«

»Ihres Wissens«, warf Scott ein.

»Ja, unseres Wissens.«

»Aber, Detective, bitte hören Sie sich an, was Professor Thomas zu sagen hat«, meldete sich Mary zu Wort.

Terri wandte sich wieder dem alten Mann zu. Er starrte ins Leere, als wäre er nicht ganz da. Sie hatte den Eindruck, als liege ein grauer Nebelschleier hinter seinen Augen. Das gab ihr zu denken. »Erzählen Sie mir bitte noch einmal, was Sie gesehen haben«, sagte sie. »Und lassen Sie nichts aus.«

Also erzählte ihr Adrian von dem entschlossenen Ausdruck in Jennifers Gesicht. Von dem Lieferwagen, der aus dem Nichts auftauchte und so langsam fuhr, als ob er sie verfolgte. Er beschrieb, so gut er konnte, die Frau am Steuer und den Mann, der aus seinem Blickfeld verschwand. Er erklärte, wie der Wagen nach einer kurzen Pause plötzlich mit quietschenden Reifen davongebraust war. Zuletzt erzählte er ihr von der rosa Kappe, die an der Straße liegen geblieben war und ihn schließlich in Jennifers Straße und zu ihrem Haus geführt hatte. Er setzte alles daran, sich kurz und bündig auszudrücken, damit es nüchtern und sachdienlich klang. Er brachte keine der Schlussfolgerungen zum Ausdruck, die ihm die Geister seiner Frau oder seines Bruders nahelegten; das überließ er der Polizistin.

Je mehr er sagte, desto verzweifelter schien die Mutter zu werden und desto aufgebracht ihr Freund. Die Kommissarin dagegen wirkte mit jedem Wort, das sie hörte, ruhiger. Adrian vermutete, dass ihr Verhalten dem der professionellen Pokerspieler glich, die er gelegentlich im Fernsehen verfolgte: Sie ließ sich nicht in die Karten sehen.

Als er fertig war, beobachtete er, wie sie den Kopf senkte und die Notizen durchging, die sie sich gemacht hatte. In dem Moment hörte er ein Flüstern. »Ich glaube, du hast sie nicht ganz überzeugt«, sagte Brian. Adrian drehte sich nicht sofort zu ihm um, sondern richtete den Blick auf die Ermittlerin. »Sie denkt drüber nach, das ist gut. Aber sie glaubt es einfach nicht. Noch nicht«, fuhr Brian fort. Er klang eindringlich und bestimmt.

Adrian warf einen kurzen Seitenblick in seine Richtung. Sein Bruder saß neben ihm auf dem Sofa. Der junge Vietnamsoldat war dem New Yorker Firmenanwalt im mittleren Alter gewichen. Sein hellbraunes Haar war ein wenig dünner und hatte die ersten distinktierten grauen Strähnen in den Locken, die ihm über die Ohren und den Hemdkragen fielen. Brian hatte immer langes Haar getragen – nicht diesen Ex-Hippie-Pferdeschwanz, sondern eine etwas zerzauste Anti-Establishment-Frisur. Dazu trug er einen teuren blauen Nadelstreifenanzug und ein maßgeschneidertes Hemd, wenn er auch die Krawatte gelockert hatte.

Brian lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. »Nee. Diesen abgewandten Blick hab ich einfach schon zu oft gesehen, meistens, wenn dein Klient dich belügen will, aber zunächst noch Gewissensbisse hat. Im Moment denkt sie, dass das, wofür sie es bis jetzt gehalten hat – du weißt schon, ein Teenager, der von zu Hause ausgebüxt ist –,

möglicherweise eine Nummer größer sein könnte. Aber sie ist sich keineswegs sicher, und sie möchte unbedingt das Richtige tun, weil ein Fehler sie diese nächste Gehaltserhöhung kosten könnte.«

Brian sprach in einem angenehmen Singsang, als handelte es sich bei seiner Einschätzung von Detective Collins um eins der Gedichte, die Adrian so sehr liebte. »Weißt du was, Audie?«, fuhr er fort. »Das wird kompliziert.«

»Was soll ich als Nächstes tun?«, wisperte Adrian. Er schärfte sich ein, nicht den Kopf zu wenden, tat es aber doch, nur ein bisschen, weil er das Gesicht seines Bruders sehen wollte.

»Wie bitte?«, sagte Terri und sah zu ihm auf, so dass sie den Seitenblick mitbekam.

»Ach, nichts«, antwortete Adrian. »Hab nur laut gedacht.« Die Ermittlerin sah ihn weiter eindringlich an, bis es ihm unbehaglich wurde. Weder die Mutter noch der Freund hatten den kurzen Austausch mitbekommen. Sie waren zu sehr in ihren eigenen Albtraum vertieft, um sich darauf einzulassen.

»Sie ist scharfsinnig«, sagte Brian, und es schwang ein wenig Bewunderung mit. »Ich glaube, sie weiß, was sie tut, sie weiß im Moment nur noch nicht, was sie tun soll. Noch nicht. Du musst es ihr erklären, Audie. Die Mutter und dieser schleimige Freund – die zählen nicht. Kein bisschen. Aber diese Ermittlerin, die schon. Vergiss das nicht.«

Adrian nickte, auch wenn er keine Ahnung hatte, was er, abgesehen von einer genauen Wiedergabe seiner Beobachtungen, auf die sie sich ihren eigenen Reim machen musste, noch sagen sollte.

»Jetzt wird sie dir eine Reihe präziser Fragen stellen«, flüsterte ihm Brian ins Ohr. »Sie braucht noch mehr Informationen, um mit ihrem Chef zu sprechen. Und sie fühlt dir auf den Zahn. Sie will wissen, wie glaubhaft du als Zeuge bist.«

»Professor Thomas«, fragte Terri, »oder ist Ihnen Doktor lieber ...«

»Das spielt keine Rolle.«

»Sie haben einen Doktorgrad in Psychologie, nicht wahr?«

»Ja, aber ich bin kein Therapeut wie Dr. West. Ich hatte es mehr mit dem Rattenlabyrinth. Ich war so was wie ein Labor-Fachidiot ...«

Sie lächelte, als hätte die Bemerkung die Spannung im Raum entschärft, was nicht der Fall war.

»Verstehe. Ich würde mir gern über ein paar Dinge Klarheit verschaffen. Sie haben nicht mit angesehen, wie Jennifer tatsächlich gegen ihren Willen in den Transporter gezwungen wurde, oder?«

»Nein.«

»Sie haben nicht gesehen, wie sie jemand gepackt, geschlagen oder ihr sonst irgendwie Gewalt angetan hat?«

»Nein. Nur dass sie eben noch da und im nächsten Moment verschwunden war. Von der Stelle aus, an der ich saß, konnte ich nicht genau sehen, was mit ihr passierte.«

»Haben Sie einen Schrei gehört? Oder vielleicht Geräusche von einem Handgemenge?«

»Nein, tut mir leid.«

»Wenn sie also in diesem Lieferwagen landete, könnte es auch aus freien Stücken gewesen sein?«

»So hat es aber nicht ausgesehen, Detective.«

»Und Sie glauben nicht, dass Sie die Fahrerin oder den Beifahrer wiedererkennen würden?«

»Schwer zu sagen. Ich hab sie nur im Profil gesehen. Und selbst da nur ein paar Sekunden. Es war in der Dämmerung, schon fast dunkel.«

»Nein, Audie, das stimmt nicht. Du hast genug gesehen. Ich denke, wenn du sie findest, erkennst du sie auch wieder.« Audie wollte sich gerade zu seinem Bruder umdrehen und ihm widersprechen, doch in der Hoffnung, dass die Polizistin die kleine Bewegung nicht mitbekommen hatte, hielt er inne.

Terri Collins nickte. »Danke«, sagte sie. »Das war wirklich hilfreich. Ich komme auf Sie zurück, sobald ich mit meiner Arbeit ein wenig weiter bin.«

»Sie ist gut«, sagte Brian. Er beugte sich so weit herüber, dass er fast Adrians Schulter berührte, und er klang aufgeregt. »Sie ist wirklich gut. Aber sie nimmt dich immer noch nicht für voll, Audie.«

Bevor Adrian etwas sagen konnte, meldete sich Scott zu Wort. »Was gedenken Sie als Nächstes zu tun, Detective?« Er sprach in dem forschen Ton, der besagte: Wir wollen Ergebnisse sehen, für den seine Patienten vermutlich gutes Geld bezahlten.

»Zunächst mal werde ich sehen, ob ich irgendetwas über das verdächtige Fahrzeug herausbekomme, das Professor Thomas beschreibt. Das ist etwas Konkretes, an dem ich arbeiten kann. Außerdem werde ich auf Staaten- und auf Bundesebene die Verbrecherdatenbanken nach ähnlichen Entführungen absuchen. Bis dahin geben Sie mir bitte Bescheid, falls sich jemand bei Ihnen meldet.«

»Wollen Sie nicht das FBI einschalten? Wollen Sie an unseren Leitungen keine Fangschaltung installieren?«

»Das ist noch ein wenig verfrüht. Wir müssten zunächst wissen, dass jemand versuchen will, Lösegeld zu erpressen. Aber ich spreche gleich im Revier mit meinem Chef und schneide das Thema an.«

»Ich denke, Mary und ich sollten dabei sein«, schmolle Scott.

»Wenn Sie wünschen.«

»Haben Sie schon mal einen Entführungsfall bearbeitet, Detective?«

Terri zögerte. Sie hatte nicht vor, diese Frage ehrlich zu beantworten, denn dann hätte sie nein sagen müssen. Das hätte die Sache nur noch schlimmer gemacht, nach den Dienstvorschriften für einen Polizisten ein schwerer Fehler.

»Ich denke, ich sollte mitkommen, Detective, und sehen, wie der Chief reagiert ...« Er drehte sich zu Mary um. »Und du solltest hierbleiben. Das Telefon im Auge behalten. Dafür sorgen, dass dir nichts Ungewöhnliches entgeht.« Mary schluchzte nur zur Antwort, schien jedoch ihr Einverständnis zu signalisieren.

Adrian erkannte, dass in den Augen sowohl von Scott als auch der Polizistin seine eigene Rolle hiermit beendet war. Er hörte, wie Brian neben ihm unruhig wurde. »Hab ich dir's nicht gesagt?«, murmelte er leise. »Dieses Arschloch von einem Lover hält dich für irgend so einen alten Trottel, der zufällig etwas Wichtiges gesehen hat, und die Polizistin denkt, sie hätte bereits alles gehört, was du ihr zu sagen hast. Typisch.«

»Und was soll ich jetzt machen?«, fragte Adrian. Zumindest glaubte er, das zu fragen. Er war beruhigt, als er Brian antworten hörte.

»Alles und nichts«, sagte sein toter Bruder. »Ist ja nicht so, dass jetzt alles nur an dir hängt, Audie. Auch wenn das die Sache irgendwie trifft. Aber keine Sorge. Ich hab da ein paar Ideen ...«

Adrian nickte zur Antwort. Er sah sich nach seiner Jacke um. Er war sich ziemlich sicher, dass er sie auf dem Sofa liegen gelassen, vielleicht aber auch über eine Stuhllehne gehängt hatte, nachdem er sie beim Betreten des Hauses ausgezogen hatte. Er sah sich um, bevor er merkte, dass er sie noch trug.

Adrian hatte einen großen Teil seiner akademischen Laufbahn mit dem Studium der Angst verbracht. Auf dieses Thema war er vor fast fünfzig Jahren gestoßen, als er auf dem Heimweg von seinem ersten Collegese­mester nach Hause flog. Fasziniert hatte er die Reaktionen der anderen Passagiere beobachtet, als das Flugzeug durch ein schwarzes Gewitter schaukelte und schlingerte – so fasziniert, dass er darüber seine eigene Angst vergaß. Gebete. Schreie. Weiße Fingerknöchel und Schluchzen. Als die Maschine einmal so dramatisch absackte, dass es einem den Magen zusammenzog und das Dröhnen der Triebwerke sämtliche Schreie übertönte, hatte er in die Runde geblickt und sich vorgestellt, er sei die einzige aufmerksame Ratte in einem furchterregenden Labyrinth.

Als Professor hatte er zahllose Experimente in Laboreinrichtungen durchgeführt und versucht, Wahrnehmungsfaktoren auszumachen, die vorhersehbare Gehirnreaktionen auslösten. Sehtests. Hörtests. Fühltests. Einen Teil seiner Forschungsgelder bezog er aus staatlichen Zuschüssen – nur dürftig getarnten Rüstungsausgaben –, da das Militär grundsätzlich daran interessiert war, Soldaten das Fürchten auszutreiben. Und so war Adrian während seiner gesamten Lehrtätigkeit zwischen Übungsräumen, Vorlesungen und langen Abenden in einem Labor hin und her geeilt und hatte mit seinen Assistenten klinische Studien vorbereitet.

Die Arbeit hatte ihn erfüllt, bereichert und immer wieder begeistert – bis mit dem Ruhestand die Erkenntnis dämmerte, dass er über das Thema zugleich sehr viel und sehr wenig wusste. Er verstand, wie und warum zum Beispiel der Anblick einer Schlange bei manchen seiner Versuchspersonen, ausnahmslos Psychologiestudenten, zu einer erhöhten Atem- und Pulsfrequenz, zu Schweißausbrüchen, Tunnelblick und einem Zustand am Rande der Panik führte. Er hatte systematische Desensibilisierungsstudien durchgeführt – indem er die Probanden mit Abbildungen von Schlangen aus dem National Geographic, haarigen Plüschversionen und schließlich lebendigen Schlangen konfrontierte –, um zu bestimmen, inwieweit Vertrautheit die Angst reduzierte. Außerdem hatte er sogenannte Flooding-Studien durchgeführt, bei denen er die Versuchspersonen auf einen Schlag einer großen Anzahl des gefürchteten Objekts aussetzte – ein wenig so wie bei Indiana Jones, als er sich im ersten Spielberg-Film in der unterirdischen Schlangengrube befindet. Adrian hatte diese Art von Tests nicht gemocht. Zu viel Schweiß und Geschrei. Er gab den langsameren Studien den Vorzug.

Sein Bruder hatte – bevor er sich das Leben nahm – oft über Adrians Arbeit gespöttelt. »Im Krieg hab ich gelernt«, hatte Brian einmal zu ihm gesagt, »dass Angst das Beste ist, was uns überhaupt passieren kann. In brenzligen Situationen bewahrt sie einen vor Gefahr, und auch wenn sie manchmal etwas zu laut Alarm schreit, stellt man hinterher fest, dass sie einem mal wieder den Arsch gerettet hat.«

Auf dem Weg über seinen alten Campus schmunzelte Adrian bei dem Gedanken, wie sehr er die Ausdrucksweise seines Bruders vermisste.

Im einen Moment konnte Brian wie ein hochkarätiger Philosoph aus Oxford klingen, im nächsten wie ein raubeiniger, mit Flüchen um sich schmeißender Rowdy. Er konnte sein Benehmen auf jeden juristischen Fall abstimmen, den er gerade verhandelte. Brian hatte seine Zeit zwischen zahlungskräftigen Unternehmen und der unentgeltlichen Arbeit für die Union für Bürgerrechte und die Organisation gegen Rassismus aufgeteilt. Hier war es um Todesurteile in ländlichen Gegenden gegangen, bei denen die Angeklagten – von denen nicht wenige zu Unrecht beschuldigt worden waren – kaum eine Chance hatten, dem elektrischen Stuhl zu entgehen, bis Brian auf dem Plan erschien.

Brian, musste er denken, besaß die bemerkenswerte Fähigkeit, jedem das Gefühl zu geben, er sei einer von ihnen. Aber vielleicht war diese Chamäleon­gabe ja doch keine so gute Sache, denn eines Tages hatte sich sein Bruder, den er bis dahin für den stärksten Mann auf Erden hielt, die Neunmillimeter an die Schläfe gehalten und abgedrückt. Er hinterließ keinen Abschiedsbrief. Das war nicht in Ordnung, fand Adrian. Er hätte es erklären sollen.

Adrian hatte sein Leben dem Lösen von Rätseln gewidmet. Wieso haben wir Angst? Warum verhalten wir uns so, wie wir es tun? Weshalb empfinden wir so, wie wir empfinden? Woher kommt die Angst? Und doch beschlich ihn jetzt, da er nur noch für begrenzte Zeit von seinen rationalen Fähigkeiten zehren konnte, das Gefühl, auf all die großen Fragen in seinem Leben keine Antwort zu wissen, und er hatte eine Krankheit, die es ihm immer schwerer machen würde, Antworten zu finden.

Adrian lief langsam und bedächtig. Zum Teil diktierte das Alter sein Tempo. Zugleich kramte er, während er versuchte, seinen nächsten Schritt zu planen, in Erinnerungen. »Brian?«, platzte er heraus. »Ich glaube, ich bin hier auf deine Hilfe angewiesen.«

Zwei Studentinnen drehten sich lächelnd zu ihm um, bevor sie sich wieder auf ihre Handys konzentrierten. Wie Gefährtinnen liefen sie Seite an Seite, unterhielten sich dabei jedoch mit unsichtbaren Freunden. Gar nicht so viel anders als ich, fand Adrian. Nur dass derjenige, mit dem ich telefoniere, tot ist.

Kleine Studentengruppen schlenderten zwischen den Übungsräumen hin und her, und auf einem fernen Glockenturm

läutete es 15 Uhr. Adrian musste daran denken, dass sein Bruder genau um diese Uhrzeit das unplanmäßige Sperrfeuer angefordert hatte, das ihm das Leben retten sollte. Es war eine Geschichte, die Brian gelegentlich nach ein paar Drinks erzählte, bei gedämpftem Licht und in kleiner Runde, weil er eine solche Erfahrung nur mit Menschen teilte, die ihm nahestanden. Die Geschichte handelte von ihrer Patrouille im A-Shau-Tal.

»Wir waren nur zwei Kilometer von der Basis entfernt. Das letzte Stück Marsch an einem langen, öden Tag. Wir schwitzten, hatten Durst und waren hundemüde.« Adrian sah sich um. Er rechnete damit, Brian neben sich zu sehen, da die Stimme, die ihm in den Ohren widerhallte, während sie das vertraute alte Erlebnis wiedergab, dicht neben ihm zu sein schien. Doch Brian war nirgends zu sehen. »Mit anderen Worten, Audie, war es der ideale Zeitpunkt und die ideale Situation, um nachlässig zu werden.«

Zu der Patrouille gehörten zwanzig Mann, und sie waren im Lauf der letzten Woche schon dreimal ohne besondere Vorkommnisse hier entlanggekommen. Brian hatte die Umgebung beschrieben: Rechts, etwa siebzig Meter von der weiten Ebene des Reisfelds entfernt, waren ein paar Hütten und ein Pfad zu dem Dorf links davon zu sehen. Eine Handvoll Bauern arbeitete an diesem frühen Nachmittag auf den Feldern.

Es war ein vertrauter, friedlicher Anblick – alles war absolut normal.

Wenn Brian die Geschichte erzählte, wiederholte er diesen Umstand mindestens dreimal. Normal. Normal. Normal. Das Wort war ihnen wie ein Fluch erschienen. Sie waren hundemüde, sie wollten zur Feuerbasis zurück, etwas essen, sich ausruhen, vielleicht ein bisschen waschen. Es gab, erzählte er später seinem Bruder, nicht den geringsten Grund anzuhalten.

Doch an diesem Tag – Brian würde nie vergessen, dass es ein Donnerstag war – tat er genau das. Die Männer, die er anführte, ließen sich auf den Boden fallen, 22 Kilo Marschgepäck und 43 Grad Hitze zehrten an der Entscheidungskraft, kommentierte sein Bruder gerne. Vielleicht wäre das ja mal ein interessantes Studienprojekt, fügte er bisweilen hinzu. Es gab einiges Murren – oft ist es ermüdender anzuhalten, als weiterzugehen, wenn man erschöpft ist. Missmutig holten die Männer die letzten Tropfen aus ihren Feldflaschen heraus und rauchten eine Zigarette, während Brian sein Fernglas auf die Baumgruppe richtete. Er hatte sich ganz darauf konzentriert und die Linsen langsam über jede Form und jeden Schatten schweifen lassen. Er hatte nichts gesehen. Absolut nichts. Und sich danach nur noch schlimmer gefühlt.

»Audie, manchmal merkst du es einfach. Wenn alles in Ordnung scheint und es nicht ist. Und genau dieses Gefühl beschlich mich an diesem Tag. Es war alles dermaßen normal, dass es zum Himmel stank.« Also hatte Brian auf seiner Gitterkarte die ganze Baumgruppe kartographisch erfasst und die Koordinaten der Feuerbasis durchgegeben, nachdem er den Artillerieoffizier belogen und ihm gemeldet hatte, er habe in den Bäumen Bewegung gesehen.

Die erste Salve traf zu kurz, tötete zwei Bauern und hob einen Wasserbüffel buchstäblich in die Luft. Brian ignorierte diese beiden Morde und gab über Funk völlig unaufgeregt die Korrektur durch, woraufhin Sekunden später Sprenggranaten durch den Dschungel flogen. Die Erde bebte. Die Luft war von dem saugenden Geräusch niedergehender Granaten erfüllt. Die Explosionen zerrissen die Baumgrenze in Fetzen und schickten einen tödlichen Regen aus Holz- und Metallsplintern in den Himmel. In wenigen Minuten war das Sperrfeuer vorbei.

Die Männer des Zugs hatten keine große Lust, den Schaden zu inspizieren, doch genau das befahl er ihnen. Sie waren stumm an den Leichen der Bauern vorbeigelaufen. Glitzernde Eingeweide und Körperteile lagen über die grünen Triebe der sprießenden Reispflanzen verstreut. Das Wasser vermischte sich mit Blut. Soeben erschienen Menschen aus dem Dorf, und die ersten fernen Verzweiflungsschreie flirrten in der Hitze des Nachmittags. Und dann waren sie an einem Albtraum angelangt.

Dort an der Baumgrenze musste mehr als eine Kompanie der nordvietnamesischen Armee auf sie gewartet haben, genau an der Stelle, an die Brian das Artilleriesperrfeuer dirigiert hatte. Wohin das Auge blickte, stießen sie auf Leichen und Leichenteile. Sie waren zerfetzt, hingen in Baumstümpfen fest. Köpfe. Arme. Beine. Zerrissene Torsos. Unverkennbar von den Treffern einer 75-Millimeter-Haubitzengranate bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Soldaten – eine in Blut getränkte Landschaft. Ein paar Verwundete stöhnten. Andere hatten sich vielleicht tiefer in den Dschungel hineingeschleppt – ob sie sich neu formieren oder nur sterben wollten, konnte Brian nicht sagen. Es war ihm auch egal. Keiner seiner Männer sagte etwas. Ein paar leise Pfiffe durch die Zähne, hier und da keuchender Atem, während sie durch die Blutlachen liefen. Sie folgten einfach Brians Führung und liefen systematisch zu sämtlichen versteckten Stellungen, wo sie jeden verwundeten Feind erschossen. Er sagte, er habe sich nicht erinnern können, dies befohlen zu haben, doch es konnte nicht anders sein. Dann hatte er die Toten gezählt: über achtundsiebzig. Ein bedeutender Sieg wird errungen, wenn es gar keine richtigen Kampfhandlungen gibt. Nur ein Gemetzel. Jeder Mann in seinem Zug hatte begriffen, dass sie alle in dem Hinterhalt umgekommen wären, hätten sie dasselbe getan wie an den anderen Tagen bei ihrem letzten Stück Weg an dem Reisfeld vorbei. Danach hatte niemand jemals Brians Instinkt in Frage gestellt. – Das hatte er seinem Bruder erzählt.

Und der Führungsstab verlieh ihm eine Medaille, was er nie stolz, sondern traurig erzählte. Sein Bruder, dachte Adrian, war in seiner eigenen Geschichte gefangen. Er fragte sich, ob dasselbe auch auf ihn selbst zutraf.

»Ich denke, schon, Audie.« Er drehte sich um, doch er konnte seinen Bruder nur hören, nicht sehen.

Er lief zügig weiter. Das Institut für Psychologie befand sich in einem der semimodernen Universitätsgebäude. Es war

ein quadratischer, konventioneller Bau mit breiten Türen und einer unscheinbaren, wenn auch efeubewachsenen Fassade. Adrian hatte das Unspektakuläre des Gebäudes im Kontrast zu den etwas aufdringlichen Entwürfen des BWL- oder des Chemie-Instituts immer geschätzt. In seinen Augen gab eine so nichtssagende Arbeitsumgebung den passenden, neutralen Rahmen für den ungehinderten Ideenfluss ab. Sie versteckte die geballte Intelligenz, die sich darin entfaltete, und posaunte sie nicht hinaus.

Adrian stieg die Treppe zum zweiten Stock hoch. Er prägte sich ein, er müsse zu Zimmer 302, und während er sich den Namen des Mannes vorsagte, den er aufsuchen wollte, bewegte er stumm die Lippen. Es war ein alter Freund und Kollege, doch er wollte innerhalb der Mauern seines Instituts nichts von seiner Krankheit preisgeben. Drück dich klipp und klar aus, schärfte er sich ein. Sei präzise. Er klopfte an und schob die Tür auf. »Roger?«, sagte er und trat ein. Ein gepflegter Mann mit Glatze von der Größe eines Basketballspielers und mit schlankem Körperbau beugte sich über einen Computerbildschirm, während eine attraktive junge Frau mit angespanntem Gesicht in der Nähe saß. Das Büro quoll von Büchern auf schwarzen Stahlregalen über. Die Sammlung an Steckbriefen des FBI, die eine ganze Wand einnahm, erinnerte vage an eine Post. Gegenüber hing ein gerahmtes Kinoplatat von Schweigen der Lämmer, mit Autogrammen des Regisseurs und des Drehbuchautors in schwarzer Tinte.

»Adrian! Der berühmte Professor Thomas, komm rein, komm rein!« Professor Roger Parsons erhob sich zu voller Körperlänge und ergriff zum Gruß Adrians Hand.

»Ich wollte dich nicht in einer Sprechstunde stören ...«

»Nein, nein, kein Problem. Miss Lewis und ich sind gerade ihr Referat durchgegangen, das ganz ausgezeichnet ist ...« Adrian schüttelte der jungen Frau die Hand.

»Ich komm vorbei, Roger, weil ich dich um einen kleinen fachlichen Rat bitten wollte ...«

»Selbstverständlich! Du meine Güte, es ist, glaube ich, Monate her, seit dich irgendjemand hier zuletzt gesehen hat ... was für eine nette Überraschung. Wie ist es dir so ergangen? Und wie kann ich dir helfen?«

»Soll ich Sie alleine lassen, Professor Parsons?«, warf die Studentin ein. Roger Parsons gab die Frage mit einem stummen Blick an Adrian weiter. Adrian war froh, weil er sich eine Antwort auf die erste Frage seines alten Freundes ersparen konnte.

»Kennt sich Miss Lewis mit ungewöhnlichen kriminellen Verhaltensmustern aus?«

»Das will ich meinen«, dröhnte Roger Parsons.

»Dann sollte sie bleiben.«

Die junge Frau rutschte – ein wenig perplex, doch über die Einladung zu bleiben sichtlich erfreut – auf ihrem Stuhl hin und her. Adrian fragte sich, ob sie wusste, wer er war, doch sein jüngerer ehemaliger Kollege klärte sie augenblicklich auf. »Dies ist der höchst renommierte Professor – und unser aller Mentor –, nach dem sie den Aufenthaltsraum des Instituts benennen«, sagte er. »Und es ist uns eine Ehre, dass er vorbeischaut, und sogar mit ein paar Fragen.«

»Ich wünschte, ich wüsste mehr über Psychopathologie«, sagte Adrian.

»Also, ich denke, da unterschätzt du dich, Adrian. Aber ich helfe gerne aus«, antwortete Roger. »Wie lautet deine Frage?«

»Verbrecherpaare«, sagte Adrian leise. »Partnerschaften zwischen Mann und Frau ...«

Roger nickte. »Ah ... faszinierend. Es gibt mehrere unterschiedliche Profile. Um was für ein Verbrechen geht es?«

»Eine Zufallsentführung. Bei der eine vollkommen fremde Person auf der Straße eines Wohnviertels entführt wird.« Roger Parsons' Augenbrauen schnellten nach oben. »Sehr ungewöhnlich. Sehr selten. Und der Zweck dieser Entführung?«

»Im Moment noch ungewiss.«

»Die entführte Person ... was weißt du über sie?«

»Junges Mädchen. Teenager. Sehr attraktiv.«

»Geld? Sex? Oder Perversion?«

»Keine Ahnung. Bis jetzt noch nicht.«

»Wahrscheinlich alles drei. Und mehr als das«, dachte Parsons laut nach. »Verheißt mit Sicherheit nichts Gutes und wahrscheinlich sehr viel Schlechtes.« Adrian nickte, und sein ehemaliger Kollege geriet unwillkürlich ins Dozieren. »Das macht es um einiges schwerer. Naturgemäß erfahren wir das, was wir über diese Sorte Kriminelle wissen, in den allermeisten Fällen erst, nachdem sie entlarvt sind. Wir fügen dann rückwirkend die Teile des Psychogramms zusammen. Hinterher sieht es dann immer vollkommen logisch aus.«

»Dafür ist es zu früh. Ich muss mich vorläufig auf spärliche Informationen stützen.«

Roger Parsons streckte seine langen Beine aus und dachte angestrengt nach. »Geht es hier um jemanden, den du kennst, ich meine ... das ist keine rein akademische Fragestellung, oder?«

»Nein. Aber zum Teil schon. Eine Nachbarin, mit der ich kurz in Kontakt gekommen bin. Ich versuche, einer Familie in meinem Viertel zu helfen.« Adrian zögerte. »Ich verlass mich auf deine Diskretion. Und Ihre«, fügte er, an die junge Frau gewandt, hinzu. Sie schien über die Richtung, die das Gespräch nahm, ein wenig erschrocken. »Es ist ein Verbrechen,

das, so wie's aussieht ...«, Adrian überlegte, »... gerade erst seinen Anfang nimmt. Ich kann nicht sagen, wie.«

»Und die Polizei ...«

»Versucht, sich ein Bild zu verschaffen. Pocht auf konkrete Fakten, was nicht unbedingt hilfreich ist.«

Roger nickte wieder. »Ja, da liegst du sicher richtig. Fakten mögen ein Verbrechen aufklären, wenn man eine Leiche hat. Aber das ist ja hier nicht der Fall?«

»Noch nicht.«

»Gut. Und du bist dir absolut sicher, dass sie von einem unbekannten Mann und einer Frau entführt worden ist, und nicht von Leuten, die sie kannten?«

»Ja, da bin ich mir sicher, ziemlich sicher jedenfalls.«

Der jüngere Professor überlegte wieder. »Soll ich einfach mal spekulieren? Mehr ist es natürlich nicht. Reine Spekulation ...« Adrian antwortete nicht. Er wusste, das erübrigte sich. »Nun, es geht natürlich um Sex, aller Wahrscheinlichkeit nach. Aber es geht auch um Kontrolle. Vermutlich wird das Paar durch ihre Versklavung erotisch stimuliert. Sie speisen ihre eigene Erregung an der Lust des anderen. Da können viele Faktoren hineinspielen. Um dir ein akkurates Profil zu geben, bräuchte ich viel mehr Informationen ...«

»Viel mehr hab ich nicht. Noch nicht.«

Roger dachte weiter angestrengt nach. »Also, das wäre eine Überlegung wert, Adrian ... ohne mich darauf festzulegen ... aber ich glaube, ich an deiner Stelle würde mich auf den Zweck der Entführung konzentrieren, um zu verstehen, was da abgelaufen ist.«

Adrian merkte, wie er auf die Ganovengalerie der FBI-Steckbriefe starrte. Einen Moment lang glaubte er, sie sprächen mit ihm wie ein griechischer Chor, bevor er merkte, dass Professor Parsons weiter dozierte. »Nun, wie vermittelt das Opfer dem Verbrecherpaar das Gefühl von Großartigkeit, Bedeutsamkeit, Macht? Was erhoffen sie sich über die sexuellen Spielchen hinaus ... denn da muss noch etwas sein. Vielleicht versteckt, vielleicht auch nicht. Macht, Kontrolle. Viele psychologische Faktoren bei dieser Art von Verbrechen. Und keine davon, fürchte ich, besonders appetitlich.«

»Wie würde die Polizei zu einer Lösung ...«

Roger schüttelte den Kopf. »Nicht sehr aussichtsreich. Zumindest, solange keine Leiche gefunden wird. Oder wie in den Fällen dieser Mormonensekten mit Vielweiberei, wenn so einer Kindfrau die Flucht gelingt. Nur dass das die absoluten Ausnahmen sind. Flucht ist für diese Geiseln äußerst schwierig. In unserer heilen Welt daheim denken wir: ›Wieso sind die nicht einfach abgehauen und haben die Bullen gerufen?‹ Aber das erfordert einen psychologischen Kraftakt, zu dem sie kaum in der Lage sind. Nein, das ist äußerst schwierig ...«

»Demnach kann die Polizei ...«

Parsons wedelte mit dem Arm in der Luft, als finge er einen Abpraller. »Wenn sie das Opfer haben – tot oder lebendig –, dann können sie das Verbrechen zurückverfolgen. Möglicherweise. Wahrscheinlich nicht. So oder so würde ich mir von der Polizei keine zufriedenstellenden Ergebnisse erhoffen.«

Adrian nickte. Da ist noch etwas. Er hörte die Stimme seines Bruders im Ohr.

»Da ist noch etwas«, sagte Professor Parsons ruhig, als hätte der Tote auch ihm das Stichwort gegeben. Adrian wartete auf eine Antwort. »Bei dieser Art von Verbrechen tickt die Uhr.«

»Die Uhr?«

»Ja. Solange das Opfer für Erregung, Kitzel, Leidenschaft – Gott weiß, was – sorgt, ist es für das Paar von außergewöhnlichem Wert. Aber sobald das aufhört – oder sie seiner überdrüssig werden oder sich der Fundus an Erregung, den es ihnen bringt, erschöpft –, verlieren sie das Interesse. Sie versuchen, die Geisel loszuwerden.«

»Und lassen sie frei?«

»Nein. Nicht unbedingt.«

Während die beiden Professoren die verschiedenen Aspekte des Problems erwogen, herrschte eine Weile Schweigen. In die Stille hinein hörten sie, wie die junge Studentin nach Luft schnappte, als ginge eine kalte Brise durch das kleine Büro. Sie wandten sich zu Miss Lewis um.

Sie hatte den Kopf gesenkt, als scheute sie sich davor, den Gedanken auszusprechen, der ihr gekommen war und der sie so verlegen machte, dass ihre Wangen glühten. Sie sprach leise und stockend. »Ian Brady und Myra Hindley«, sagte sie.

»1966. England. Die Morde im Moor.«

Roger Parsons klatschte begeistert in die Hände. »Ja«, sagte er so laut, dass seine Stimme durch das kleine Zimmer dröhnte. »Absolut richtig, Miss Lewis. Bravo. Eine gute Überlegung. Adrian, da könntest du den Anfang machen.«

Die Studentin lächelte schüchtern über das überschwengliche Lob ihres Mentors, während Adrian der Gedanke kam, dass es für einen so jungen Menschen hart sein musste, die Namen und die verkommenen Taten berühmter Serienkiller zu kennen.

Der junge Mann eilte am Buchladen Negra Y Criminal ganz in der Nähe einer der Hauptdurchgangsstraßen in Barcelona vorbei. Drinnen las vor dicht gedrängtem Publikum ein Verfasser von Kriminalromanen aus einem seiner Werke vor, und er kämpfte einen Moment mit sich, ob er nicht anhalten und zuhören sollte. Doch im Reisebüro, in dem er arbeitete, hatte er einen schrecklichen Tag hinter sich – von morgens bis abends wütende Beschwerden und rückläufige Geschäfte. Nachdem er erfolglos versucht hatte, ein Problem nach dem anderen zu lösen, war er müde und frustriert, und er hatte nur noch den Wunsch, für den Rest des Abends mit Nummer 4 allein zu sein.

Er war ihr so verfallen wie ihren Vorgängerinnen. Vielleicht, überlegte er, noch mehr. Er fragte sich, wie es möglich war, dass er sich so schnell in ein Bild verlieben konnte, das ihn als Datenstrom auf seinem Computer erreichte. Zu Beginn der neuen Serie hatte er sich bei allerlei Phantasievorstellungen über sie ertappt; er hatte versucht sich vorzustellen, was sie gerade machte, woran sie gerade dachte und was an diesem Tag mit ihr passieren würde. Solange er an seinem Schreibtisch in seinem kleinen Büro saß, hatte er der Versuchung widerstanden, sich im Stundentakt in Whatcomesnext.com einzuloggen und nach ihr zu sehen. Seine Arbeitgeber missbilligten den »persönlichen« Gebrauch der Dell-Computer in der Firma, was einige seiner Kollegen nicht daran hinderte, Computerspiele zu öffnen oder gelegentlich eine Pornoseite aufzurufen, wenn die Vorgesetzten gerade nicht in der Nähe waren. Vor allem aber wollte er Nummer 4 mit keinem seiner Kollegen teilen. Keiner von ihnen – und er hasste sie alle – sollte von ihr wissen.

Und so eilte er durch die frühe Abenddämmerung, ignorierte die Menschen, die sich in den Cafeterias drängten, durch die breiten Straßen schlenderten oder sich an Straßenecken trafen, um das Neueste über den Fußballclub zu diskutieren oder über die Politiker zu jammern. Er hätte sich irgendwo etwas zu essen besorgen sollen – seit seiner letzten Mahlzeit waren Stunden vergangen –, doch er hatte keinen Hunger. Vielmehr drängte es ihn mit jedem Schritt in die Einsamkeit seines bescheidenen Ein-Zimmer-Apartments zurück, als handelte es sich um einen Notfall.

Er durfte nichts verpassen. Dabei war es egal, wenn streng genommen nichts passiert war.

Dem jungen Mann auf der Straße in Barcelona erschien selbst die kleinste Regung von Nummer 4 staunenswert. Ein bisschen fühlte er sich wie auf einem Logenplatz im Theater – kaum waren die Lichter ausgegangen und hatten die Darsteller die Bühne betreten, war er an seinen Sitz gebannt.

Als er in seine Straße einbog, kam ihm eine seltsame Erinnerung in den Kopf: wie seine Mutter, den Rosenkranz in der Hand, geduldig am Bett seines sterbenden Großvaters saß und Stunde um Stunde, Tag für Tag unablässig Gebete sprach. Er war noch klein gewesen, höchstens neun Jahre alt, und eine seiner Tanten hatte ihn in den dunklen, stillen Raum geführt. Er wusste noch, wie sie ihn mit fester Hand von hinten ans Bett geschoben hatte. Er erinnerte sich an den langsamen, rasselnden Atem seines Großvaters und daran, wie durchscheinend seine Haut ausgesehen hatte, als er die Hand ins Licht hielt, um ihm seinen Segen zu erteilen.

Es war seine erste Begegnung mit der Sterblichkeit gewesen, und er hatte geglaubt, all die Gegrüßet seist du, Maria und die Akte der vollkommenen Reue, die seine Mutter mit ihrer leisen, sonoren Stimme murmelte, hätten dem sterbenden alten Mann gegolten. Doch jetzt, nach so vielen Jahren, wusste er es besser. All die Gebete waren für die Lebenden gewesen.

Nummer 4 hatte Gebete nötig, dachte er. Sie war darauf angewiesen, dass er »Vater unser, der du bist im Himmel ...« murmelte und es viele Male wiederholte, während er sie auf dem Monitor betrachtete.

Vielleicht würden die Worte sie beide trösten.

Selbst in der Dunkelheit, die sie umfing, versuchte Jennifer, sich ein Bild davon zu machen, wo sie sich befand. Sie wusste, dass sie in einer Art Kellerraum war, und sie wusste, dass sie aus irgendeinem Grund am Leben gelassen wurde. Sie wusste auch, dass nichts in ihrem sechzehnjährigen Leben sie auf das, was hier mit ihr geschah, vorbereitet hatte. Dann wieder hoffte sie, dass sie sich irrte.

Sie verschränkte die Finger auf dem Schoß, dann spreizte sie langsam die Arme und ballte die Hände zu Fäusten. Wenn sie sich an die Realität hielt – das Bett, die Kette, das Halsband, die mobile Toilette –, konnte sie in ihrem Kopf ein etwas verzerrtes Bild ihrer Umgebung zeichnen. Wenn sie ihrer Phantasie jedoch erlaubte, sich auszumalen, was mit ihr passieren würde, überwältigte sie unsägliche Angst. Sie war ständig kurz davor, in Tränen auszubrechen oder sogar vor Panik ohnmächtig zu werden. So schwankte sie unablässig zwischen Vernunft und Agonie.

Innerlich sagte sie immer wieder: Ich bin am Leben, ich bin am Leben. In diesen gefassten Momenten versuchte sie, die Ohren zu spitzen und ihren Geruchssinn zu schärfen. Der Tastsinn, schätzte sie, war von begrenztem Nutzen, konnte ihr aber vielleicht auch noch weiterhelfen.

Sie saß auf der Kante des Bettes. Unter den Füßen fühlte sie den kalten Zement des Bodens. Ihr knurrte der Magen, auch wenn sie nicht wusste, ob sie etwas herunterbringen könnte. Erneut hatte sie schrecklichen Durst, doch sie wusste

nicht, ob sie den Mut hätte, noch einmal Wasser zu trinken – selbst wenn ihr welches angeboten würde. In dem Raum war es bis auf ihren Atem vollkommen still.

In Wahrheit, sagte sie sich, gab es zwei Räume, den schwarzen im Innern ihrer Binde und den, in dem sie gefangen war. Sie wusste, dass sie über beide so viel wie möglich in Erfahrung bringen musste. Denn wenn sie es nicht tat – wenn sie einfach darauf wartete, was mit ihr passierte –, blieb ihr nur die Verzweiflung.

Und das Warten auf das Ende, wie auch immer es aussehen würde.

In jeder wachen Sekunde kämpfte Jennifer gegen die Panik an. Sie machte sich klar, dass es nichts brachte, in Gedanken um das zu kreisen, was geschehen war, es sei denn, sie versuchte sich die beiden Menschen, die sie auf der Straße in ihrem Viertel gekidnappt hatten, im Geiste vorzustellen. Doch wenn sie sich ins Gedächtnis rief, wie sie an diesem Frühlingstag im letzten Abendlicht an einem Ort, den sie seit ihrer frühesten Kindheit kannte, auf dem Bürgersteig entlanglief, stürzte es sie in eine schwärzere Finsternis als das Dunkel unter ihrer Haube.

Sie war aus allem herausgerissen worden, was sie kannte, und bei der Erinnerung daran, woher sie kam, stand ihr fast das Herz still. Ihr wurde schwindelig, doch sie bestand darauf, sich zu konzentrieren. Darüber hatten sich die Lehrer an der Schule, die sie so sehr hasste, ständig beklagt: Jennifer, du musst dich auf den Stoff konzentrieren. Du wärst so eine gute Schülerin, wenn du nur ...

Na schön, sagte sie wie zur Antwort auf ihre Krittelei. Jetzt werde ich mich konzentrieren.

Also saß sie still und gab sich Mühe: Die Augen des Mannes. Die tief heruntergezogene Mütze der Frau. Wie groß waren sie? Was hatten sie an? Sie holte tief Luft und glaubte auf einmal, den Körpergeruch des Mannes zu riechen, wieder mit dem Rücken auf die Ladefläche gedrückt zu werden und unter seiner Kraft kaum Luft zu bekommen. Bevor sie wusste, was sie tat, schlug sie sich auf die Haut, als könnte sie so das Gefühl loswerden, dass er sich an ihr vergriffen hatte. Sie kratzte sich an den Armen, als sei sie in Giftefeu geraten. Doch als sie die Striemen fühlte und merkte, dass sie blutete, zwang sie sich, damit aufzuhören, was sie mehr Kraft kostete, als sie zu haben glaubte.

Also gut. Die Frau ... Ihr ausdrucksloser Ton war beängstigend gewesen. Die Frau war in den Kellerraum gekommen, und sie war es gewesen, die über Regeln gesprochen hatte, ohne zu sagen, welche.

Jennifer versuchte sich jedes Wort ins Gedächtnis zu rufen, das die Frau zu ihr gesagt hatte, doch das meiste war in dem Nebel des Betäubungsmittels untergegangen, von dem sie ohnmächtig geworden war.

Dabei stand außer Zweifel, dass es passiert war. Mit Sicherheit hatte die Frau ganz in ihrer Nähe gestanden, ihr das Getränk gegeben und ihr befohlen zu gehorchen. Das alles hatte stattgefunden. Das hier war nicht nur ein böser Traum. Sie würde nicht mitten in der Nacht in ihrem Bett aufwachen und durch die dünnen Wände hören, wie ihre Mutter und Scott heimlich Sex miteinander hatten. Sie dachte daran, wie sehr sie es gehasst hatte, dort zu sein, und wie sehr sie sich jetzt danach sehnte. Jennifer fühlte sich wie zwischen Traum und Wachen, und zum ersten Mal schlich sich die Frage in ihr Bewusstsein, ob sie vielleicht schon tot war.

Jennifer wippte ein wenig nach vorn. Ich bin tot, sagte sie stumm. So muss sich das anfühlen. Es gibt keinen Himmel. Es gibt keine Engel und Posaunen und keine Pforte über luftigen Wolken. Es gibt nur das.

Sie schnappte nach Luft. Nein, nein. Da, wo sie sich gekratzt hatte, tat es weh. Also war sie am Leben. Doch wie sehr, konnte sie nicht sagen, und schon gar nicht, wie lange.

Sie wechselte die Stellung und versuchte sich an die genauen Worte der Frau zu erinnern, als enthielten sie vielleicht irgendeinen wichtigen Hinweis. Doch jede Formulierung, jede Tonlage und jeder Befehl schienen weit weg, und sie merkte, wie sie die Hände ausstreckte, als könnte sie eins der Wörter in der Luft aufschnappen.

Wenn du das hier überleben willst, dann tust du immer genau das, was man dir sagt. Das hatte die Frau ihr eingeschärft. Indem sie alles mit sich machen ließ, konnte Jennifer am Leben bleiben. Wie sollte sie gehorchen? Was sollte sie tun? Als sie merkte, dass sie sich nicht mehr erinnerte, was von ihr erwartet wurde, hielt sie die Luft an, und ein einziger Schluchzer brach so heftig aus ihr hervor, dass sie es nicht verhindern konnte.

Dieser Gedanke machte ihr Angst, und sie zitterte.

Jennifer kämpfte mit sich: Ein Teil von ihr wollte sich in tiefste Verzweiflung stürzen und sich einfach dem Grauen ihrer Situation – und dem, was sie noch erwarten mochte – widerstandslos überlassen, doch sie kämpfte mit aller Macht dagegen an. Sie wusste zwar nicht, wie aussichtsvoll ihr Kampf war, andererseits war sie, solange sie kämpfte, lebendig, und allein das zählte schon. Womit sie es aufzunehmen hatte, vermochte sie nicht zu sagen.

Ich bin Nummer 4. Die machen das also nicht zum ersten Mal. Sie wünschte sich, sie hätte mehr über Gefängnisse gewusst und darüber, wie Menschen darin überlebten. Sie wusste, dass einige Menschen monate-, sogar jahrelange Entführungen überlebt hatten, bevor sie entkamen. Menschen verirrt sich im Dschungel, wurden auf Bergspitzen zurückgelassen, trieben als Schiffbrüchige auf hoher See. Menschen können überleben, redete sie sich gut zu. Ich weiß es. Es stimmt. Es geht. Allein dieser Gedanke verhinderte, dass sie sich auf dem Bett zusammenrollte und schicksalsergeben auf die schrecklichen Dinge wartete, die ihr als Nächstes drohten.

Dann sagte sie sich: Du warst in einem Gefängnis, deshalb bist du weggelaufen. Du hast das durchgezogen. Also ... hast du mehr drauf, als du denkst.

Sie setzte sich auf dem Bettrand zurecht. Die Toilette. Wenn sie mich sofort umbringen wollten, hatten sie nicht die Toilette besorgt. Jennifer lächelte zaghaft. Sie befahl sich, alles, was sie berühren, hören oder riechen konnte, ständig zu messen und abzuschätzen. Das Klo war sechs Schritt vom Bett entfernt. Wenn sie sich daraufsetzte, straffte sich die Kette an ihrem Hals – das war also eine Grenze, die ihr gesteckt war. Die andere Richtung hatte sie noch nicht erkundet, doch sie wusste, dass dies als Nächstes fällig war. Sie vermutete, dass das Bett in der Mitte des Zimmers an der Wand stand. Wie das metallene Winkelmaß des technischen Zeichners hatte sie einen bestimmten Bewegungsradius. Sie horchte angestrengt auf Geräusche und hob den Kopf – ein wenig wie ein Tier, das im Wald auf eine Fährte stößt oder etwas hört, das an seinen tiefen Wachsamkeitsinstinkt rührt. Sie hielt den Atem an, damit ihr nicht das leiseste Geräusch entging.

Nichts. »Hallo?«, sagte sie laut. Unter der Haube war ihre Stimme gedämpft, aber doch deutlich genug, dass sie jeder, der den Raum betrat, hätte hören können. »Jemand da?«

Nichts. Sie ließ langsam die Luft entweichen und stand auf. Wie beim ersten Mal streckte sie die Hände aus, nur dass sie diesmal darauf achtete, ihre Schritte zu zählen. Von der Ferse bis zur Zehe. Wie viele Jennifer-Schritte sind es jeweils? Die Hände an der Wand, bewegte sie sich zur Toilette. Eins. Zwei. Drei ... Sie zählte zehn Jennifer-Schritte, bevor sie mit dem Knie an den Sitz stieß, und rechnete schnell nach: ungefähr zwei Meter dreißig. Sie bückte sich und strich mit den Fingern über den Boden. Wie erwartet, merkte sie, dass sich beim Beugen die Kette straffte. Also gut, und jetzt beweg dich langsam von der Wand weg in die Mitte.

Jennifer machte einen Schritt und hatte plötzlich Angst. Die Wand an ihren Handflächen bot eine gewisse Sicherheit und half ihr, das Gleichgewicht zu wahren. Sobald sie sich davon entfernte, trat sie, nur von der Kette um ihren Hals gefesselt, blind ins Leere.

Sie schnappte nach Luft und zwang sich, den Halt der Wand und die nunmehr vertraute Markierung der Toilette zu verlassen. Es schien wichtig. Es war das, was in dieser Situation anstand, und indem sie sich auf Entfernungen konzentrierte, versuchte sie zumindest, sich zu helfen. Sicher, es war nicht viel, aber immerhin ein Anfang.

Michael und Linda lagen nackt auf dem Bett im Obergeschoss. Sie hatten gerade miteinander geschlafen und waren von der Erregung noch schweißnass. Auf der Tagesdecke stand vor ihnen ein Laptop, und sie starrten gebannt auf den kleinen Bildschirm. Der Computer war ein Spitzenprodukt von Apple. Er hatte eine WLAN-Verbindung zum Hauptstudio in einem angrenzenden Raum.

In ihrem eigenen Zimmer befand sich ein Doppelbett mit leidenschaftlich zerknüllten und verfleckten Laken. In ein paar Hartschalenkoffern sowie Leinenreisetaschen hatten sie ihre Kleider. Eine nackte Glühbirne an der Decke spendete kaltes Licht. Abgesehen von dem schlichten Holztisch in der Ecke zeichnete sich der Raum durch klösterliche Leere aus. Auf dem Tisch waren einige Schusswaffen aufgereiht – zwei Magnum-Revolver Kaliber 357 sowie drei halbautomatische Pistolen Kaliber 9 Millimeter, daneben eine Flinte Kaliber 12 sowie ein Exemplar der guten alten AK-47. Überall lagen Schachteln mit Munition sowie volle Ersatzmagazine herum – ein Arsenal, um ein halbes Dutzend Leute zu bewaffnen. »Gib allen ein Piepsignal durch«, sagte Linda. Sie beugte sich zum Monitor vor und sah zu, wie Jennifer unsicher von der Wand neben der Toilette wegtrat. »Das ist echt cool«, fügte sie bewundernd hinzu.

Michael sah Jennifer nicht. Vielmehr konzentrierte er sich auf die Kurve von Lindas Rücken. Er strich ihr mit den Fingern den Rücken hinauf bis zum Hals, dann über ihre Schultern, schob ihr Haar zur Seite und küsste sie auf den Nacken. Linda schnurrte beinahe, als sie sagte: »Vergiss nicht die zahlende Kundschaft ...«

»Die können ja wohl ein paar Sekunden warten«, sagte er. Dann glitt er mit der Zunge bis zu ihrem Ohr.

Linda kicherte und richtete sich auf, so dass sie mit überkreuzten Beinen auf dem Bett saß. Sie nahm den Laptop und stellte ihn sich theatralisch zwischen die Beine, so dass er ihr Geschlecht verdeckte. Dann beugte sie sich ein wenig über den Bildschirm und ließ ihre nackten Brüste darüber baumeln. »Da ...«, sagte sie grinsend. »Vielleicht kann ich so deine Aufmerksamkeit auf unsere Arbeit lenken.«

Michael nickte lachend. »Das kannst du laut sagen.«

Er tippte ein paar Tastenkombinationen, die ein leises elektronisches Geräusch an alle Whatcomesnext.com-Subscriber schickten. Der Ton – man konnte sich eine Auswahl an Songs, Tönen oder Signalen herunterladen – zeigte an, dass Nummer 4 wach war und agierte.

Michael vermutete, dass die Beziehung ihrer Kundschaft zu Nummer 4 stark variierte. Einige würden sie kaum eine Minute aus den Augen lassen. Andere wollten vorgewarnt werden, wenn sie auf sie achten sollten. Er war bestrebt, sie alle zu bedienen. Viele nutzten einen besonderen Service, den er anbot – bei dem ihnen das Signal an die private Handynummer gesendet wurde.

»So«, sagte er grinsend. »Jetzt wissen es alle. Und jetzt bekomme ich doch wohl meine Belohnung?«

»Nicht so eilig«, antwortete Linda. »Wir müssen sehen, was sie gerade tut.« Michael verzog das Gesicht, als sei ihm zum Heulen, und Linda lachte wieder. »Nur ein Weilchen«, sagte sie.

Michael drehte sich wieder zum Bildschirm um und betrachtete Jennifer einen Moment. »Meinst du, sie findet ihn?«, fragte er.

»Ich hab ihn dahin gelegt, wo sie drankommt, wenn sie ans Limit geht.«

»Hängt davon ab, wie erkundungsfreudig sie ist«, sagte Michael, und Linda nickte.

»Ich hasse es, wenn sie einfach nur dasitzen«, sagte Linda. »Nummer 3 ist mir die ganze Zeit wirklich tierisch auf den Geist gegangen.«

Michael sagte nichts. Er wusste nur zu gut, wie sauer Linda über das Verhalten von Nummer 3 gewesen war, was sie im Verlauf der Show mehrfach gezwungen hatte, kurzfristig einiges umzustellen. »Ich sollte einen Kameranäher machen, damit jeder sieht, dass er da ist.«

Linda nickte. »Aber langsam ... weil sie es am Anfang nicht kapieren. Ich hab ihn so plaziert, dass man wirklich nicht weiß, was es ist, bis man ganz genau hinsieht. Wenn sie es dann allerdings schnallen ...« Sie brauchte den Satz nicht zu Ende zu führen.

Michael räkelte sich und seufzte. »Ich geh dann mal besser nach nebenan und fummle ein bisschen an den Einstellungswinkeln herum.«

Linda entfernte den Laptop. Jetzt war es an ihr, Michael mit den Fingernägeln über die Brust zu streichen. Dann beugte sie sich vor und küsste ihn in der Lende. »Zuerst die Arbeit, dann das Fummeln«, sagte sie.

»Du bist unersättlich«, erwiderte er. »Das gefällt mir.«

Linda streckte die Hände über den Kopf und lehnte sich provozierend zurück. Er beugte sich vor und küsste sie.

»Verlockendes Angebot«, sagte er.

»Aber der Job geht vor«, wiederholte sie und schloss langsam die Beine.

Sie lachte. Sie standen gemächlich vom Bett auf und tappten wie Kinder am Weihnachtsmorgen barfuß die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, in dem Michael das Hauptstudio eingerichtet hatte.

Wie die anderen Zimmer des gemieteten Bauernhauses war es spärlich möbliert. Im Zentrum des Raums stand ein langer Tisch mit drei großen Computermonitoren. Kabel schlängelten sich über den Holzboden und verschwanden in gebohrten Löchern. Es gab Lautsprecheranlagen, mehrere Joysticks, dazu Tastaturen, einen Resonanzboden und eine Pultkonsole. Unmittelbar vor dem Fenster befand sich eine tragbare Konvexantenne. Der Raum hatte etwas von der Schaltzentrale einer Militäroperation oder einem Filmset: viel teures Gerät, alles mit Spezialfunktionen, alles von zwei schwarzen Aeron-Schreibtischstühlen aus zu bedienen, die vor dem Hauptcomputer standen.

Es war kühl im Zimmer, und Linda holte zwei passende Parkas mit Kunstpelzbesatz aus dem Flur, um ihre Blöße zu bedecken. Sie schlüpfte selber in einen davon und legte den anderen Michael um die Schulter, der vor dem Monitor saß. Sie blickte aus dem Fenster in die Nacht, wo sie nichts als schwarze Abgeschiedenheit sehen konnte – einer ihrer Gründe, dieses spezielle Bauernhaus zu mieten.

»Meinst du, Nummer 4 hat die geringste Ahnung, wie spät es ist?«, fragte sie.

»Nee.« Michael überlegte und fügte dann hinzu: »Das heißt, wir sollten ihr auch nicht dabei helfen, ich meine, indem wir ...«

Linda unterbrach ihn. »Indem wir ihr das Frühstück am Morgen geben oder etwas, das eindeutig nach Abendessen aussieht, am Abend. Wir sollten die Mahlzeiten durcheinanderbringen – ihr dreimal hintereinander Müsli geben und dann mehrere Burger in Folge. Wird zu ihrer Desorientierung beitragen.«

»Desorientierung ist gut«, sagte Michael. Er lächelte. Die Diskussionen darüber, wie sie Nummer 4 manipulieren konnten, waren nicht nur ein Teil des Spiels, den er besonders genoss, sondern sie stimulierten Linda und befeuerten ihren zügellosen Sex miteinander. Sex war die eine Messlatte für den Erfolg der Serie Nummer 4. Wenn ihre eigene Leidenschaft nachließ, war der Zeitpunkt gekommen, die Sache zu Ende zu bringen.

Er nahm einen Joystick, der mit einem Stück weißem Klebeband und der Beschriftung »Kamera 3« gekennzeichnet war, und bewegte ihn behutsam.

Auf einem der Monitore verschob sich der Winkel so, dass neben dem Bett, gegenüber der Toilette, ein Gegenstand zu erkennen war. Michael bewegte den Joystick weiter, um den Gegenstand heranzurücken.

Linda war neben ihm und tippte mit flinken Fingern auf einer Tastatur, so dass ihre Nägel auf dem Plastik klimpern.

Auf dem Hauptmonitor – dem mit der Einstellung, die an die Subscriber hinausging – erschien Lindas Text in roter Schrift quer über der Ansicht von Jennifer, die sich mit ausgestreckten Armen langsam durch den Raum tastete.

Es gibt etwas, das Nummer 4 finden soll. Was ist es?

Michael schwenkte Kamera 3 für einen Moment auf einen kleinen, unförmigen Gegenstand auf dem Boden. Er befand sich in der äußersten Reichweite der Kette.

Linda tippte weiter.

Soll Nummer 4 ihn behalten dürfen?

Michael lachte. »Mach weiter«, flüsterte er.

Sollen wir ihn ihr wegnehmen?

Linda tippte wie wild.

»Jetzt frag sie«, sagte Michael. Linda gab ein paar Tastenkombinationen ein, und auf dem Monitor erschien ein Kästchen.

Warten Sie, bitte. Sie haben ein Kästchen in dem man eine Antwort eingeben kann.

hinter Benaiten? kam ein Viereck, in das man eine Antwort eintippen konnte.

Nicht behalten? Das gleiche Kästchen.

Linda tippte noch eine Frage ein: Wird es Nummer 4 helfen, oder wird es Nummer 4 schaden?

Linda drehte sich zur Seite. Auf einem anderen Monitor erschien ein elektronischer Zähler.

»Sie sind offenbar gespalten«, sagte sie, als sich in verschiedenen Reihen die Zahlen addierten und in einer anderen die Kommentare mehrten. »Sie sind sich uneins, ob es ihr helfen oder schaden wird.« Linda lächelte wieder. »Ich wusste, dass es eine gute Idee war«, sagte sie. »Eine Menge von ihnen stimmen ab. Schätze, die gaffen sich die Augen aus.« Sie verfolgten, wie Jennifer sich langsam auf die Kamera zubewegte. Sie hatte die Hände und Finger ausgestreckt, berührte aber nur Luft. Ihr Bild auf dem Monitor wurde immer größer. Als ihre Hände nur noch wenige Zentimeter entfernt waren, blieb sie stehen.

Sie hatte das Ende der Kette erreicht und stieß mit den Fingerspitzen um ein Haar an die Hauptkamera.

»Das werden sie lieben ...«, flüsterte Linda.

Die Kamera erkundete Jennifers Körper, verweilte bei ihren zarten Brüsten und wanderte dann zu ihrem Schritt hinunter. Ihre Wäsche war ein bloßes Nichts. Linda stellte sich vor, wie an dieser Stelle rund um den Globus die Zuschauer die Hände nach Nummer 4 ausstreckten, um sie durch den Computerbildschirm zu berühren. Michael wusste instinktiv, dass genau das passierte, und er spielte virtuos mit den Kameras, so dass ein Tanz mit den Bildern entstand. Es war ein gemächlicher Tanz wie langsamer Walzer.

Linda rollte auf ihrem Stuhl ein Stück nach links.

»Ah, sie hat eine Chance ...«, sagte sie. Sie warf einen Blick auf die Zählerstände, die rasch stiegen. »Ich denke, sie wird ihn kriegen.«

Michael schüttelte den Kopf. »Aussichtslos. Er liegt auf dem Boden. Wenn sie nicht mit der Zehe dagegenstößt ... Sie denkt nicht vertikal genug. Sie muss anfangen, immer hoch- und runterzugehen, wie auf einem Karussellpferd. Nur so kann sie ihre Umgebung kennenlernen.«

»Du bist zu sehr Wissenschaftler«, sagte Linda. »Sie findet ihn.«

»Sollen wir wetten?«

Linda lachte. »Um was?«

Michael wandte sich für einen Moment vom Monitor ab. Er grinste, wie es jeder Liebhaber tun würde. »Was du willst«, sagte er.

»Ich lass mir was einfallen, wenn ich gewinne«, antwortete Linda. Sie berührte seine Hand auf dem Joystick und streichelte sie mit den Fingern. Das war so etwas wie ein Versprechen, und Michael lief ein wohliger Schauer herunter. Dann wandten sie sich wieder Nummer 4 zu, um zu sehen, ob sie es schaffte oder nicht.

Bei jedem Schritt zählte Jennifer stumm mit. Sie bewegte sich mit Bedacht. Das Bett war hinter ihr, doch sie wollte so weit laufen, wie es ihr die Kette erlaubte, um sich wenigstens einen Eindruck von ihrem Bewegungsradius zu verschaffen. Sie streckte die Hände vor sich aus und bewegte sie nur ein wenig, bekam jedoch nichts zu fassen.

Sie hatte die Kette die ganze Zeit ein wenig gestrafft und stellte sich vor, sie sei ein kleiner angeketteter Hund, ohne sich allerdings wie das Tier dagegen aufzubauen. Jennifer zählte gerade achtzehn, als sie mit der linken Zehe gegen etwas auf dem Boden stieß. Es war vollkommen unerwartet, und sie erschrak so sehr, dass sie beinahe hinfiel.

Es war weich, erinnerte an Fell und wirkte lebendig. Sie stolperte zurück, während sie Bilder bestürmten. Eine Ratte! Sie wollte weglaufen, konnte es aber nicht. Sie wäre am liebsten wieder aufs Bett gesprungen, um sich in Sicherheit zu bringen. In Panik machte sie einen Schritt und taumelte verwirrt zur Seite. Plötzlich wusste sie nicht mehr, wo sich die Wand oder das Bett befand. Sie ruderte mit den Armen und boxte in die Luft, während ihr bewusst wurde, dass sie ein- oder zweimal geschrien hatte, und im Moment stand unter der Haube ihr Mund weit offen. Sie hatte ihre Zahlen vergessen. Die Dunkelheit kam ihr noch schwärzer und bedrückender vor, und sie schrie so laut sie konnte: »Weg!«

Der Klang ihrer Stimme hallte durch den Raum, bis sie nur noch das Adrenalin pumpen hörte, das ihr wie ein angeschwollener Fluss in den Ohren rauschte. Ihr pochte das Herz bis zum Hals, und sie merkte, wie sie am ganzen Körper zitterte. Sie berührte die Kette – überlegte, dass sie sich daran wie an einer Rettungsleine, die einem Ertrinkenden zugeworfen wird, zum Bett zurückhangeln konnte, um die Füße vom Boden zu bekommen, um sich vor dem, was dort lauerte, in Sicherheit zu bringen.

Sie wollte den Rückzug antreten, doch dann horchte sie. Kein Geräusch von kleinen Pfoten, die davonhuschten. Jennifer holte tief Luft. Einmal hatten sie in den Wänden ihres Hauses eine Mäusefamilie gehabt, und ihre Mutter und Scott hatten, wie es sich gehört, überall Fallen aufgestellt und Gift ausgelegt, um sie loszuwerden. Doch Jennifer erinnerte sich in diesem Moment an das unverkennbare Geräusch, das sie machten, wenn sie spätnachts durch die Zwischenräume hinter dem Holzständerwerk huschten. Hier dagegen gab es kein Geräusch.

Ihr zweiter Gedanke war: Es ist tot. Was es auch ist, es ist tot.

Sie rührte sich nicht und spitzte die Ohren. Außer ihrem eigenen schweren Atem war nichts zu hören. Was konnte es sein? Sie ließ den Gedanken an eine Ratte fallen, auch wenn sie in einem Keller gefangen war.

Sie führte sich das unmittelbare Gefühl an ihrer Zehe vor Augen und versuchte, es zuzuordnen, doch vergeblich. Jennifer holte noch einmal tief Luft. Wenn du dich jetzt aufs Bett zurückziehst, sagte sie sich, wirst du nur in Angst und Schrecken dasitzen, weil du es nicht weißt.

In ihren Augen war es eine furchtbare Wahl. Entweder diese Ungewissheit oder aber zurückgehen, dieses Etwas noch einmal berühren und feststellen, um was für ein totes Ding es sich handelte. Sie zuckte. Ihr zitterten die Hände. Sie merkte, wie ihr Schauder den Rücken hinauf- und hinunterjagten, sie fröstelte und schwitzte.

Geh zurück. Find's heraus. Ihr Mund und ihre Lippen schienen, falls das möglich war, noch trockener als zuvor.

Angesichts ihrer Wahl drehte sich ihr alles im Kopf. Ich bin nicht tapfer, sagte sie. Ich bin noch fast ein Kind. Allerdings war unter dieser schwarzen Haube kein Raum für kindliches Verhalten. »Komm schon, Jennifer«, flüsterte sie. Das alles war ein Albtraum. Wenn sie nicht zurückkehrte und herausfand, was sie mit dem Zeh berührt hatte, würde der Albtraum nur schlimmer.

Sie machte einen Schritt. Dann einen zweiten. Sie wusste nicht, wie weit sie zurückgewichen war, doch jetzt maß sie ihre Schritte nicht mehr, sondern hob einfach nur das linke Bein, drehte den Fuß nach außen und bewegte ihn wie eine Balletttänzerin oder wie eine Schwimmerin, die wissen will, wie warm das Wasser ist, vor und zurück. Sie hatte Angst vor dem, was sie finden würde, aber auch, dass es verschwunden sein könnte.

Etwas Totes, etwas Unbelebtes war etwas Lebendigem entschieden vorzuziehen.

Sie konnte nicht sagen, wie lange sie brauchte, um den Gegenstand mit der Zehe ausfindig zu machen. Vielleicht lediglich Sekunden. Vielleicht auch bedeutend länger. Sie wusste nicht, wie schnell sie sich bewegte. Als ihr Zeh an das haarige Etwas stieß, kämpfte sie gegen den Drang an, es wegzutreten. Sie wappnete sich innerlich und zwang sich, auf die Knie zu gehen. Der Zement kratzte an ihrer Haut. Sie griff mit den Händen nach dem Gegenstand. Er war aus Fell. Er war fest. Er war leblos.

Sie zog die Hände zurück. Was es auch sein mochte, es stellte keine unmittelbare Bedrohung dar. Sie hatte einfach nur den Drang, es da, wo es war, liegen zu lassen. Doch dann meldete sich plötzlich eine andere, überraschende Stimme in ihr, und sie streckte noch einmal die Hand aus. Diesmal strich sie über den Gegenstand.

Sie legte die Hand darum und hob ihn auf. Als lese sie Brailleschrift, ließ sie die Finger darübergleiten. Ein kleiner Riss, ein ausgefranster Rand.

Sie drückte den Gegenstand fest an die Brust und flüsterte leise: »Mister Braunbär.«

Jennifer schluchzte hemmungslos und streichelte immer wieder über das abgewetzte Fell des einzigen

Erinnerungsstücks aus ihrer Kindheit, das sie genug geliebt hatte, um es bei ihrer Flucht von zu Hause mitzunehmen.

Terri Collins mahnte sich zu einem professionellen Verhalten – sich an die Fakten zu halten und nicht zu spekulieren. Doch sie hatte jede Menge Zweifel. Kaum war sie wieder in ihrem Büro, befasste sie sich mit dem Transporter, den Adrian beschrieben hatte. Die Sache überstieg die Logik der Kleinstadtpolizei, die Erfahrungswerte vieler Jahre, und sie passte nur allzu gut ins Konzept von Scott, der hinter den banalsten Ereignissen düstere Verschwörungen der Behörden sah oder dämonische Machenschaften.

Sie war erstaunt, der elektronischen Antwort der Staatspolizei von Massachusetts zu entnehmen, dass ein Paar Nummernschilder mit den Buchstaben QE vor fast drei Wochen auf dem Langzeitparkplatz am Logan International Airport an einer Limousine gestohlen worden waren. Sie beugte sich zum Bildschirm vor, als ob sie, wenn sie nur nahe genug heranging, den Wert dieser Information besser einschätzen könnte.

Der Diebstahl war mit einiger Verspätung gemeldet worden, da der Täter sich die Zeit genommen hatte, ein anderes Paar Nummernschilder am Wagen des Geschäftsmannes anzuschrauben. Dieses zweite Paar war wieder einen Monat früher in einer Mall entwendet worden, die hundert Meilen entfernt im westlichen Massachusetts lag. Wahrscheinlich hätte der Geschäftsmann die vertauschten Schilder gar nicht bemerkt – wer schaut schon auf sein eigenes Kennzeichen? –, wäre er nicht wegen Trunkenheit am Steuer herausgewunken worden. Der doppelte bürokratische Aufwand – ein Diebstahl am einen Ende des Bundesstaates, der Wechsel der Schilder an ein anderes Fahrzeug, das von einem unausstehlichen, arroganten Betrunkenen gefahren wurde, der den zuständigen Staatspolizisten nicht nur beschimpfte, sondern ihm auch keine nachvollziehbare Erklärung dafür bot, wo seine rechtmäßigen Schilder hingekommen sein könnten –, dies alles sorgte für einen beträchtlichen Papierkrieg. Jemand schien sich doppelt und dreifach abzusichern. »Nun«, sagte sie, »immerhin etwas, das wir über ihn wissen.« Adrian hatte sich wohl die Ziffer und den dritten Buchstaben falsch eingeprägt. Das quod erat war korrekt, auch wenn es wohl für jeden Professor mit einem Dokortitel einer Elite-Uni und makellosem Ruf einfach typisch war, nach dem Quod automatisch das demonstrandum zu erwarten.

Sie weitete ihre Computer-Recherche nach einem nicht lange zurückliegenden Diebstahl eines weißen Transporters auf Datenbasen in Massachusetts, New Hampshire, Rhode Island und Vermont aus. Wenn jemand in diese willkürliche Entführung verstrickt war und sich der Mühe unterzogen hatte, zwei verschiedene Paar Nummernschilder zu stehlen, bezweifelte sie, dass derjenige etwas anderes als ein gestohlenen Fahrzeug benutzte.

Sie fand drei: einen brandneuen Transporter, der vom Parkplatz eines Autohändlers in Boston entwendet worden war, eine zwölf Jahre alte Klapperkiste von einem Wohnwagenpark in New Hampshire und einen drei Jahre alten Lieferwagen, auf den Adrians Beschreibung passte und der vor einer Woche von einem Autoverleih im Zentrum von Providence gestohlen worden war.

Dieser Diebstahl war interessant. Auf dem hinteren Teil eines Parkplatzes mitten im städtischen Ödland stand eine Flotte von zwanzig, vielleicht dreißig zum Verwechseln ähnlicher Autos in Reih und Glied. Wenn der Dieb nicht gerade offensichtliche Zeichen gewaltsamen Eindringens hinterlassen hatte – ein weggerissener Maschendrahtzaun, das Zerstörungswerk eines Hochdruckbolzenschneiders an einem Schloss –, konnte es sein, dass der Verleih den Verlust eines Wagens erst nach vierundzwanzig Stunden bei der Inventur bemerkte. Und falls die Jungs, die dafür zuständig waren, ein wenig schlampften, dauerte es womöglich noch länger.

Keines der drei vermissten Fahrzeuge war wieder aufgetaucht, was nicht weiter verwunderte. Es gab eine Reihe von Verbrechen, die den einmaligen Gebrauch eines gestohlenen Autos erforderten: ein schneller Einbruch in ein Elektronikgeschäft, eine einmalige Fuhre Marihuana, die nach Boston geschmuggelt wurde. Außerdem wusste sie, dass ein solches Gefährt nach getaner Arbeit wahrscheinlich entsorgt werden würde.

Sie erweiterte ihre Computersuche. Ein Eintrag weckte augenblicklich ihre Neugier. Die Feuerwehr in Devens, Massachusetts, hatte einen Einsatz gemeldet, bei dem sie zu einem entlegenen Fabrikgelände gerufen wurde, wo ein Auto desselben Fabrikats und Modells wie das in Providence gestohlene abgeackelt worden war. Eine Bestätigung stand noch aus – das verdächtige Auto war bis aufs Skelett ausgebrannt. Es war kein Fall, den irgendein Cop als dringlich einstufen würde, und so würde ein Versicherungsbeauftragter einige Zeit brauchen, bis er zum nächsten Autofriedhof in der Nähe von Devens kam, wo er so lange durch das schmutzige Wrack kroch, bis er eine der eingestanzten Fahrgestellnummern fand, die den Brand überdauert hatten, und mit dem vermissten Fahrzeug abglich, damit seine Arbeitgeber schließlich dem Autoverleih einen Scheck ausstellen konnten.

Das alles würde natürlich wesentlich schneller passieren, wenn Terri sich mit der Staatspolizei in Verbindung setzte und sie darüber in Kenntnis setzte, dass der Transporter bei einem schweren Entführungsfall einer Minderjährigen verwendet worden war. Falls es denn ein solches Verbrechen gab.

Zwar war sie immer noch nicht davon überzeugt, zog inzwischen aber immerhin die Möglichkeit in Erwägung, dass etwas Ungewöhnliches stattgefunden hatte. Sie stand von ihrem Schreibtisch auf und trat an eine Landkarte. Sie griff mit den Fingern die Entfernungen ab. Providence bis zu der Straße, in der Jennifer verschwunden war, und von dort zu einem öden, vergessenen Gebiet von Devens. Ein Dreieck, das viele Meilen umspannte, außerdem viele Straßen, die durch ländliche Teile des Bundesstaates führten. Falls jemand vorgehabt hatte, unerkannt zu reisen, hätte er kaum einsamere Straßen finden können.

Sie kehrte an ihren Computer zurück und gab ein paar Passwörter ein. Sie wollte noch ein Detail überprüfen – den Zeitpunkt, an dem der Anruf bei der Feuerwehr eingegangen war.

Sie starrte auf ihren Monitor. Ihr Magen fühlte sich hohl an, als hätte sie nichts gegessen, keinen Schlaf bekommen und wäre gerade eine große Strecke gerannt. Die Feuerwehr hatte kurz nach Mitternacht einen anonymen Notruf entgegengenommen – am Tag nachdem Jennifer verschwunden war. Doch als sie eintrafen, fanden sie von dem Auto nur noch eine verkohlte Hülse vor. Es war somit bedeutend früher in Brand gesteckt worden.

Sie versuchte, ein paar Kopfrechnungen durchzuführen: Ein Anruf kommt bei der Einsatzzentrale an. Der Einsatzleiter drückt auf den Knopf, der in den Schlafzimmern der freiwilligen Feuerwehr Alarm auslöst. Die kommen zur Station, ziehen ihre Uniformen an und fahren anschließend dahin, wo es brennt. Wie lange hatte das alles wohl gedauert? Terri ließ innerlich eine ganze Salve Fragen los. Das entsprach ihrer Arbeitsweise: Sie versuchte, jeden kleinen Beweis von zwei Seiten zu sehen, ihrer und der eines Kriminellen. Wenn es ihr gelang, sich in den Täter hineinzusetzen, stellten sich die Antworten ein. Wusste jemand von der Verzögerung? Hatte derjenige sich deshalb diese Stelle ausgesucht, um den Wagen abzufackeln?

Vielleicht. Wenn ich nach einmaligem Gebrauch ein Auto loswerden wollte, würde ich dafür auch nicht gerade eine Stelle nehmen, an der die Feuerwehr vielleicht schon da ist, bevor die Flammen ihre Aufgabe erfüllt haben.

Im Einsatzbericht hatte der Brandmeister nicht näher bezeichnete Brandbeschleuniger erwähnt. In dem Wrack wären keine Haare, keine Fingerabdrücke, keine Fasern und keine DNA mehr zu finden. Sie durchquerte das beengte Büro und trat an die ramponierte, fleckige Kaffeemaschine, die in jedem Ermittlerbüro zur Grundausrüstung gehörte. Sie goss sich eine Tasse schwarze Brühe ein und verzog dann bei dem bitteren Geschmack den Mund. Gewöhnlich mochte sie ihn mit zwei Stück Zucker und mehr als einem Schuss Sahne, doch an diesem Tag schien ihr der süße Geschmack nicht passend. Wenig später kehrte sie an ihren Schreibtisch zurück. Ihre Tasche hing über der Lehne. Sie griff hinein, zog ein kleines Ledermäppchen heraus und schlug es auf. Es enthielt ein halbes Dutzend Fotos ihrer eigenen beiden Kinder. Sie starrte auf jedes Bild und rief sich ins Gedächtnis, bei welcher Gelegenheit es entstanden war. Das hier war eine Geburtstagsfeier. Das hier war, als wir im Campingurlaub einen Ausflug nach Acadia gemacht haben. Das hier war der erste Schnee vor zwei Jahren. Manchmal half es ihr, sich in Erinnerung zu rufen, wieso sie Polizistin geworden war. Sie griff nach dem Handzettel mit der Vermisstenmeldung, den sie für Jennifer angefertigt hatte. Sie wusste, dass es ein Fehler war, ihre Arbeit nicht von Emotionen frei zu halten. Wer bei der Polizei etwas werden wollte, der musste sehr früh lernen, dass zu Hause zu Hause war und Arbeit Arbeit und dass nichts Gutes dabei herauskam, wenn man beides miteinander vermengte, da in diesem Fall keine kühl überlegten, vernünftigen Entscheidungen getroffen wurden. Sie betrachtete Jennifers Bild. Sie erinnerte sich, nach dem zweiten Ausreißversuch mit dem Teenager gesprochen zu haben. Es hatte nichts gefruchtet. Bei allem Unglück war das Mädchen zugleich intelligent und entschlossen und vor allem hart im Nehmen gewesen. Auch wenn sie in einer Stadt aufgewachsen war, in der es von Leuten mit allen möglichen Präntentionen, von Exzentrikern und ach so ehrenwerten Menschen wimmelte, zählte Jennifer eher zu den Hartgesottenen.

Dabei war sie nicht etwa nur aufgesetzt taff. Kein Teenagergehebe, nicht diese Haltung Ich will ein Tattoo, und ist es nicht cool, dass ich meiner Englischlehrerin ins Gesicht gesagt habe, sie sei eine Hure, und hinter dem Rücken meiner Eltern Zigaretten rauche? Jennifer hatte, schätzte Terri, viel Ähnlichkeit mit ihr selbst in dem Alter. Und Jennifer hatte recht ähnliche Emotionen umgesetzt wie Terri, als sie vor einem Mann weglief, der sie misshandelte.

Terri seufzte tief. Du solltest eigentlich sofort die Finger von dem Fall lassen. Gib ihn an einen Kollegen ab und halt dich da raus, denn du wirst nicht klar sehen. Damit hatte sie recht, andererseits wieder nicht. Auch wenn es ein noch unausgegrenzter Gedanke sein mochte, hatte Terri irgendwie die fixe Idee, für Jennifer verantwortlich zu sein. Sie wusste nicht, wieso sie das dachte, doch so war es nun mal, und es sollte mit dem Teufel zugehen, wenn sie den Fall einfach weiterreichte und, soweit es sie betraf, zu den Akten legte.

Voller widerstreitender Gefühle, was sie tun sollte, tippte sie eine E-Mail mit einer Kurzmitteilung an ihren Chef, mit Kopie an ihren Schichtleiter: Hinweise verdichten sich, dass es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Fall einer Ausreißerin handelt. Weitere Ermittlungen erforderlich. Möglicherweise Entführungssituation. Halte Sie mit weiteren Einzelheiten auf dem Laufenden. Neuerliche Einschätzung zugesichert.

Sie unterschrieb mit ihrem Namen und wollte die E-Mail gerade verschicken, überlegte es sich aber anders. Sie wollte den Chef nicht alarmieren, jedenfalls im Moment noch nicht. Außerdem war sie besorgt, dass irgendwelche Informationen an die örtliche Presse durchsickern könnten, denn dann würde im nächsten Moment jeder Fernsehsender, Reporter und Crime-Blog-Fanatiker draußen vor dem Revier herumlungern, Interviews und neueste Stellungnahmen

verlangen und sie daran hindern, ihre Arbeit zu tun – zum Beispiel, Jennifer zurückzubringen. Falls es noch möglich war. Sie hielt einen Moment inne und dachte an all die Websites für entführte oder vermisste Kinder, an Schlagzeilen oder Fernsehsendungen, und das alles bewirkte nichts Gutes. Terri holte tief Luft. In der Regel nicht. Manchmal allerdings ... Sie verfolgte den Gedanken nicht weiter. Es half nicht, in Spekulationen zu verfallen, bevor sie nicht mit Sicherheit wusste, womit sie es zu tun hatte.

Sie tilgte »möglicherweise Entführungssituation« aus ihrer E-Mail. Sie wusste, dass sie etwas Konkretes finden musste. Sie wusste, wie die erste Frage des Chefs lauten würde: Woher nehmen Sie die Gewissheit?

Es gab noch eine Menge Arbeit am Computer. Sie brauchte die spärlichen Anhaltspunkte, um sie mit anderen Verbrechen abzugleichen, um zu sehen, ob es irgendwo Überschneidungen gab. Sie musste sämtliche Sexualstraftäter innerhalb des abgesteckten Dreiecks gründlich überprüfen. Sie musste nach Berichten von sexuellen Übergriffen suchen, bei denen die Täter noch nicht identifiziert waren. Hatte es in letzter Zeit einen falschen Alarm gegeben? Hatten irgendwelche Eltern in irgendeinem Revier angerufen und gemeldet, dass dieser oder jener Mann verdächtig langsam durch ihr Wohnviertel gefahren war? Terri wusste, dass eine Menge an Recherchen anstand, die schnell und effizient zu erledigen waren.

Denn falls Jennifer tatsächlich entführt worden war, tickte die Uhr. Falls es denn überhaupt ein Zeitfenster gab. Vielleicht haben wir es mit einer einzigen, in die Länge gezogenen Vergewaltigung und einem Mord zu tun. So läuft es gewöhnlich in diesen Fällen. Verschwunden, bis zum bitteren Ende missbraucht, dann tot. Sie versuchte, den Gedanken wegzuschieben. Doch es sind zwei Insassen in dem Lieferwagen gewesen. Das zumindest behauptet der alte Mann. Und es ergab in ihren Augen keinen Sinn. Triebtäter arbeiteten allein, versuchten, ihre Wünsche so weit wie möglich zu verschleiern, und agierten daher im Verborgenen.

Sie rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Vielleicht gab es in Osteuropa oder Lateinamerika Kidnappings, die im Rahmen des internationalen Menschenhandels organisiert wurden, aber nicht in den Vereinigten Staaten, und schon gar nicht in kleinen Universitätsstädten in Neuengland. Und was sagte ihr das?

Terri dachte an Mary Riggins und Scott West und war sich darüber im Klaren, dass sie sich von ihnen keinerlei Hilfe erwarten durfte. Scott würde die Sache mit seinen ungefragten Meinungen und irgendwelchen Forderungen eher unnötig komplizieren. Mary würde, sobald das Wort »Sextäter« fiel, vollends in Panik geraten. Ihr blieb nur eine Alternative.

Sie hatte keine Ahnung, was mit Adrian Thomas nicht stimmte. Er kam ihr ein wenig vor wie ein flackerndes Licht. Sie führte sich vor Augen, wie geistesabwesend, von seiner Umgebung abgehoben er ihr erschienen war und wie er ihr diese Geschichte erzählt hatte, als sei er in Gedanken irgendwo anders. Jedenfalls stimmt etwas nicht mit ihm, dachte sie. Vielleicht ist er aber auch einfach nur alt, und das erwartet uns alle früher oder später.

Dies war ein nachsichtiger Gedanke, den sie sich selbst nicht abkaufte, während sie ihre Sachen einsammelte und beschloss, dem Professor einen Besuch abzustatten.

Er dachte: Die waren wirklich schrecklich.

Natürlich konnte »schrecklich« ihr Verbrechen nicht im Mindesten beschreiben. Das Wort war »antiseptisch«. Adrian starrte auf Bilder von Myra Hindley und Ian Brady, die auf dem Umschlag der Encyclopedia of Modern Murder prangten, welche er sich von Roger Parsons ausgeliehen hatte. Er war sowohl fasziniert als auch erschrocken. Das Buch enthielt so viele grausige Details, dass sie durch die schiere Masse beliebig und irgendwie belanglos wurden. Dieses Opfer wurde mit einem Beil getötet. Die Schreie jenes Opfers wurden auf Tonband festgehalten. Sie machten pornographische Fotos. Dieses Kind wurde draußen im Moor in einem nicht sehr tiefen Grab verscharrt.

Die Lektüre war wie ein Gang über ein Schlachtfeld. Wenn man eine Leiche sieht, hat es eine grausige Faszination, so dass man sich kaum davon losreißen kann. Hat man hundert gesehen, stumpft man ab.

Wie jeder gute Wissenschaftler hatte sich Adrian in sein Thema vertieft. Es freute ihn, festzustellen, dass ihm seine Gabe, in kürzester Zeit eine Fülle an Informationen zu verarbeiten, noch nicht wie so viele andere seiner intellektuellen Fähigkeiten abhandengekommen war. Nachdem er sich einen großen Teil der Nacht und des folgenden Vormittags mit einem Haufen Bücher sowie Computer-Recherchen um die Ohren geschlagen hatte, wusste Adrian, dass er sich über das eigentümliche Phänomen krimineller Liebespaare ein Bild verschafft hatte. Was tut der Mensch aus Liebe? Wundervolle Dinge? Oder entsetzliche Dinge?

Zugleich hoffte er, dass niemand käme und ihn aufforderte, sechs und neun zusammenzuzählen, oder ihn fragte, welchen Wochentag sie hatten, oder auch welche Woche im Monat oder welchen Monat im Jahr oder auch welches Jahr – denn er bezweifelte, dass er darauf, selbst mit der feinfühligsten Hilfe eines geliebten, doch längst verstorbenen Menschen, die korrekten Antworten wusste. Geister waren hilfreich – aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Er war sich immer noch nicht im Klaren, von welchem praktischen Nutzen die Informationen waren, die er von ihnen bekam.

Er war klug genug, um zu wissen, dass sich jede Halluzination aus der Erinnerung speiste, aus der Erfahrung, aus seiner Projektion von etwas, das Cassie oder Brian oder wer auch immer früher einmal gesagt haben mochte oder jetzt vielleicht sagen würde – wären sie noch am Leben. Ihm war klar, dass alle diese Dinge, die ihm real erschienen, in Wahrheit daher rührten, dass in seinen eigenen Stirnlappen das chemische Gleichgewicht durcheinandergeraten war, so dass es zu Kurzschlüssen und Abnutzungserscheinungen kam. Dennoch waren sie eine Hilfe, und mehr konnte er nicht verlangen.

Eine Stimme unterbrach seine Tagträumereien. »Was sagt uns das?«

Adrian blickte von seinem Schreibtisch auf und sah Cassie in der Tür zu seinem Arbeitszimmer stehen. Sie wirkte blass, alt und niedergedrückt. Sie hatte diesen traurigen Ausdruck in den Augen, den er aus den Tagen vor ihrem Unfall in Erinnerung hatte, als sie vor Kummer nicht mehr sie selbst war. Verschwunden war die attraktive, schlanke und verführerische Cassie aus ihren ersten Ehejahren. Hier stand die müde, kranke Frau, die verzweifelt darauf wartete zu sterben. Als er sie so sah, stockte Adrian der Atem, und er wollte zu ihr durchdringen, sie irgendwie trösten, obwohl er wusste, dass ihm das in ihren letzten gemeinsamen Monaten kein einziges Mal gelungen war.

Er merkte, wie ihm die Tränen aufstiegen, und so ignorierte er ihre Frage und versuchte, etwas zu sagen, zu dem er sich vor ihrem Tod hätte aufrufen sollen. Vielleicht hatte er es ja auch hundertmal gesagt, und es hatte nur keinen Widerhall gefunden.

»Cassie«, fing er behutsam an. »Es tut mir so leid. Niemand, weder du noch ich, noch sonst irgendjemand, hätte irgendetwas daran ändern können. Er hat genau das getan, was er tun wollte ...«

Sie wischte die Entschuldigung mit einer einzigen Handbewegung weg. »Ich hasse das«, sagte sie brüsk. »Diesen Selbstbetrug, wir hätten nichts dagegen unternehmen können. Es gibt immer etwas, was irgendjemand hätte tun oder sagen können. Und Tommy hat immer auf dich gehört.«

Adrian schloss die Augen. Er wusste, wenn er sie wieder öffnete, würden sie automatisch zu einem anderen Foto auf der Ecke seines Schreibtischs wandern: dem seines Sohnes in Barrett und Talar bei seiner Abschlussfeier unter strahlend blauem Himmel. Der Inbegriff einer verheißungsvollen Zukunft.

Er hörte, wie sich Cassies Stimme unerbittlich in die ersten schmerzlichen Erinnerungen drängte. Zögernd wandte er sich ihr zu. Sie war bestimmt und duldet keinen Widerspruch – wie immer, wenn sie wusste, dass sie im Recht war. Nur selten hatte er ihr das verübelt, vielmehr in diesem Wesenszug das Vorrecht des Künstlers gesehen. Überspitzt gesagt, hatte man ein Anrecht auf seine eigene Meinung, wenn man wusste, wo man unwiderruflich auf einer weißen Leinwand die erste farbige Linie zog, etwas, wozu er selber nie den Mut gehabt hätte.

»All diese Bücher und Computer-Recherchen – was sagt uns das?«, wiederholte sie ihre Frage.

Adrian rückte sich die Lesebrille auf der Nasenspitze zurecht – die Version des Akademikers von entschlossenem Handeln. »Da steht, dass sie zusammen fünf Menschen getötet haben.«

Er zögerte. »Fünf Menschen, soweit die Polizei im ländlichen England sie identifizieren konnte. Es könnten mehr gewesen sein. Manche Kriminologen gehen eher von acht aus. Die Zeitungen dort – es war 1963 oder 64 – haben es das Ende der Unschuld genannt.«

»Menschen?«

Adrian schüttelte den Kopf. »Du hast recht, ich sollte genauer sein. Kinder. Im Alter von zwölf bis sechzehn oder siebzehn Jahren.«

»Das ist ungefähr Jennifers Alter.«

»Stimmt. Aber das ist wohl eher Zufall.«

»Ich dachte, in deinen Vorlesungen hättest du Zufälle immer gehasst und behauptet, die kämen so gut wie nie vor. Psychologen wollen Erklärungen, keine Zufälle.«

»Vielleicht die Freudianer.«

»Adrian, ich bitte dich.«

»Tut mir leid, sollte ein Witz sein.« Er warf seiner toten Frau ein schwaches Lächeln zu. Sie war zwischen Tür und Angel stehen geblieben, wie sie es oft tat, wenn sie ihn einerseits nicht bei der Arbeit stören wollte, aber andererseits eine Antwort auf eine Frage brauchte. Dann verharrte sie auf der Schwelle, als würde sie ihn weniger stören, wenn sie ein wenig Abstand hielt.

»Willst du nicht reinkommen?«, fragte er und deutete auf einen Sessel.

Cassie schüttelte den Kopf. »Ich hab zu viel zu tun.«

Er sah sie wohl ein wenig betroffen an, denn sie fuhr in milderem Ton fort. »Audie«, sagte sie bedächtig, »Du weißt, dass dir nicht viel Zeit bleibt. Weder dir noch Jennifer.«

»Ja«, räumte er ein. »Ich weiß.« Er überlegte. »Es geht nur darum ...«

»Nur um was?«

»Es geht darum, Informationen in die Tat umzusetzen. Diese beiden – die Moormörder, Brady und Hindley – kamen ins Schleudern, als sie versuchten, noch jemand anderen in ihre Perversionen einzubeziehen, und der Kerl, den sie ins Boot holen wollten, hat die Polizei gerufen. Solange sie unter sich waren, voneinander zehrten, konnte ihnen nicht viel passieren. Erst als sie jemand anderen beeindrucken wollten, jemanden, der sich als nicht ganz so gemeingefährlich pervers erwies, wurden sie geschnappt.«

»Erzähl weiter«, sagte Cassie. Ein zartes Lächeln spielte um ihre Mundwinkel. Sie spornte ihn an.

Adrian wusste, dass es in ihrer Beziehung immer so gewesen war. Die Künstlerin in ihr zog ihm den Kopf aus den Wolken; fand eine praktische Anwendungsmöglichkeit für all seine Arbeit im Labor. Adrian spürte eine Woge der Leidenschaft. Wie hätte er auch nicht die Frau lieben sollen, die seinen Ideen einen Sinn verlieh? Er war plötzlich aufgewühlt, und wie bei so vielen Gesprächen bei Tisch, im Garten, am Kamin kam er in Schwung.

»Die Psychodynamik von Mörderpaaren ist immer schwer zu fassen. Offensichtlich gibt es immer eine übermächtige sexuelle Komponente. Aber die Verbindung scheint tiefer zu gehen. Das versuche ich gerade zu verstehen. Beziehungen sind immer ein wechselseitiger Prozess, das heißt, etwas wird äußerlich verarbeitet, diskutiert, analysiert – und so weiter. So sieht es jedenfalls aus. Aber es kommt noch etwas Entscheidendes hinzu, was mit Beflügeln, Ermächtigen zu tun hat und beängstigend ist. Es geht über ein bloßes Einverständnis weit hinaus – es hat mit einem dunkleren, elementarerem Kräftespiel zu tun.«

Cassie schnaubte, doch ihr Grinsen blieb. Sie blieb im Türrahmen, deutete aber auf die Bücher. »Geh nicht alles mit dem Verstand an, Adrian«, sagte sie, und er musste zum zweiten Mal schmunzeln. Ihr Tonfall brachte all die Jahre zum Klingen, die sie zusammen verbracht hatten. »Wir sind hier nicht in der Universität. Du hast am Ende weder einen Aufsatz zu schreiben noch einen Vortrag zu halten. Es geht nur um ein kleines Mädchen, das entweder tot oder lebendig sein wird.«

»Aber ich muss es doch verstehen ...«

»Ja. Aber nur, damit du handeln kannst«, sagte Cassie.

Er nickte und winkte sie herein. »Komm schon«, flüsterte Adrian. »Leiste mir Gesellschaft. Das ganze Zeug hier ...«, er wischte mit einer Handbewegung über die Enzyklopädie, »das macht mir Angst.«

»Das sollte es auch.« Cassie blieb im Türrahmen stehen.

»Dieser Fall – das ist in den 1960ern passiert ...«

»Und? Was ist heute anders?«

Er antwortete nicht, sondern dachte nur: Wir sind heute weniger naiv als damals.

Cassie musste den Gedanken gehört oder mitbekommen haben, denn sie unterbrach ihn sofort. »Nein. Die Menschen haben sich nicht geändert. Nur die Mittel.«

Adrian war erschöpft, von alledem, was er über eine Reihe von Morden erfahren hatte, ausgelaugt. »Wie kann ich eine Form des Verständnisses – du weißt schon, das aus den Büchern – in eine andere Form – praktisches Handeln – ummünzen, die mir hilft, Jennifer zu finden?«, fragte er.

Cassie lächelte. Er sah, wie ihr Gesicht sich entspannte. »Du weißt, wem du diese Frage stellen solltest«, sagte sie.

Adrian wippte ein wenig auf seinem Stuhl und dachte, sie meinte Brian. Außerdem fragte er sich, was genau er tun musste, um eine seiner Halluzinationen bewusst und nach Bedarf herbeizuführen, wenn er sie brauchte, um sich sagen zu lassen, wo's langging.

Er betrachtete die geballten Informationen über die Morde und schob den ganzen Wust von sich, nicht weit, aber ein paar Zentimeter auf dem Schreibtisch zurück, als könnte er verhindern, sich damit zu infizieren, indem er den Kontakt mied. Er drehte sich zu einem Bücherregal um und griff an Fachtexten und Lehrbüchern vorbei in eines seiner Fächer mit Lyrik. In all den vollgestopften Bücherregalen in sämtlichen Zimmern des kleinen Hauses war mindestens ein Fach für Lyrikbände reserviert, da er nie im Voraus wusste, wann er eine Dosis verdichtete Sprachkunst brauchte.

Adrian ging mit den Fingern die Buchrücken durch. Er wusste nicht, wonach er suchte, sondern verspürte nur den übermächtigen Drang, das richtige Gedicht zu finden.

Etwas, das zu meiner Stimmung und meiner Situation passt, dachte er.

Seine Hand schwebte über einer Anthologie der »Kriegsdichter«, all dieser todgeweihten jungen Männern aus dem Ersten Weltkrieg. Er griff danach und schlug sie an einer willkürlichen Seite auf. Sein Blick fiel auf Owens Dulce et Decorum Est. Er las: »Viele hatten keine Stiefel mehr/Und hinkten mit bloßen, blutigen Füßen weiter.« Ja, dachte er, das war er.

Er las die Worte des Gedichts dreimal, dann schloss er die Augen und atmete tief ein. Das Erste war der Geruch. Dickflüssiges, schwarzes Öl, dazu ein rostiger Metallgeschmack auf der Zunge, rauchig und unglaublich heiß, als stünde die ganze Welt bei voll aufgedrehtem Gas auf dem Herd und wäre kurz vor dem Überkochen.

Er hustete heftig. Bei geschlossenen Augen drang ihm ein so schrecklicher Gestank in die Nase, dass er sich fast übergeben musste. Wie im Schlaf befahl er sich, aufzuwachen, doch im nächsten Moment merkte er, wie sein ganzer Körper nach vorne taumelte, dann wieder nach hinten sackte, während er zugleich ein Knirschen hörte, welches das Dröhnen und Heulen des Motors übertönte. Plötzlich wurde er auf seinem Sitz in die Höhe geworfen, als befänden sie sich auf stürmischer See, und auf der Suche nach irgendeinem Halt griff er ins Leere. Im selben Moment hörte er neben sich, direkt an seinem Ohr, eine so vertraute Stimme, dass sie ihm wie Musik geklungen hätte, wären da nicht der schreckliche Geruch, der betäubende Lärm und das Schaukeln und Rütteln gewesen.

»Halt dich fest, Dad, es wird noch um einiges schlimmer.« Adrian riss die Augen auf. Er saß nicht mehr an seinem Schreibtisch, inmitten von Büchern und Papieren, Bildern und Gedichten, während er seinen Erinnerungen nachhing. Vielmehr wurde er auf dem Rücksitz eines Humvee durchgeschüttelt.

Es gab ein schepperndes Geräusch, und der Motor zog an. Er drehte sich zu der Person auf dem Sitz neben ihm um.

»Tommy!« Er hatte wohl nach Luft geschnappt, denn sein Sohn lachte laut, während er mit der einen Hand einen Griff am Wagendach umklammerte und mit der anderen seine Kamera ruhig zu halten versuchte. Sein schwarzer Kevlar-Helm glitt ihm fast über die Augen herunter. Seine marineblaue Flak-Jacke war ihm zum Hals hochgerutscht. Er sah jung aus, fand Adrian. Und schön.

»Ich muss schnell reden, Dad, wir sind bald an der Stelle, an der ich sterbe.«

Vom Vordersitz aus warf der Fahrer – ein junger Marine in khakifarbenem Tarnanzug und dunkler Wraparound-Sonnenbrille – ein paar bittere Bemerkungen über die Schulter. »Scheißsprengladung im Sand vergraben. Unmöglich, die zu sehen. Wir waren von vornherein am Arsch. Falludscha am Arsch.«

Das war wohl als Witz gemeint, denn es folgte angespanntes Gelächter. Adrian sah sich zu den anderen Marines um, die auf dem hintersten Sitz eingepfercht waren. Sie starrten, die Waffen im Anschlag, aus den Fenstern in die abweisende, sandfarbene Landschaft und nickten stumm. »Wenn das nicht die ideale Stelle für einen Scheißhinterhalt ist ...«, sagte einer von ihnen. Adrian konnte sein Gesicht nicht sehen, doch sein Ton war zugleich schroff und fatalistisch, als wüsste er, dass niemand etwas an dem ändern konnte, was im nächsten Moment passieren würde.

Der Schütze, der das aus dem Dach ragende Gewehr Kaliber 50 bediente, beugte sich vor. Er war höchstens einundzwanzig Jahre alt und lachte hinter seiner sandverkrusteten Schutzbrille und mit dreckverschmierten Zähnen.

»Wir hätten uns auf diese Mission nie einlassen sollen«, brüllte er gegen das Motorengeräusch und den Wind an, der durch die offenen Fenster peitschte. »Das roch vom ersten Kilometer an nach Ärger.«

Auf dem Todessitz vorne legte mit ungerührtem Blick ein schwarzer Lieutenant den Hörer des Funkgeräts hin und drehte sich zu dem Trupp hinter ihm um. »Halten Sie die Klappe!«, befahl er streng. »Hören Sie, nicht jeder hier beißt ins Gras. Sie, Masters, und Sie, Mitchell, marschieren hier mit ein paar Schrammen und einer blutigen Nase raus. Und Sie, Simms, ziemlicher Mist, das mit Ihren Beinen, aber Sie überleben's und können mit dem großen Vogel nach Hause fliegen. Und wir machen einen ganzen verfluchten Haufen Sandneger platt, weil ich noch Luftunterstützung anfordere, bevor ich abgefackelt werde, also hören Sie gefälligst auf zu jammern.«

Plötzlich hellte sich die Miene des Lieutenants auf, und ein Grinsen legte sich über sein Gesicht, während er auf Tommy zeigte. »Und unser Zeitungsjunge hier verhilft uns armen Ärschen zu ewigem Ruhm, hab ich recht, Tommy?«

Tommy grinste. »Gebongt«, sagte er.

Einer der Marines beugte sich herüber, klatschte Tommy auf den Schenkel und sagte: »Hast uns zu Scheiß-Internetstars

gemacht!« Er lachte, während er das Gewehr im Anschlag hielt.

Als der Wagen plötzlich schneller fuhr und über Trümmer holperte, wurde Adrian zur Seite geworfen. Er erhaschte einen Blick auf Lehm- und Ziegelbauten, auf schwarz verrußte und von schwerem Beschuss zerlöchernte Wände. An den Straßenrändern lagen die zersplitterten Überreste von Palmen. Aus einem Graben ragten ausgebrannte Autos und der bis zur Unkenntlichkeit verformte, noch rauchende Rumpf eines Panzers. Aus einer Luke hing eine verkohlte Leiche. Er hörte, wie jemand im Vorbeifahren murmelte: »Man soll sich nie mit den Fliegern anlegen ...«

Tommy beugte sich nach vorn und versuchte, über die Schulter des Fahrers einen guten Blickwinkel zu bekommen, während sie auf eine Gruppe schäbiger, niedriger Häuser zurasten. Staub und Rauch schienen allgegenwärtig, und Adrian wurde den Geruch nicht mehr los. Tommy filmte, sprach dabei jedoch mit seinem Vater. »Ich weiß, es ist ziemlich schlimm, aber man gewöhnt sich dran. Außerdem ist das nur das Kordit von den Explosionen und vielleicht ein bisschen brennendes Öl. Wart's ab, bis du den Geruch von Leichen schnupperst, die ein paar Tage in der Sonne gelegen haben.« Er ließ die Kamera sinken. »Immerhin hab ich einen Preis gewonnen«, sagte er. »Ich hatte die ganze Sache im Kasten, von der Stelle, an der es uns erwischt, bis zu dem Feuergefecht. Sogar nachdem es mich erwischte, hatte ich noch den Finger am Abzug, und die Kamera hat weitergefilmt. Bevor die Aufnahmen ins Internet gestellt wurden – hast du gewusst, dass ich fast drei Millionen Mal aufgerufen wurde? –, hat der Moderator der Spätnachrichten alle zusammengetrommelt und eine schöne Rede gehalten. Du weißt schon, wo er darüber gesprochen hat, was es heißt, Kriegsberichterstatter zu sein, wie Frank Capra und Ernie Pyle, und die wirkliche Story in den Kasten zu kriegen. Er hat über die Jungs in Vietnam geredet – ein paar von denen sind wahrscheinlich mit Onkel Brian auf Patrouille gegangen. Diese Jungs sind mit nichts weiter als ihrer Nikon um den Hals oder einem Notizbuch in der Hand losgezogen und haben nicht mal Panzerwesten getragen.

Der Moderator hat über Tradition und Berufsethos gesprochen, es klang bei ihm wie eine Art höhere Berufung, wie die Priesterweihe. Aber unter uns, Dad, ich meine, wir beide wissen, dass ich nur hier war, weil ich gerne gefilmt habe und weil ich das Abenteuer genossen habe, und da gibt's nun mal nichts Besseres, als sich einem Trupp taffer Marines anzuschließen, selbst wenn es einen das Leben kostet.«

»Ganz richtig. Eindeutig taff!«, brüllte der 50-Kaliber-Schütze gegen den Wind.

»Tommy ...«, würgte Adrian heraus.

»Nein, Dad, du musst mir zuhören, weil ab jetzt alles schnell gehen wird. Ich versuche, später noch mal zu dir zu kommen, wenn es nicht so verwirrend ist. Aber vorher hab ich dir noch was Wichtiges zu sagen ...«

»Tommy, bitte ...«

»Nein, Dad, hör mir zu ...«

Der Humvee legte an Fahrt zu. Der Marine hinterm Lenkrad jauchzte auf und sagte: »Gleich ist die Kacke am Dampfen, Jungs. Haltet den Schwanz und die Eier fest, es geht los!« Adrian verstand nicht, wie Menschen, die tot waren, darüber reden konnten, wie sie sterben, bevor es passiert ist, auch wenn er wusste, dass es vor sechs Jahren tatsächlich passiert war. Er suchte an der Seite des Humvee Halt, als der Geländewagen in einen Haufen Sand und Dreck schlitterte. Neben ihm redete Tommy in ruhigem Ton weiter.

»Geh noch mal durch, was dir klargeworden ist, als du die Enzyklopädie gelesen hast. Da findest du alles Wissenswerte. Du musst nur ein bisschen moderner denken.«

»Aber Tommy ...«, setzte Adrian an.

Sein Sohn fuhr mit einem besorgten Gesichtsausdruck zu ihm herum. »Dad! Überleg mal, wieso ich gekommen bin ...«

»Du warst Dokumentarfilmer. Du durftest als ziviler Kriegsberichterstatter die Marines begleiten. Ich weiß noch, wie aufgeregt du warst ...«

»Mach nicht mehr draus, als es war.«

»Tommy, du fehlst mir. Und deine Mutter, sie war danach nicht mehr derselbe Mensch ... Es hat sie umgebracht.«

»Ich weiß, Dad, ich weiß. Ich weiß, ein Kind zu verlieren – egal, in welchem Alter –, danach ist nichts mehr wie vorher. Deshalb ist Jennifer so gottverdammst wichtig.«

»Aber ich sterbe, Tommy. Und ...«

Einer der Marines, der ein Maschinengewehr im Anschlag hatte und aus dem Fenster des Humvee zielte, drehte sich um. »Hey, wir sterben alle, vom Tag unserer Geburt an. Krieg das auf die Reihe, Alter! Hör auf Tommy, der hat's voll drauf.« Von den anderen Männern kam zustimmendes Gemurmel. Sie beugten sich alle über die Waffen.

»Jennifer, Dad. Konzentrier dich auf Jennifer. Ich bin nicht mehr. Mom ist nicht mehr. Onkel Brian ist nicht mehr. Und es gibt noch andere. Freunde. Verwandte. Hunde ...«, lachte er, auch wenn Adrian nicht sehen konnte, was so komisch war.

»Wir leben alle nicht mehr. Jennifer schon. Noch. Das muss ich dir nicht sagen. Du spürst es selbst. Irgendetwas in all den Büchern, all den Vorlesungen – irgendetwas sagt dir, wenn du ehrlich bist, dass sie noch lebt. Noch.«

»Mist, es ist so weit ...«, sagte der Fahrer plötzlich.

Tommy packte seinen Vater am Knie. Adrian spürte den Druck. Er wollte verzweifelt die Arme um seinen Sohn werfen, ihn irgendwie vor dem beschützen, was im nächsten Moment passieren würde. Er streckte die Hände aus, doch sie griffen aus irgendeinem Grund zu kurz und fuchtelten hilflos in der Luft.

»Es geht ums Sehen, Dad. Es geht darum zu zeigen, was man macht. Daher kommt der Kick. Es da draußen vorzuzeigen, so dass es jeder sehen kann, das gibt einem Kraft. Es macht einen hart. Es ist erregend. Erinnerst du dich nicht, als du über das Pärchen gelesen hast, das vor fünfzig Jahren in England gemordet hat? Fotos. Tonbänder. Wieso haben sie das gemacht? Komm schon, Dad, das ist dein Metier. Du solltest es wissen ...«

»Aber Tommy ...«

»Nein, Dad, es ist so wenig Zeit. Es passiert jetzt gleich. Weißt du nicht mehr, wie ich dir mal erzählt habe, weshalb ich filmen will? Weil es die reinste Wahrheit ist. Wenn ich meine Filme machte, konnte niemand sagen, es sei nicht real oder wahr. Aus dem Grund haben wir es alle gemacht. Dank der Bilder, die wir festgehalten haben, sind wir über uns hinausgewachsen. Keine Lügen hinter einer Kamera, Dad. Gott! Es ist so weit!«

Adrian wollte etwas antworten, doch die Explosion zerriss die Luft. Der Humvee schien sich aufzubäumen, als gehörte er nicht mehr der Erde an. Im Nu füllte sich der Innenraum des Jeeps mit Rauch und Flammen, und die Druckwelle warf Adrian nach hinten. Wegen der plötzlichen Dunkelheit, die ihn einhüllte, glaubte er, ohnmächtig zu sein. All die Gerüche, all die Geschmäcker schienen sich zu verstärken, und in seinen Ohren ertönte ein schrilles Klingeln. Ihm war schwindelig. Er war von oben bis unten voller Sand und Staub. Er versuchte, sich nach Tommy umzusehen, doch zunächst konnte er nur bizarr verdrehte und verzerrte Gestalten erkennen. Wo Sekunden zuvor Marines gesessen hatten, sah er jetzt nur noch Körper, von der in der Straße versteckten Mine zu einem Fleischknäuel zermalmt, zerfetzt. Dann plötzlich fand er sich, als hätte jemand die Ton- und Bildspur eines Films vorgespult, draußen wieder. Unter einem blassblauen Himmel, in erbarmungsloser Hitze und ohrenbetäubendem Lärm und etwas, das er zuerst für einen Insektenschwarm hielt, bis er begriff, dass es sich um kleinkalibriges Feuer handelte. Zu seinen Füßen war ein Marine, dem ein Bein fehlte und der schreiend zu einem niedrigen Lehmwall robbte. Adrian drehte sich, immer noch auf der Suche nach seinem Sohn, um die Achse. Er bemerkte den Lieutenant, der etwas ins Funktelefon brüllte, doch Adrian konnte nicht verstehen, was er sagte. Das Geräusch schien näher zu kommen. Und es gab ein Donnern von großkalibrigen Waffen, nachdem andere Humvees in der Kolonne das Feuer eröffnet hatten. Adrian hielt sich die Ohren zu und schrie: »Tommy! Tommy!«

Er drehte sich um und entdeckte seinen Sohn. Tommy blutete stark aus den Ohren. Sein Bein war gebrochen; er zog es nutzlos hinter sich her. Aber so wie man es ihnen erzählt hatte, filmte er. Er hatte die Kamera geschultert, als wäre sie seine einzige Waffe, und er hielt das Feuergefecht fest.

Adrian merkte, dass ihm der Mund offen stand. Er wollte den Namen seines Sohnes brüllen, brachte aber keinen Ton heraus. Er sah, wie Tommy die Kamera auf den Lieutenant schwenkte, der in einer staubigen Blutlache lag. Adrian hörte das Kreischen nahender Kampffjets, er blickte auf und sah, wie eine Formation Warthogs im Tiefflug nahte. Sie hatten die Sonne hinter sich und wirkten wie schwarze Tupfer über dem Horizont. Adrian stand mitten im Kugelhagel und in den Detonationen, doch plötzlich wirkte alles langsam, beinahe gemächlich. Er drehte sich wieder zu der Stelle um, an der er Tommy gesichtet hatte, und versuchte ihm zuzurufen: Geh in Deckung! Doch Tommy stand ungeschützt im Freien. Adrian versuchte, zu ihm zu laufen; er hatte den vagen Wunsch, sich über seinen Sohn zu werfen und von dem, was über ihm niederging, abzuschirmen, doch seine Beine bewegten sich nicht.

»Tommy«, flüsterte er. Er sah, wie die kleinen Staubblumen auf ihn zurasten. Er wusste, dass es sich um Kugeln handelte, die in direkter Linie der Warthogs aus einer fünfzig Meter entfernten Hütte kamen. Wenn sie doch nur ein wenig schneller gewesen wären, dachte Adrian. Wenn nur die Piloten ein, zwei Sekunden früher geschossen hätten. Wenn nur ... Die Linie der Kugeln näherte sich unerbittlich seinem Sohn. Adrian sah zu, wie Tommy seinen eigenen Tod mit der Kamera festhielt. Er ereilte ihn, Bruchteile von Sekunden bevor die Hütte in einem Flammenmeer aufging. Die Zeit, dachte Adrian, war zu grausam. Er hob die Hände ans Gesicht, um all die Bilder, die auf ihn einstürmten, daran zu hindern, in sein Blickfeld zu treten und sich seiner Vorstellungskraft zu bemächtigen. In der plötzlichen Dunkelheit verebbten all der Lärm und der Aufruhr wie das Ende eines Liedes im Radio, und als er die Augen aufmachte, war er wieder allein, in der Stille seines Arbeitszimmers, umgeben von Büchern, die von Mord handelten.

Adrian hatte das Gefühl, als sei er gerade ein wenig gestorben.

Er wollte etwas zu seinem Sohn sagen. Er sah sich nach Cassie um, doch sie war nicht da. Einen Moment lang dachte er, sein Gehör hätte unter der Wucht der Explosionen Schaden genommen; er hörte einen Klingelton. Er hielt an, wurde immer lauter, bis es so schmerzhaft war, dass er schreien wollte, doch dann merkte er plötzlich, dass es an seiner Haustür läutete.

Sie war eingeschlafen. Sie wusste nicht, für wie lange – Minuten? Stunden? Tage? Doch von dem weinenden Baby wachte sie auf.

Sie wusste nicht, was sie machen sollte. Es war ein schwaches Geräusch, aus weiter Ferne, und sie brauchte eine Weile, bis sie wusste, was es war.

Sie drückte Mister Braunbär fest an die Brust und drehte den Kopf zuerst in die eine, dann die andere Richtung, um festzustellen, woher das Heulen kam. Es schien eine ganze Weile zu dauern, dann hörte es plötzlich auf. Sie fragte sich, was das zu bedeuten hatte. Jennifer hatte nicht viel Erfahrung mit Babysitten, und sie war ein Einzelkind, daher beschränkte sich ihr Wissen über kleine Kinder auf die Instinkte, die jeder in sich hat. Nimm das Baby hoch. Wiege das Baby. Füttere das Baby. Lächle das Baby an. Leg das Baby zum Schlafen wieder in sein Bettchen.

Jennifer wagte kaum, sich zu bewegen, um nicht das Geräusch zu übertönen. Der Laut eines Babys – selbst eines unglücklichen Babys, das sich Gehör verschaffen will – weckte bei ihr gemischte Gefühle. Es hatte etwas zu bedeuten, und sie versuchte, es herauszubekommen, zwang sich, analytisch, planvoll, logisch und scharfsichtig zu denken. Sie kämpfte den Rest Schläfrigkeit herunter. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie das Schreien nur geträumt haben könnte. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis sie sicher war. Nein, es war real. Aber etwas anderes stimmte nicht. Sie schüttelte den Kopf, zwischen den Erinnerungen an ihre Albträume beschlich sie ein seltsames Gefühl. Was ist es? Was ist es nur?, hätte sie am liebsten laut geschrien. Etwas war anders.

Sie spürte es. Ihr stellten sich die Nackenhaare auf, ihr Atem kam stockend und flach. Sie schnappte nach Luft, als hätte sie ein Stromschlag getroffen. Und sie schrie. Der Klang ihrer eigenen Stimme hallte durch den Raum und erschreckte sie noch mehr. Sie zuckte. Ihr zitterten die Hände. Ihr Rücken versteifte sich. Sie biss sich auf die spröden, rissigen Lippen.

Die Haube war verschwunden.

Doch sie war immer noch im Dunkeln. Zuerst nahm sie an, sie könnte sehen und im Zimmer sei es dunkel. Dann wurde ihr klar, dass sie sich täuschte. Etwas anderes bedeckte ihre Augen.

Sie war verwirrt. Sie begriff nicht, wieso sie so lange gebraucht hatte, um zu merken, dass die Haube ersetzt worden war. Es musste einen Grund für den Wechsel geben, doch sie konnte nicht sagen, welchen. Sicher war es wichtig, doch warum, konnte sie nicht sagen.

Sie lehnte sich langsam zurück und hob die Hände ans Gesicht. Sie berührte ihre Wangen, dann die Augen. Nichts weiter als ein Tuch aus elastischem, seidigem Stoff, das ihr um den Hinterkopf gebunden war, hatte die Haube ersetzt. Sie tastete über den Knoten. Er hatte sich bereits mit ihrem Haar verfilzt. Sie berührte die Kette an ihrem Hals. Das hatte sich nicht geändert.

Ihr war klar, dass sie die Binde problemlos entfernen und herunterreißen konnte, doch dann hätte sie gesehen, wo sie war. Jennifer legte Mister Braunbär behutsam neben sich aufs Bett, hob die Hände und fasste mit den Fingern unter den Stoff. Dann hörte sie auf.

Irgendwo weit weg weinte das Baby wieder. Das ergab keinen Sinn. Wie passte in das, was hier passierte, ein Baby? Ein weinendes Baby bedeutete, dass sie sich in einer Wohnung oder in einem Haus in direkter Nachbarschaft zu anderen Häusern befand. Haben der Mann und die Frau, die mich auf der Straße entführt haben, ein Baby? Ein Kind bedeutete Elternschaft, Verantwortung, Normalität – doch das, was mit ihr geschah, hatte mit Normalität nicht das Geringste zu tun. Mit einem Baby verband sie Minivans und Gitterbettchen und Kinderwagen und Ausflüge in den Park, doch das alles war etwas aus einer anderen Welt. Die Haube war verschwunden. Jetzt trage ich eine Binde. Ich könnte sie mir abnehmen. Vielleicht wollen sie das ja. Woher soll ich das wissen! Ich möchte mich so verhalten, wie sie es wollen, aber ich weiß nicht, was sie von mir erwarten.

Dann sog sie heftig die Luft ein, als hätte sie ein Schlag in den Magen getroffen. Sie waren hier. Im Zimmer. Als ich schlief. Sie haben mir die Haube abgenommen und mich dabei nicht geweckt. Oh mein Gott ...

Jennifer ging die Möglichkeiten durch: Sie hatten ihr etwas in eine ihrer dürftigen Mahlzeiten gemischt. Vor Erschöpfung war sie in einen so tiefen Schlaf gefallen, dass sie nicht einmal aufwachte, als sich ihre Entführer an ihr zu schaffen machten, ihr die Haube abnahmen und durch die Binde ersetzten. Was hatten sie noch mit ihr gemacht, als sie nichts mitbekam?

Zum hundertsten Mal, wie ihr schien, konnte sie die Tränen nicht zurückhalten, schluchzte sie und schnappte nach Luft. Von den Tränen wurde die neue Augenbinde nass. Sie griff nach Mister Braunbär und flüsterte ihm zu: »Gott sei Dank, dass du noch bei mir bist, denn du bist das Einzige, das mir das Gefühl gibt, nicht ganz allein zu sein.«

In ihrer Qual und Einsamkeit schaukelte Jennifer vor und zurück, bis sich die Konvulsionen in ihrer Brust langsam

entspannten. Ihr Atem wurde ruhiger, die Krämpfe, die sie geschüttelt hatten, ließen nach. Genau in dem Moment, als ihr Schluchzen verstummte, gab das Baby einen langen, herzerreißenden Klagelaut von sich, dessen Echo in ihrer dunklen Welt widerhallte. Leise.

Wieder drehte sie den Kopf, versuchte auszumachen, aus welcher Richtung das Geräusch kam, ohne jedoch irgendetwas zu erkennen, das die Nähe eines Babys erklärte. Für ein, zwei Sekunden hatten die Schreie sie daran erinnert, dass außerhalb der Dunkelheit vor ihren Augen noch eine Welt existierte. Doch genauso plötzlich, wie sie in ihr Bewusstsein getreten waren, verstummten sie wieder und ließen sie im selben Schwebestand zurück.

Wieder kämpfte Jennifer gegen ihre Emotionen an. Schluss mit den Tränen. Schluss mit dem Weinen. Du bist kein Baby. Jedenfalls wies sie den Gedanken energisch zurück. Einen beängstigenden Augenblick lang dachte sie, das Schreien und Plärren käme vielleicht von ihr selbst und sie hörte in einem seltsamen Rückschritt ins Kleinkindalter ihre eigene Stimme. Sie atmete schwer. Nein, sagte sie sich. Nicht meine. Ich bin hier. Die sind dort. Reiß dich zusammen! Auch wenn sie sich das nicht zum ersten Mal sagte, wusste sie immer noch nicht, wie sie es anstellen sollte.

Sie war auch klug genug, um zu erkennen, dass jedes Mal, wenn sie sich den Befehl gab, ihre Angst in den Griff zu bekommen, etwas geschehen war, das ihre Bemühungen unterlief und sie erneut in die blanke Verzweiflung zurückwarf. Das machen sie mit Absicht.

Wieder strengte sie sich an, etwas zu hören. Jennifer war sich nicht sicher, ob die Babygeräusche ein gutes oder schlechtes Zeichen waren. Zweifellos waren sie wichtig, aber sie konnte nicht sagen, inwiefern. Das frustrierte sie wieder zu Tränen, doch diesmal machte sie sich klar, dass bisher alles, was sie zum Weinen gebracht hatte, ihre Lage nur verschlimmert hatte.

Sie legte sich aufs Bett zurück. Sie hatte Durst, Hunger, Angst und Schmerzen – auch wenn sie nicht sagen konnte, wo genau sie verletzt war. Es war wie ein Stich, der von der Brust in den ganzen Körper ausstrahlte. Sie begriff, dass sie gefangen gehalten wurde, doch Art und Aussehen ihres Gefängnisses waren für sie unsichtbar. Selbst die schlimmsten Mörder, die für immer im Gefängnis sind, wissen wenigstens, wieso. Ihr kam eine Szene aus einem Film in den Sinn, den sie irgendwann einmal gesehen hatte – weder an den Titel noch an die Schauspieler konnte sie sich erinnern, nur daran, wie ein Gefangener für jeden Tag, der verging, einen Strich in die Wand seiner Zelle ritzte. Selbst dazu war sie nicht imstande. Wissen, Orientierung, begriff sie, waren hier Mangelware. Ihr wurde systematisch verweigert, die Situation, in der sie sich befand, zu begreifen. Die Frau hatte gesagt, sie solle gehorchen. Doch bisher hatte sie noch niemand aufgefordert, irgendetwas zu tun.

Je mehr sie über das alles nachdachte, desto nervöser bohrte sie die Finger in Mister Braunbärs abgewetztes Fell. In gewissem Sinne war er das Einzige, das ihr von ihrem Leben bis zu dem Moment, als die Tür des Lieferwagens aufging und der Mann auf sie einschlug, geblieben war. Sie befand sich fast nackt in einem Raum, den sie nicht sehen konnte. Es gab eine Tür, das wusste sie. Es gab eine Toilette. Das wusste sie auch. Irgendwo gab es ein Baby. Der Boden bestand aus Zement. Das Bett quietschte. Die Kette an ihrem Hals straffte sich bei zwölf Jennifer-Schritten nach rechts oder links. Es war heiß.

Sie war am Leben, und sie hatte ihren Teddybären. Jennifer holte tief Luft. Also gut, Mister Braunbär, da fangen wir an. Du und ich. So wie es schon die ganze Zeit war, seit Dad gestorben ist und uns mit Mom allein gelassen hat.

Zum ersten Mal fragte sich Jennifer, ob jemand nach ihr suchte. Genau in dem Moment, als ihr dieser Gedanke kam, hörte sie wieder das Baby schreien. Einen einzigen, schrillen, verzweifelten Schrei. Dann herrschte erneute Stille, und sie war mit Mister Braunbär allein. Auch wenn sie sich dessen nicht bewusst war, half ihr der Laut, da er sie von der schrecklichsten Frage ablenkte, die sich ihr ins Bewusstsein bohrte: Wie soll irgendjemand wissen, wo er nach mir suchen soll?

»Ich spiel's noch einmal ab«, sagte Michael. Er fummelte an der Hauptkamera herum. Das Trackingsystem funktionierte nicht ganz so, wie es sollte. »Wollen's nicht übertreiben. Nur ein bisschen ...«

Linda drückte ein paar Tasten auf dem Board. »Bist du sicher, dass sie es hören kann?«

»Klar, absolut. Sieh dir an, wie sie den Kopf bewegt. Und ob sie es hört!«

Linda beugte sich über die primäre Eingabekamera. »Du hast recht«, sagte sie. »Bist du sicher, dass es auch die Klienten hören können?«

»Klar. Aber die müssen sich genauso anstrengen, um zu raten, was Sache ist.«

Linda schmunzelte. »Du machst es ihnen nicht gerne leicht, stimmt's?«

»Ist nicht mein Stil«, sagte Michael lachend. Er verschränkte die Hände im Nacken und räkelte sich, wie es jeder Bürohengst in einem großen Unternehmen nach allzu vielen Stunden vor dem Computerbildschirm tut. »Ich sag dir, die lieben es, wenn Nummer 4 so schreit wie eben. Das macht es umso realer für sie.«

So seltsam es war, empfand Michael für die vielen Subscriber von Whatcomesnext.com so etwas wie Verachtung. In seinen Augen war ihre Faszination eine Art zwanghafte Schwäche, auch wenn er nur allzu gerne ihr Geld nahm und sie mit dem versorgte, was sie haben wollten. Für ihn war klar, dass sie nur ihre eigene Unzulänglichkeit offenbarten, indem sie sich in den von ihnen beiden kreierte Phantasien ergingen. Da waren Tausende von Leuten, die für einen medialen

Konsum der besonderen Art teures Geld bezahlten, weil sie armselige Kreaturen waren, einsame Männer, die selber kein Leben hatten und sich zum Ersatz auf die Geschichten einließen, die er ausbrütete.

Linda dagegen verschwendete kaum einen Gedanken an ihre Klientel – jedenfalls nicht so wie Michael. Für Linda waren sie keine Menschen mit dunklen Leidenschaften, die sie zu ihrer Website trieben, sondern nur eine lange Liste Accounts in einer langen Liste von Ländern. Zahlreiche Kreditkartenabbuchungen. Sie rechnete wie eine Geschäftsfrau – soundso viele Subskriptionen hießen soundso viele Dollar auf den Offshore-Strohmannkonten, die sie zu diesem Zweck eingerichtet hatte. Sie dachte selten daran, wer da draußen saß und ihnen zusah – außer um über Zahlen zu brüten oder dafür zu sorgen, dass Michael mit dem Programm die richtig dosierte Spannung erzeugte und mit Serie Nummer 4 ein packendes Drama inszenierte.

Michael war für die Geschichte von Nummer 4 verantwortlich, Linda fürs Geschäft. Beides schien für ihren Erfolg gleichermaßen wichtig. Ihre Beziehung war nach Lindas fester Überzeugung der Inbegriff wahrer Liebe. In ihrer Freizeit und zwischen den verschiedenen Serien las sie gerne Woche für Woche die Fan- und Klatschmagazine über Filmstars mit ihren Partnern. Sie erging sich allzu gerne in Spekulationen darüber, was Brad oder Angelina oder Jen oder Paris als Nächstes machen würden und wo sie sich vielleicht in einer kompromittierenden Situation ertappen ließen. Dass sie all dieses »Bäumchen, wechsle dich« der Promis fasziniert verfolgte, war sicher ihre größte, wenn auch letztlich harmlose Schwäche.

An vielen Tagen sehnte sich Linda danach, selbst berühmt zu sein. Sie stellte sich vor, wie über sie beide Artikel in Us oder People stehen würden, wenn die Menschen nur wüssten, wie erfolgreich Whatcomesnext.com war. Ein Jammer, dass der kriminelle Einschlag ihres Geschäfts sie daran hinderte, berühmt zu sein. Ihrer Meinung nach war das, was sie machten, so viel wichtiger als die Frage, mit wem sie es machten, dass ihre Arbeit einen anderen Maßstab erforderte. Sie waren Verkäufer von Phantasie. Das, fand sie, sollte ein bisschen mehr zählen als Geld. Eigentlich waren sie Stars, nur dass es die Welt nicht wusste.

Michael wusste, dass Linda davon träumte, prominent zu sein. Er dagegen bevorzugte die Anonymität – auch wenn er den Wunsch hatte, ihr zu gefallen. »Es wird Zeit, ihr was zu essen zu geben«, sagte er.

»Du oder ich?«, fragte Linda.

Michael reckte sich über die Monitore und kramte in einem Stoß loser Blätter. Sie enthielten ein sehr flexibles Drehbuch. Michael überließ nicht gerne etwas dem Zufall; schon lange bevor sie mit Serie Nummer 4 begannen, hatte er sich die Zeit genommen und viele Handlungselemente aufgeschrieben. Seine Blättersammlung, die er »Wirkung Zuschauer/Wirkung Nummer 4« betitelt und in Paragraphen eingeteilt hatte, enthielt Checklisten und genaue, praktische Anweisungen. Er war gerne penibel in seiner Planung, zugleich aber geistig beweglich und kreativ.

An der Uni hatte er einmal einen Kurs in Filmwissenschaft belegt und ein Referat über den Moment geschrieben, in dem Eva Marie Saint in Die Faust im Nacken ihren weißen Handschuh fallen lässt und Marlon Brando ihn aufhebt: Der Regisseur Elia Kazan war so klug gewesen, die Kameras bei dieser Szene, die nicht im Drehbuch stand, aber ein Klassiker in der Filmgeschichte wurde, weiterlaufen zu lassen. Ich hätte es genauso gemacht, sagte sich Michael oft. Er war nicht der Mann, der Schnitt! brüllte und sich auf das Vorhersehbare zurückzog. Er war nicht festgefahren. Als er auf den Bildschirm vor ihm blickte und sah, wie Nummer 4 ihren Teddy an sich drückte, während sie schluchzte, dachte er, dass all die großen Regisseure ihm nicht das Wasser reichen konnten, denn er gestaltete etwas Einmaliges, etwas Reales und etwas unendlich viel Dramatischeres und Unkalkulierbareres, als sie es je für möglich gehalten hätten.

»Ich denke, du gehst«, sagte er. »Sie scheint immer noch solche Angst zu haben. Wenn ich den Raum betrete – das sollten wir uns für den maximalen Schockeffekt aufsparen.«

»Du bist der Boss«, sagte Linda.

»Klar doch«, lachte Michael. Er rollte vom Computertisch weg und stand auf, um zu dem Tisch mit den Waffen hinüberzugehen. Er suchte einen Moment, dann griff er nach einem Colt Kaliber 357 Magnum. Linda nahm ihm die Waffe ab, während Michael sich wieder seinen Papieren zuwandte und sie rasch durchblätterte. »Hier«, sagte er. »Lies mal.« Linda überflog die Seite. »Okie-dokie«, sagte sie grinsend. Dann sah sie auf die Uhr. Es war kurz nach Mitternacht. »Ich denke, ich geb ihr Frühstück«, sagte sie.

Linda öffnete leise die Tür und trat in den Keller. Sie trug wie zuvor einen zerknitterten weißen Schutzanzug und eine schwarze Sturmhaube, die alles außer den Augen bedeckte. Sie hatte ein Tablett in der Hand, wie man es in jeder Cafeteria bekam. Darauf stand eine Plastikwasserflasche, von der sie alle Marken- und Fabrikatsaufkleber abgelöst hatte. Sie hatte eine Schale Fertighaferbrei bereitet und dazu ein amerikanisches Produkt verwendet, das in alle Welt exportiert wurde. Dazu gab es eine Orange. Kein Besteck.

Nummer 4 fuhr in ihre Richtung herum und erstarrte, als sie hörte, wie die Tür aufging. Linda trat auf eines der X, die Michael mit Kreide auf den Boden gemalt hatte. Als Michael die Richtung der elektronischen Kamera änderte, hörte sie ein schwaches Surren. »Still sitzen. Nicht bewegen«, sagte Linda. Anschließend wiederholte sie denselben Befehl auf Deutsch, Französisch, Russisch und Türkisch.

Ihre Sprachkenntnisse waren dürrtig. Sie hatte einige Phrasen, einige Schimpfwörter auswendig gelernt, da sie ihr von Zeit zu Zeit ganz gelegen kamen. Sie wusste, dass sie eine schlechte Aussprache hatte, doch das machte nichts. Wenn sie Englisch sprach, sprengte sie von Zeit zu Zeit britische Ausdrücke ein. Natürlich würde sich ein versierter Ermittler, der über Spracherkennungssysteme verfügte, von solchen kleinen Manövern nicht täuschen lassen. Doch Michael hatte ihr versichert, die Wahrscheinlichkeit, dass eine so hochkarätige Polizeibehörde sie verfolgte, sei äußerst gering. Michael – der ewige Student – hatte sich gründlich mit den Zuständigkeitskonflikten befasst, die alle ihre Internetdramen im Ernstfall auslösen müssten. Er war zuversichtlich, dass keine Behörde wirklich die Geduld aufbringen würde, sich das, was sie machten, genauer anzusehen. Sie operierten in der grauesten aller Grauzonen.

»Nach vorn blicken. Hände an die Seite.« Wieder gab sie ihre Befehle in mehreren Sprachen, die sie ein wenig durcheinanderbrachte. Einige Worte hatte sie bestimmt falsch in Erinnerung. Egal. »Ich stelle dir ein Tablett auf den Schoß. Wenn ich es dir erlaube, kannst du essen.«

Nummer 4 nickte.

Linda trat seitlich ans Bett und stellte das Tablett ab. Sie wartete. Sie registrierte, dass Nummer 4 zu zittern begonnen hatte und dass sich ihre Muskeln verkrampften. Das muss schmerzhaft sein, dachte sie.

Doch Nummer 4 schwieg weiter standhaft und befolgte, abgesehen von unwillkürlichen Regungen aus Angst, jeden Befehl. »Gut«, sagte Linda. »Du darfst essen.«

Sie achtete darauf, keine Kamera zu verdecken. Sie wusste, die Kundschaft würde von dem simplen Vorgang, dass Nummer 4 gefüttert wurde, fasziniert sein. Deshalb erfreuten sich ihre Webcasts solcher Beliebtheit: Sie nahmen die einfachsten, gewöhnlichsten Alltagsvorgänge und machten etwas Besonderes daraus. Wenn jede Mahlzeit für Nummer 4 die letzte sein konnte, bekam sie eine völlig neue Bedeutung. Die Zuschauer verstanden das – und es zog sie unwiderstehlich in ihren Bann. So ungewiss, wie das Schicksal von Nummer 4 erschien, wurden die gewöhnlichsten Dinge unwiderstehlich. Das war das Geniale an ihrem Konzept.

Sie sah zu, wie Nummer 4 die Hände auf das Tablett legte und die Schale, die Orange und die Wasserflasche entdeckte. Sie griff zuerst nach dem Wasser und trank gierig und hingebungsvoll. Ihr wird davon schlecht werden, dachte Linda, sagte aber nichts. Sie sah zu, wie Nummer 4 langsamer wurde, als würde ihr bewusst, dass sie sich noch einen Schluck für das Ende der Mahlzeit aufheben sollte. Danach ertastete sie die Schale mit dem Brei. Sie zögerte und fingerte auf dem Tablett nach einem Löffel. Als sie keinen fand, machte sie den Mund auf, als wollte sie eine Frage stellen, überlegte es sich aber anders. Sie lernt schnell. Nicht übel.

Nummer 4 hob die Schale an den Mund und fing an, den Haferbrei herunterzuschlürfen. Zuerst ging sie zögerlich heran, doch nachdem sie erst einmal gekostet hatte, schlang sie den Rest herunter und leckte die Schale aus.

Nette Geste, dachte Linda. Die Zuschauer werden das mögen. Sie war immer noch nicht vom Bett gewichen. Doch als Nummer 4 sich daranmachte, die Orange zu schälen, um an das Fruchtfleisch zu kommen, zog Linda langsam die Magnum Kaliber 357 aus dem Schutzanzug. Sie versuchte, ihre Bewegungen auf die von Nummer 4 abzustimmen, so dass die Waffe im selben Moment erschien, in dem Nummer 4 in die Orange beißen wollte.

Sie hob die Waffe, als die Orange die Lippen erreichte. Sie sah zu, wie Nummer 4 etwas Saft aus dem Mund lief. Linda zog mit dem Daumen den Hammer zurück und spannte den Hahn des Revolvers.

Bei dem Geräusch hörte Nummer 4 mitten im Kauen auf. Sie wird nicht genau wissen, was es ist, dachte Linda, aber sie wird begreifen, dass es tödlich ist. Nummer 4 schien von dem Geräusch wie erstarrt. Die Orange verharrte nur Zentimeter von ihren Lippen entfernt. Der ganze Körper bebte. Linda trat vor und hielt den Lauf der Waffe nur Millimeter von ihrer Stirn zwischen den Augen, so dass sie fast die Binde berührte. Sie wartete einen Moment, bevor sie die Mündung direkt an das Gesicht drückte.

Der Geruch von Waffenöl, der Druck des Laufs, diese Dinge waren für das Mädchen zweifellos unmissverständlich. Sie hielt die Position. Linda hörte ein Wimmern aus der Brust des Teenagers. Doch Nummer 4 sagte nichts und bewegte sich nicht, obwohl jeder Muskel in ihrem Körper vor Spannung zu platzen schien.

»Peng!«, flüsterte Linda. Laut genug, um vom Tonabnehmer registriert zu werden, aber nur so eben. Dann ließ sie den Hammer langsam wieder zurückfallen. Mit einer übertriebenen Bewegung zog sie die Waffe in Zeitlupe vom Gesicht des Mädchens zurück und steckte sie in den Anzug.

»Die Mahlzeit ist beendet«, sagte Linda knapp. Sie nahm Nummer 4 die Reste der Orange aus der Hand und ihr anschließend das Tablett vom Schoß. Sie sah, wie sich Nummer 4 wieder vom Kopf bis in die Zehenspitzen hinein verkrampfte. Sie hoffte, dass die Kameras das eingefangen hatten. Panik macht sich gut, dachte sie. Mit bedächtigen Schritten, die auf dem harten Zement kaum zu hören waren, ließ Linda den Raum mit Nummer 4 auf dem Bett hinter sich zurück.

In der Kommandozentrale darüber grinste Michael. Das interaktive Messageboard leuchtete auf. Eine Fülle an Meinungen und Reaktionen. Er wusste, dass er sie später alle durchsehen musste. Er legte immer besonderen Wert darauf, auf dem Board, das er für Serie Nummer 4 eingerichtet hatte, die Chats zwischen Klienten zu verfolgen. Linda atmete tief ein, schloss die Augen und zog sich die Sturmhaube vom Kopf. Ich bin eine Schauspielerin, dachte sie.

Weder Linda vor der Kellertür noch Michael an den Monitoren bekam in diesem Moment mit, was als Nächstes geschah. Einige ihrer Klienten dagegen beugten sich zu den Bildschirmen vor.

Nummer 4 hatte sich, kaum war die Tür zugeschlagen, im Zimmer auf das Bett zurückgelegt. Sie hatte ihren Teddybären genommen, sich das abgegriffene Spielzeug zwischen die kleinen Brüste gedrückt und ihm wie einem Baby den Kopf gestreichelt, während sie dem leblosen Gegenstand unentwegt lautlos etwas zuflüsterte. Niemand, der sie beobachtete, konnte hören, was sie zu ihm sagte, auch wenn der eine oder andere aufs Geratewohl raten mochte, dass es immer wieder dieselben Worte waren. Sie konnten unmöglich an ihren Lippen ablesen, dass es die Worte Ich heiße Jennifer ich heiße Jennifer ich heiße Jennifer ich heiße Jennifer waren.

Terri Collins lief in der Einfahrt von Adrians Haus hin und her, während er demonstrierte, wo er gesessen hatte, als er den Lieferwagen sah. Sie scharrte mit den Füßen, trat ein Steinchen weg; Adrian rutschte hinters Lenkrad. Sie fragte: »Und genau da haben Sie an dem Abend geparkt, als Jennifer verschwand?«

Adrian nickte. Er sah, wie die Kommissarin Blickwinkel und Entfernungen und die Schatten um die entsprechende Tageszeit taxierte.

»Sie sieht es nicht«, sagte Brian. Er saß auf dem Beifahrersitz. Auch er blickte zu der Stelle auf der Straße, an der der Lieferwagen langsamer gefahren war, dann angehalten und plötzlich Gas gegeben hatte.

»Wie meinst du das?«, flüsterte Adrian.

»Ich kann dir sagen, wie ich das meine«, polterte Brian. »Noch will sie das Verbrechen nicht wahrhaben, sie wehrt sich gegen die Vorstellung. Sie starrt genau auf die Stelle, aber bis jetzt versucht sie noch, Gründe dafür zu finden, wieso es nicht stattgefunden hat, statt zu fragen, weshalb es passiert ist. An dieser Stelle kommst du ins Spiel, Bruderherz. Überzeuge sie. Sorge dafür, dass sie den nächsten Schritt tut. Mach's mit Logik. Zwing sie, dir zu glauben. Komm schon, Audie.«

»Aber ...«

»Es ist deine Aufgabe, ihr vor Augen zu führen, was du an dem Abend gesehen hast. Das macht jeder Ermittler – auch wenn er es vielleicht nicht zugibt, weil es schlimmstenfalls verrückt, bestenfalls exzentrisch klingt. Sie stellen sich vor, was passiert ist und wie, als ob sie dabei gewesen wären ... und dann wissen sie, wo sie weitersuchen müssen.«

Brian trug wieder seinen verblichenen Tarnanzug. Er hatte die Füße in den Kampfstiefeln aufs Armaturenbrett gelegt und lehnte sich zurück, um eine Zigarette zu rauchen. Der junge Brian. Der ältere Brian. Der tote Brian. Adrian wurde bewusst, dass sein Bruder ein Chamäleon aus halluzinatorischen Erinnerungsbruchstücken war. Von Vietnam bis zur Wall Street. Dasselbe galt für Cassie und Tommy und für jeden anderen, der ihm in seiner verbliebenen Gegenwart vielleicht noch einen Besuch abstatten würde.

Adrian atmete tief ein und roch eine Mischung aus Zigarettenrauch und einer tropischen drückenden Schwüle, als hätte Brian den dampfenden Dschungel mitgebracht. Die trockene Frühlingskälte von Neuengland war verflogen, zumindest für Adrian.

»Wieso hat niemand sonst was gesehen?«, fragte Terri Collins. Adrian war nicht sicher, ob sie wirklich eine Antwort von ihm erwartete, denn sie sagte es leise, als spräche sie mehr mit den schräg einfallenden Sonnenstrahlen als mit ihm.

»Keine Ahnung«, sagte Adrian. »Die Leute kommen nach Hause. Sie denken ans Abendessen. Sie wollen ihre Familie sehen. Sie machen die Haustür hinter sich zu und lassen den übrigen Tag draußen. Wer schaut denn um diese Tageszeit auf die Straße? Wer merkt, dass etwas aus dem Rahmen fällt? Die wenigsten, Detective. Die Menschen suchen Routine. Normalität. Damit rechnen sie. Da könnte ein Einhorn die Straße entlanglaufen, und sie würden es wahrscheinlich nicht bemerken.« Als ihm der Satz herausgerutscht war, schloss Adrian einen Moment die Augen und hoffte, dass seine Worte kein weißes, gehörntes mythisches Tier heraufbeschworen, das die Straße entlangtrottete und nur für ihn sichtbar war. »Irgendjemand müsste doch etwas mitbekommen haben«, fuhr Terri fort, als hätte sie Adrians Worte nicht gehört.

»Hat aber niemand. Nur ich«, bekräftigte er.

Die Polizistin drehte sich zu ihm um. »Also, was haben wir demnach in der Hand?«, fragte sie, ohne wirklich mit einer Antwort zu rechnen.

Sie beobachtete, wie sich Adrian, bevor er ausstieg, auf seinem Sitz herumdrehte. Einmal hatte sie einen Schizophrenen mitten in einer psychotischen Phase vernommen. Der Mann drehte sich ständig in die eine oder andere Richtung, aus der er etwas hörte, das nicht existierte, doch mit viel Geduld hatte sie am Ende eine brauchbare Beschreibung eines Einbrechers aus ihm herausbekommen. Ähnlich hatte sie schon oft die Erinnerungen von College-Kids angezapft, die irgendwie mitbekommen hatten, dass etwas Schlimmes passiert war – meistens eine Vergewaltigung –, ohne sicher sagen zu können, was sie gesehen oder gehört oder sonstwie mitbekommen hatten. Zu viele Drogen im Spiel. Zu viel Alkohol. Zu viele Faktoren, die ihre Beobachtungsgabe beeinträchtigten.

Doch wenn sie sich Adrian ansah, bekam sie eine Gänsehaut. Einiges erinnerte sie an diese Studenten, anderes wieder nicht. Er wirkte zart, gebrechlich und dünn – als ob jede Minute, die sie sich ihm gegenüber sah, irgendetwas an ihm zehrte. Sie hatte das eigentümliche Gefühl, als baute er jede Sekunde, die verging, in unendlich kleinen Schritten ab. Er litt an etwas, doch sie wusste nicht, woran.

Detective Collins schien in Gedanken versunken. Brians Ton war energisch. Adrian vermutete, dass er so geklungen hatte, wenn er im Krieg Männer befehligte oder im Gerichtssaal einem widerstrebenden Zeugen eine Wahrheit entlockte.

»Jetzt«, drängte sein Bruder ihn, »denk an das, was Tommy dir gesagt hat.«

Adrian zögerte. Er wollte sich zu Brian herumdrehen und ihn fragen: Was? Was hat mir Tommy gesagt, bevor er zerrissen wurde? Doch dann fielen ihm die hastigen Worte seines Sohnes wieder ein: Es geht ums Sehen.

»Jennifer, Detective ... jemand braucht sie für einen bestimmten Zweck. Jede andere Erklärung ist müßig, weil sie ausnahmslos nur zu demselben Schluss führen kann: Sie ist tot. Somit ist es nicht sinnvoll, diesen Möglichkeiten nachzugehen. Einzig sinnvoll ist es, davon auszugehen, dass sie noch am Leben ist, und zwar aus einem besonderen, klar definierbaren Grund. Sonst ist es für Sie und mich reine Zeitvergeudung.«

Brian schnaubte. »Klare Ansage!«, platzte er heraus. Es war, als hätte er zu nah an seinem Ohr gebrüllt, und so zuckte Adrian ein wenig zusammen.

Für Terri war das alles irres Zeug. Der Professor, der unentwegt blinzelte, was sie vage an ein Insekt erinnerte, und dem wie unter Strom die Hände zitterten, war eindeutig nicht ganz bei Sinnen, auch wenn ihr dafür keine medizinische Diagnose einfiel. Sie ließ den Blick über die Nachbarhäuser schweifen, als hoffte sie, mit ein wenig Glück könnte just in diesem Moment der weiße Lieferwagen mit quietschenden Reifen um die Ecke kommen, an den Bürgersteig heranfahren und Jennifer zur Tür hinauswerfen – ein bisschen angeschlagen, vielleicht sexuell missbraucht, aber doch in einer Verfassung, in der sie mit ein wenig Liebe und Therapie und Schmerztabletten überleben würde.

Der Abend brach herein. Der alte Professor erinnerte sie an einen Vogel, der sich an den dünnen Zweig einer fixen Idee klammerte. Welche Optionen habe ich?, dachte sie. »Also gut«, sagte Terri. »Lassen Sie hören.«

Adrian hielt der Polizistin die Tür auf und geleitete sie ins Haus. Er zögerte, als rechnete er damit, dass auch Brian an ihm vorbei in den Flur huschte, doch sein toter Bruder blieb ein paar Schritte entfernt auf den Eingangsstufen stehen. »Kann da nicht reingehen«, sagte er kurz und bündig, als verstünde sich das von selbst. Adrian wirkte wohl überrascht, denn Brian fügte schnell hinzu: »Selbst Halluzinationen folgen Regeln, Audie. Sie richten sich jeweils nach den Umständen, aber das wusstest du vermutlich schon. Trotzdem, ich befolge sie.«

Adrian nickte. Irgendwie leuchtete das ein, auch wenn er nicht wusste, wieso.

»Hör zu, was jetzt kommt, schaffst du allein. Du kennst dich mit Verhaltensforschung und mit Verbrechen aus, und dein Kumpel drüben an der Universität hat dir die einzige Richtung gewiesen, die auch nur ansatzweise Erfolg verspricht, jetzt musst du nur noch die Kripofrau davon überzeugen. Du kannst das.«

»Ich weiß nicht ...«

Er hörte, wie ihm seine Frau etwas ins Ohr flüsterte. »Ja, du kannst das, Schatz.« Cassie klang absolut zuversichtlich, und als sich Adrian zu Brian umsah, hob der Geist seines Bruders zur Ermunterung die Faust, denn auch er hatte wohl Cassies Worte gehört.

»Hier lang?«, fragte Terri Collins.

Adrian schüttelte die Erinnerungen ab. »Ja, nach rechts bitte. Wir setzen uns am besten ins Wohnzimmer. Möchten Sie eine Tasse Kaffee?« Er machte ihr das Angebot, ohne nachzudenken, dabei wurde ihm bewusst, dass er wahrscheinlich gar keinen Kaffee in der Küche hatte und dass er auch nicht recht wusste, wie man Kaffee zubereitete, selbst wenn er welchen gehabt hätte. Und für einen Augenblick war er nicht einmal sicher, wo die Küche war. Er holte tief Luft, erinnerte sich daran, dass er seit vielen Jahren in diesem Haus wohnte und die Küche hinter dem Wohnzimmer kam, vor dem Gäste-WC. Die Treppe führte zum Schlafzimmer hinauf, und alles war an seinem gewohnten Platz.

Die Ermittlerin schüttelte den Kopf. »Nein. Kommen wir gleich zur Sache.«

Sie trat ins Wohnzimmer. Überall lagen Bücher herum, standen halb leer gegessene Kaffeetassen mit Müsli und geronnener Milch, Teller mit Essensresten und hier und da Besteck. Überall stapelten sich Papiere, im Fernsehen lief, ohne Ton, ein Sportprogramm, und über dem Ganzen lag ein stickiger, muffiger Geruch. Es war ziemlich chaotisch, stellte sie fest, aber noch nicht hoffnungslos – nichts, was sich nicht in einer gut durchdachten Aufräum- und Putzaktion an einem Nachmittag korrigieren ließ. Der Raum und das Haus als Ganzes machten einen ähnlichen Eindruck, wie ihn kleine Kinder hinterließen, die sich an herumliegenden Spielsachen und Kleidern wenig störten, oder eben alte Leute, die sich mit Andenken und Krimskram umgaben. Beide Gruppen scherten sich wenig um Ordnung.

»Ich lebe inzwischen allein«, sagte Adrian. »Entschuldigen Sie bitte das Durcheinander.«

»Ich hab kleine Kinder, ich bin's gewohnt«, log die Polizistin nachsichtig. Sie nahm ein paar Zeitungen von einem Stuhl und setzte sich, wobei ihr nicht entging, dass auf einem Stoß drei Wochen alter Ausgaben des Boston Globe ein paar Formulare einer Arztpraxis lagen, die erst teilweise ausgefüllt waren. Sie versuchte, etwas davon zu überfliegen, doch vergeblich. »Also«, sagte sie. »Schlagen Sie vor, was wir Ihrer Meinung nach tun können.«

Adrian räumte seinerseits ein paar Bücher aus dem Weg und ließ sich in einen Sessel fallen. Für einen Moment erfasste ihn wie beim Wechsel von Ebbe und Flut eine Woge der Verwirrung, und er merkte, wie alle Zuversicht aus seiner Stimme wich. Mit seiner anschaulichen Beschreibung des Falls, als sie eben draußen gestanden hatten, war er sehr zufrieden. Nach seinem Gefühl hatte er selbstbewusst gewirkt. Doch jetzt klang Unsicherheit durch. »Sehen Sie, Detective ...« Er zögerte. »Ich möchte wirklich, dass sie noch am Leben ist, ich meine, Jennifer ...«

Detective Collins hielt die Hand hoch und schnitt ihm das Wort ab. »Etwas zu wollen ... und etwas dazu beizutragen sind entschieden zwei Paar Schuhe.«

Adrian nickte. »Es ist wichtig. Es ist mir wichtig. Ich muss sie finden. Ich meine, für mich ist es fast vorbei, aber sie ist jung. Sie hat noch ihr ganzes Leben vor sich. Egal, wie schlimm es für sie gewesen ist, heißt das nicht, dass es so früh enden sollte ...«

»Ja«, antwortete Terri, »aber das versteht sich von selbst. Das hat wenig mit Polizeiarbeit zu tun.«

Adrian war unbehaglich. Er hatte noch nie mit der Polizei zu tun gehabt. Nachdem sich Brian umgebracht hatte, war das New Yorker Morddezernat schnell, effizient und unaufdringlich gewesen, weil der Fall auf der Hand lag. Als Cassie ihren Unfall hatte, war der Staatspolizist, der ihn anrief, dienstbeflissen, direkt und sachlich. Mit den endlosen Wochen, über die sich ihr Sterben hinzog, hatte die Polizei nichts mehr zu tun. Und Tommy – nun, das war ein routinemäßiger Anruf von einem Armeesprecher gewesen, bei dem er die Einzelheiten über seinen Tod sowie Ort und Datum erfahren hatte, um am Flughafen den Sarg seines Sohnes in Empfang zu nehmen. Für einen Moment schloss er die Augen, und in der Dunkelheit hinter den Lidern erhob sich eine Kakophonie, als versuchte mehr als eine Person auf einmal mit ihm zu sprechen, und er hatte Mühe, sich in dem Wirrwarr aus Worten und Stimmlagen zurechtzufinden.

»Ist alles in Ordnung, Professor Thomas?«

Er öffnete die Augen. »Ja, tut mir leid, Detective ...«

»Sie wirkten gerade ein wenig weggetreten.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Adrian sah sie fragend an. »Wie lange war ...«

»Über eine Minute. Vielleicht zwei.«

Adrian hielt das für unmöglich. Er hatte nur eine Sekunde die Augen geschlossen, wenn überhaupt.

»Geht es Ihnen nicht gut, Professor Thomas?«, fragte Terri. Sie bemühte sich, den harten Ton der Polizistin abzustellen und eher wie eine Mutter zu klingen, die sich über ein fieberndes Kind beugt.

»Doch, alles bestens.«

»Sieht aber nicht so aus. Es geht mich zwar nichts an, aber ...«

»Ich muss neue Medikamente nehmen. Hab mich noch nicht dran gewöhnt.«

Er glaubte nicht, dass ihm Detective Collins diese Erklärung abnahm.

»Vielleicht sollten Sie mit Ihrem Arzt reden. Wenn Ihnen das am Steuer passiert ...«

Adrian unterbrach sie. »Tut mir leid. Kommen wir zur Sache. Wo waren wir?«

Terri hätte ihre Warnung über die Gefahr, in die sich der Professor begab, wenn er sich in diesem Zustand ans Steuer setzte, gerne zu Ende geführt. Doch sie biss sich auf die Lippen und wendete sich wieder dem wichtigeren Thema zu.

»Jennifer ... und wieso jemand ...«

»Natürlich. Jennifer. Bedenken Sie Folgendes, Detective: Fast jedes Szenario, mit dem Sie oder ich vertraut sind, läuft auf ein und dasselbe hinaus: den Tod. Aus Sicht des Wissenschaftlers erscheint es daher wenig sinnvoll, sich in eine dieser Sackgassen zu begeben, selbst wenn sie vordergründig am aussichtsreichsten erscheint, denn die Antwort ist jedes Mal zu schrecklich, um darüber nachzudenken. Drehen wir den Spieß also herum. Welches Szenario würde mit dem Leben enden?«

»Sprechen Sie weiter.«

»Ja, gerne. Bis jetzt wissen wir Folgendes ...« Adrian hielt inne, weil er sich fragte, was er tatsächlich wusste. Er spähte zu Terri Collins hinüber und stellte fest, dass sie auf ihrem Stuhl ein wenig nach vorn gerutscht war. Zugleich spürte er, wie sich etwas seitlich an ihn drückte, und er wollte sich danach umsehen. Doch dann merkte er, dass es nicht nötig war, da ihm seine Frau den Arm um die Schulter gelegt hatte und ihm eindringlich zuflüsterte: »Es geht nicht um Jennifer als Person. Es geht darum, was sie ist, nicht wer sie ist. Sag ihr ...«

Genau das tat Adrian. Er sagte: »Sehen Sie, Detective, vielleicht haben wir es hier mit einer Kategorie von Verbrechen zu tun, bei der es nicht um eine bestimmte Person geht, sondern um einen bestimmten Personenkreis.«

Terri zog langsam ihr Notizbuch heraus. Sie hatte den Eindruck, dass der Professor in seinem Sessel unbehaglich schief und vornübergebeugt saß, so dass er jeden Moment das Gleichgewicht verlieren musste, doch was er sagte, hatte Hand und Fuß.

»Was wissen wir? Ein sechzehnjähriges Mädchen wird mitten auf der Straße entführt. Alles, was Sie über Jennifer oder ihre Familie wissen, zählt im Grunde nicht, verstehen Sie? Viel mehr müssen wir herausbekommen, wozu jemand den Typ, den sie verkörpert, brauchte und wieso das Paar durch diese Gegend gekurvt ist. Als Nächstes müssen wir uns eine Vorstellung davon machen, wieso sie, nachdem sie Jennifer entdeckt hatten, gerade sie haben wollten. Außerdem wissen wir, dass es sich bei den Tätern um eine Frau und einen Mann handelt. Demnach haben wir es mit einer sehr kleinen Bandbreite an Verbrechen zu tun, vorrangig mit einem Spektrum, das mit der Ermordung des Opfers endet.«

Adrian hatte den selbstsicheren, akademischen Ton wiedergefunden, der ihm in Abertausenden Vorlesungen und Seminaren in Fleisch und Blut übergegangen war. Er war ihm so vertraut wie seine Lieblingsgedichte, wie Shakespeares Sonette oder die Verse von Frost. Als er merkte, wie dieser Teil von ihm, der im Schwinden begriffen war, plötzlich

wiederkehrte, fühlte er sich augenblicklich viel besser.

»Aber wenn es mit Mord endet ...«

»Ich habe nur gesagt, es endet gewöhnlich mit Mord.«

»Aber ...«

»Wir müssen rechtzeitig eingreifen.«

»Und wie ...«

»Es gibt nur eine Hoffnung, Detective, und zwar die, dass Jennifers Entführung noch einen anderen Zweck als Misshandlung und Mord erfüllt. Wenn die Täter mit ihr noch einen Zweck verbinden, der sich von dem ihr zgedachten Ende unterscheidet. Wenn wir uns auch nur die geringsten Chancen ausrechnen wollen, muss es ein Zweck sein, den wir nicht nur benennen, sondern auch zu seinen Ursachen zurückverfolgen können. Sonst warten wir besser gleich, bis irgendwo eine Leiche gefunden wird.« Er korrigierte sich. »Nicht eine Leiche, Jennifers Leiche.«

»Einverstanden. Worin könnte dieser Zweck bestehen?«

Adrian merkte, wie seine Frau ihn stupste und ihm dann die Schulter drückte. Er blickte zur Seite, und es war, als ob die Enzyklopädie, die ihm sein Freund ausgeliehen hatte, plötzlich vor seinen Augen in der Luft schwebte und die Seiten wie in einer aufkommenden Brise zu flattern begannen. Macbeth, dachte er. Wo Lady Macbeth die Mordwaffe halluziniert. Ist das ein Dolch, was ich vor mir erblicke? Nur dass vor seinen Augen ein Artikel in einem Buch schwebte, das die endlose Vielfalt an Mord und Verzweiflung dokumentierte.

»Mir ist da eine kleine Idee gekommen«, sagte Adrian. »Vielleicht die einzige Idee.«

Als Terri Collins an diesem Abend nach Hause kam, hatte sie die Überzeugung gewonnen, dass Adrian Thomas ganz und gar verrückt war und dass bei diesem Fall verrückt zu sein wahrscheinlich den einzig gangbaren Weg darstellte.

Kaum öffnete sie die Tür, schossen ihre beiden Kinder hinter dem Fernseher hervor. Sie wurde von einem Sturzbach an kindlichen Forderungen begrüßt – die größtenteils damit zu tun hatten, sich Geschichten über die Schule, vom Spielplatz oder vom Leseunterricht anzuhören. Es war ein bisschen so, als käme sie in ein Kino, nachdem der Film schon begonnen hatte, und würde im Stillen versuchen, genügend Informationen zu sammeln und genügend Einzelheiten herauszufinden, um sich im Nachhinein die Handlung zusammenzureimen.

Laurie, die in der Küche an einem Spülbecken mit schmutzigem Geschirr stand, rief ihr eine Begrüßung und die Frage zu, ob sie Hunger habe. Terri sagte nein. Terris Achtjähriger fragte sie mit dem Tatendrang des kleinen Jungen: »Hast du heute Böse verhaftet?« Seine zwei Jahre jüngere Schwester, die so still war wie er laut, hing nur mit einer Hand am Bein ihrer Mutter und hielt mit der anderen eine bunte Zeichnung in die Luft.

»Nein, heute nicht«, sagte Terri. »Aber ich denke, morgen oder übermorgen.«

»Richtig schlimme Böse?«

»Immer. Nur die richtig schlimmen.«

»Gut«, sagte er, löste sich von ihr und kehrte zum Fernseher zurück.

Zuweilen suchte Terri beklommen in jeder seiner Gesten, jedem Tonfall, jedem Gesichtsausdruck nach Ähnlichkeiten mit seinem Vater, und es schien ihr, als lebte sie mit einem Zeitzähler im Haus. Sie wusste nicht, welchen Teil ihres Ex-Ehemannes ihr Sohn geerbt hatte, doch es machte ihr Angst. Die Gene, dachte sie, sind eine bedenkliche Sache. Das Kind hatte schon jetzt das unbekümmerte Lächeln seines Vaters und die unwiderstehliche Lässigkeit – er war in der Schule und in der Nachbarschaft überaus beliebt. Sie fürchtete, dass sich irgendwann einmal zeigte, dass er wie sein Vater charmant und garstig zugleich sein könnte. Ihr Ex hatte in der Öffentlichkeit immer ein Lächeln auf den Lippen, erzählte einen Witz, umschmeichelte die Menschen, bis zu dem Moment, in dem man mit ihm alleine war und er seine dunkle Seite offenbarte, anfang, erbarmungslos auf einen einzudreschen. Das war die verborgene Seite, die niemand – außer ihr – je zu Gesicht bekommen hatte. Es war ein Geheimnis, und sie wusste bei ihrer Flucht, dass sie viele Leute, Angehörige, Freunde, Kollegen, zurückließ, die sich fragten Wie kann das sein? und zu dem Schluss kamen, dass ihr Schritt nicht nachvollziehbar war.

Und ob er das war, sie wussten es nur nicht. Sie beobachtete ihren Sohn, wie er sich in den Sessel plumpsen ließ, das Fernsehen ignorierte und nach einem Bilderbuch griff. Sie fragte sich: Bin ich noch rechtzeitig weggelaufen? Die Flucht war ihr damals gelungen, als sie wusste, dass er ein paar Stunden in Beschlag genommen war. Sie war vorsichtig gewesen und hatte darauf geachtet, sich in den Wochen davor nicht zu verraten, sondern sich an die ganz banale Alltagsroutine gehalten, so dass es, als es so weit war, vollkommen überraschend für ihn kam. Sie ließ fast alles zurück außer ein bisschen Taschengeld und den Kindern. Alles andere konnte er behalten, es war ihr egal. Sie hatte in jener Zeit ein einziges Mantra, das sie sich immer und immer wieder vorsagte: Mach einen neuen Anfang. Mach einen neuen Anfang.

In den Wochen danach hatte sie die einstweilige Verfügung erwirkt, die ihn auf Abstand hielt, sowie die Scheidungsregelung, die ihm begrenzten Zugang zu den Kindern gewährte, und außerdem sämtliche nötigen Papiere bei seinem befehlshabenden Offizier unten auf der Basis in North Carolina eingereicht, an der die First Airborne stationiert war. Sie hatte mehr als eine Sitzung mit Militärpsychologen über sich ergehen lassen, die sie nicht sonderlich subtil dazu überreden wollten, zu ihrem Mann zurückzukehren. Egal, wie oft sie ihn als »einen amerikanischen Helden« bezeichneten, sie hatte sich beharrlich geweigert.

Wir haben viel zu viele Helden, dachte sie.

Doch ein vollkommenes Entrinnen gab es nie – zumindest keines, das sie nicht zwang, sich zu verstecken, unter falschem Namen zu leben, immer wieder den Wohnort zu wechseln, um in einer Welt, die mit Inbrunst jeden Menschen an die Öffentlichkeit zerrt, anonym zu bleiben. Ganz würde er nie aus ihrem Leben verschwinden. Dies war einer der Gründe, weshalb sie wieder die Schulbank gedrückt und so hart gearbeitet hatte, um Polizistin zu werden. Die Halbautomatik in ihrer Tasche und die Marke, die sie trug, waren, wie sie hoffte, eine klare Botschaft, ein Schutzwall gegen ihn und seinen schädlichen Einfluss.

Sie umarmte beide Kinder und schickte ein stummes Dankgebet zum Himmel: wieder ein Tag, an dem nichts passiert war. Terri beschäftigte die beiden mit Kinderaufgaben wie Zeichnen, Lesen oder Glotze und schlenderte in die Küche. Laurie bereitete gerade einen Teller Essen vor. »Ich bin davon ausgegangen, dass du nicht ganz die Wahrheit sagst«,

kommentierte sie.

Terri betrachtete den aufgewärmten Hackbraten und kalten Salat. Sie nahm den Teller, schnappte sich Gabel und Messer und lehnte sich, immer noch im Stehen, an die Küchenschränke, um zu essen. »Du würdest eine gute Ermittlerin abgeben«, sagte sie, bevor sie sich den nächsten Bissen in den Mund schob.

Laurie nickte. Für jemanden, der so viel Zeit mit Raymond Chandler, Sir Arthur Conan Doyle und James Ellroy verbrachte wie sie, war das ein großes Kompliment. Nebenan beschäftigten sich die beiden Kinder still, was als Etappensieg zu werten war. Terri wollte sich gerade ein Glas Milch eingießen, besann sich aber und fand eine halbvolle Flasche Weißwein. Sie nahm zwei Gläser aus dem Regal. »Bleibst du noch ein bisschen?«

Laurie nickte. »Sicher. Weißwein und Kinder ins Bett bringen. Die beste Art, den Abend zu beschließen, solange ich rechtzeitig zu Den Tätern auf der Spur zu Hause bin.«

»Diese Serien, du weißt, dass die nicht den Tatsachen entsprechen.«

»Klar. Aber sie sind wie kleine Moralitätenspiele. Im Mittelalter haben sich sämtliche Bauern vor den Stufen irgendeiner Kirche versammelt und zugesehen, wie die Schauspieler die Geschichten aus dem Alten Testament aufgeführt haben, um ihnen Lektionen zu verpassen wie Wenn du kein rechtschaffener Gläubiger bist, wird Gott dich bestrafen. Heute zappen wir in der Glotze rum, um uns von Horatio Dingsbums oder Gus in Las Vegas mehr oder weniger das Gleiche sagen zu lassen, nur ein bisschen moderner.«

Sie lachten beide. »Zehn Minuten!«, rief Terri den Kindern nebenan zu und erntete für die Ankündigung das vorhersagbare Stöhnen.

Terri wusste, dass Laurie es kaum abwarten konnte, sie nach dem Fall zu fragen, an dem sie arbeitete, aber zu höflich war, um direkt auf das Thema zu kommen. »Eine Ausreißerin«, antwortete Terri auf die unausgesprochene Frage. »Aber wir können es nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht auch eine Entführung. Vielleicht hat ihr auch jemand bei der Flucht geholfen. Es ist einfach noch nicht klar.«

»Und was glaubst du?«, fragte Laurie.

Terri zögerte. »Die meisten Kinder, die verschwinden, werden aus einem bestimmten Grund entführt. Gewöhnlich tauchen sie wieder auf. Zumindest, wenn man der Statistik glaubt.«

»Aber ...«

Terri warf einen Blick nach nebenan, um sich zu vergewissern, dass ihre Kinder außer Hörweite waren. »Ich bin keine Optimistin«, sagte sie ruhig. Sie aß etwas Salat und nahm einen Schluck Wein. »Ich bin Realistin. Ich hoffe das Beste. Akzeptiere das Schlimmste.«

Laurie nickte. »Ein Happy End ...«

»Wenn du ein Happy End willst, sieh fern«, sagte Terri brüsk. Sie klang viel barscher als beabsichtigt, doch nach ihrem Gespräch mit dem Professor sah sie nur grau in grau. »Da wirst du jedenfalls eher fündig.«

Es war, wie sie fand, eine ungewöhnliche Art, ein Verbrechen aufzuklären. Es war spät geworden, Laurie hatte sich mit dem üblichen Angebot verabschiedet, »du kannst mich jederzeit anrufen, Tag und Nacht«. Die Kinder schliefen, und Terri saß beim dritten Glas Wein inmitten von Büchern und Artikeln und einem Laptop. Sie war in diesem seltsamen Schwebezustand zwischen Erschöpfung und Faszination.

»Sehen Sie, Detective, das Verbrechen, das da passiert ist, vor meiner Nase – das war nur der Anfang. Szene eins. Erster Akt. Auftritt der Antagonisten. Und das wenige, das wir darüber wissen, führt vermutlich nicht weiter. Besonders wenn die Täter in dem, was sie getan haben, erfahren sind.« Die Stimme des alten Professors hallte mit seiner geballten akademischen Erfahrung durch die Zufluchtsstätte ihres kleinen, adretten, spielzeugübersäten Hauses. Sie hatte ihm nichts von dem gestohlenen Lieferwagen erzählt, der so gründlich abgefackelt worden war, dass wahrscheinlich keine Spuren mehr zu sichern waren. Solche Vorsichtsmaßnahmen traf jemand, der wusste, was er tat.

»Wir müssen uns mit dem Verbrechen beschäftigen, das gerade geschieht, während wir reden.«

Der Professor, dachte sie, neigte zu wilden Spekulationen und verrückten Ideen. Andererseits verbargen sich dahinter Überlegungen, die ihr plausibel erschienen. Sie hatte ihm aufmerksam zugehört und versucht, zwischen vielem Rätselhaften eine klare Linie zu erkennen. Das erste Rätsel lag auf der Hand: Was stimmte nicht mit ihm? Das zweite war um einiges komplizierter: Wie findet man eine Jennifer, die entführt wurde und wie vom Erdboden verschluckt ist? Sie hatte sich darauf eingelassen, den Professor einfach so zu nehmen, wie er war. Er war klug, scharfsinnig und hoch gebildet. Dass er immer wieder geistig wegtrat und auf Fragen und Bemerkungen antwortete, die gar nicht geäußert worden waren – soweit es sie betraf, alles ziemlich harmlos. Irgendwo in seinen umschweifigen Ausführungen zeichnete sich vielleicht ein Weg ab, den sie beschreiten konnte.

Auf ihrem Schoß lag die Encyclopedia of Modern Murder. Sie hatte den Abschnitt über die Morde im Moor zweimal gelesen und die Verbrechen anschließend gründlich im Internet recherchiert. Sie staunte immer wieder, was alles in versteckten Winkeln des Internets lauerte. Sie stieß auf Autopsiefotos, Tatortkarten und originale Polizeidokumente quer über die unterschiedlichsten Websites verteilt, die sich mit Serienmorden und Sexualdelikten befassten. Sie war versucht, sämtliche Bücher über Myra Hindley und Ian Brady zu bestellen, doch sie wollte nicht, dass diese Art von

Lektüre neben Der Kater mit Hut und Der Wind in den Weiden oder Pu der Bär ihre Bücherregale füllte. Sie achtete sorgsam darauf, jede mordtriefende Website, die sie aufrief, aus dem Verlaufsprotokoll zu löschen. Wäre nicht klug, etwas zurückzulassen, das ihr Sohn theoretisch anklicken und öffnen konnte. Kinder sind von Natur aus Voyeure, dachte sie, doch alle Neugier hat Grenzen. Das war ein ganz und gar vernünftiger mütterlicher Standpunkt. Doch selbst nachdem sie alles ins Fegefeuer des Computers verdammt hatte, blieb ihr das, was sie gelesen hatte, im Gedächtnis haften.

So wie sie den Professor verstanden hatte, war dem Mörderpaar das Bedürfnis zum Verhängnis geworden, ihre Exzesse mit anderen zu teilen.

»Das ist der Schlüssel. Sie brauchten Publikum. Es genügte ihnen nicht, ihre Taten gemeinsam zu begehen. Hätten die beiden weiter ihrer Vorliebe für Folter gefrönt und sie für sich behalten – nun, dann hätten sie wahrscheinlich ewig so weitermachen können.« Terri hatte sich während seines Vortrags ein paar Notizen gemacht. »Vorausgesetzt, sie begingen keine Fehler bei der Planung oder wurden nicht zufällig von irgendjemandem entdeckt ... wären noch Jahre ins Land gegangen.«

Sie wusste sehr wenig über diese Art von Verbrechen, auch wenn sie an der Polizeischule in Seminaren über berühmte Mordfälle und Serienmorde gegessen hatte. Nach ein paar Jahren Berufsroutine in einer kleinen Universitätsstadt mit ihrem bescheidenen Spektrum an Verbrechen waren die meisten Erinnerungen daran verblasst.

»Wenn ich zwei identische weiße Ratten nehme und sie vor dieselbe psychologische Situation stelle – nun, dann ist es möglich, ihre unterschiedlichen Reaktionen auf identische Anreize zu überprüfen. Doch es wird immer eine deutliche Menge an Übereinstimmungen geben, die sich messen lässt.«

Er war voller Energie gewesen. Sie vermutete, dass er sich, während er sprach, im Geist von Studenten umgeben sah, die sich in einem abgedunkelten Labor um ihn drängten und das Verhalten von Tieren beobachteten, um Muster herauszufiltern.

»Wenn die Ratten in einer identischen Situation plötzlich von diesen Normen abweichen, dann wird es interessant.« Doch Jennifers Verschwinden war kein Laborexperiment. Zumindest, dachte sie, während sie sich im Sessel zurücklehnte, glaube ich das nicht. Sie holte tief Luft und überlegte, ob sie sich nicht irrte.

Sie war in einer anderen Position und mahnte sich zur Vorsicht. Sie liebte ihre Arbeit, doch sie hatte auch begriffen, dass jeder Fall Einfluss auf ihre Laufbahn hatte. Ein vermasselter Fall einer Campus-Vergewaltigung, und sie führe wieder Streife. Ein einziger ungeklärter Einbruch, und in einem kleinen Revier wie ihrem würde der dunkle Fleck auf ihrer Weste erbarmungslos übertrieben. Statt ihre goldene Polizeimarke kleinen Ganoven und Studenten unter die Nase zu halten, die sich in ein schweres Verbrechen gesoffen hatten, würde sie den Telefondienst versehen.

Ein Teil von ihr war plötzlich auf Jennifer wütend. Verdammt! Wieso konntest du nicht einfach wie jeder andere unzufriedene Teenager Pot rauchen und abends zu spät nach Hause kommen? Wieso hast du nicht einfach getrunken und viel zu frühen, ungeschützten Sex gehabt und dich so durch die schwierigen Jahre gewurstelt? Wieso gleich von zu Hause türmen?

Sie war erschöpft. Wären da nicht die Bilder dieser beiden toten Mörder von vor fünfzig Jahren und Jennifer gewesen, würde sie längst schlafen. Sie wollte ihr versprechen: Ich finde dich, doch sie wusste, wie unwahrscheinlich das war.

Der Chef ihres Dezernats saß an seinem Schreibtisch. An der Wand hinter ihm hing ein Bild – der Chief in Baseball-Uniform, von Kindern umringt. Eine Meisterschaftssaison der Kinderliga. Nicht weit davon prangten eine billige, doch glitzernde Trophäe und eine gerahmte Tafel mit den Worten Der beste Trainer aller Zeiten mit unbeholfenen, krakeligen Unterschriften. Die übrige Wand zierten Diplome von zahlreichen Kursen; ein Berufsbildungsprogramm des FBI am State College von Fitchburg und ein Abschluss am John Jay College in New York – Letzteres, wie sie wusste, ziemlich renommiert.

Der Chief trug bei der Arbeit gerne Uniform, doch an diesem Tag saß er ihr in einem Anzug gegenüber, der für seinen ausladenden Bauch oder seine Gewichtheberarme deutlich zu eng war. Er sah damit aus, als sei er wie eine Zeichentrickfigur, die sich mit Ballonluft füllt, kurz vor dem Platzen. Er hielt einen Kaffee in der Hand und trommelte mit dem Bleistift auf dem bescheidenen Bericht herum, den sie eingereicht hatte. »Terri«, sagte er bedächtig, »das wirft mehr Fragen auf, als es beantwortet.«

»Ja, Sir.«

»Wollen Sie, dass wir die Trooper oder die Feds einschalten?«

Terri hatte mit der Frage gerechnet. »Ich denke, wir sollten sie vom derzeitigen Sachstand in Kenntnis setzen. Aber ohne handfeste Beweise werden sie nur genauso frustriert sein wie ich.«

Er trug eine Brille. Er hatte die Gewohnheit, sie ständig abzunehmen und wieder aufzusetzen – abzunehmen, wenn er sprach, und aufzusetzen, wenn er las –, so dass er unablässig in Bewegung war. »Wenn ich Sie also richtig verstanden habe ...«

»... läuft ein Teenager, der wiederholt versucht hat, von zu Hause zu türmen, zum dritten Mal weg. Ein unzuverlässiger

Zeuge sagt, er habe gesehen, wie sie auf der Straße entführt wurde. Weitere Ermittlungen ergeben, dass ein gestohlenes Fahrzeug, auf das die Beschreibung des besagten Zeugen passt, möglicherweise Stunden nach ihrem Verschwinden in Brand gesteckt wurde.«

»Ja, und?«

»Ja, und das war's. Keine Lösegeldforderung. Keine Kontaktaufnahme seitens des vermissten Mädchens oder jemand anderem. Mit anderen Worten, wenn ein Verbrechen stattgefunden hat, verliert sich an diesem Punkt die Spur.«

»Himmel. Was glauben Sie?«

»Ich glaube ...« Terri zögerte. Sie war bereit loszulegen, als ihr mit einem Schlag klar wurde, dass die Antwort ihr gefährlich werden konnte. Sie musste ihre Position schützen und jedes Wort auf die Waagschale legen. »Ich denke, wir sollten vorsichtig agieren.«

»Wie?«

»Nun, der Zeuge – Professor Thomas, er ist Emeritus an der Uni; Sie finden seine Referenzen im Bericht – glaubt, wir sollten der Möglichkeit einer Entführung zum Zweck sexuellen Missbrauchs nachgehen. Alle potenziellen Sexualstraftäter überprüfen und da einen Ansatzpunkt finden. Gleichzeitig sollten wir die behördeninterne Vermisstensuche verstärken. Wenn Sie Ihren Verbindungsmann beim FBI in Springfield informieren wollen, wäre das sicher sinnvoll. Um zu sehen, ob die einbezogen werden wollen.«

»Das wage ich zu bezweifeln«, sagte der Chief. »Zumindest, solange wir nichts Konkreteres zu bieten haben.« Terri schwieg, sie wusste, dass der Chief noch nicht fertig war. »Okay, bleiben Sie dran. Der Fall hat oberste Priorität. Sie wissen, dass die meisten Ausreißer früher oder später wieder auftauchen. Hoffen wir, dass die Leute, die der Professor gesehen hat, vielleicht Freunde sind, von denen die Mutter nichts weiß. Sammeln wir weiter Informationen, während wir auf den Anruf warten: Ich bin pleite und ich will nach Hause.«

Terri nickte. Der Chief sah dieselben Probleme wie sie. Er wollte verhindern, jemals vor einen Haufen Kameras und Reporter treten und sagen zu müssen: »Also, wir haben Gelegenheiten, die sich uns geboten haben, nicht genutzt ...« Sie hatte gesehen, wie andere Cops in anderen Bezirken sich einer solchen Situation stellen und zusehen mussten, wie ihre Karriere den Bach runterging. Sie bezweifelte, dass ihr Boss – selbst mit der festen Unterstützung des Bürgermeisters und des Stadtrats – der Nächste sein wollte, der negative Schlagzeilen machte.

Es war auch nicht schwer zu erraten, dass er ebenso wenig Lust verspürte, sich, und sei es auch in geschlossener Sitzung, vor den Stadtrat zu stellen und zu sagen: »Nun, vielleicht haben wir in der Idylle unserer kleinen Universitätsstadt einen Serienvergewaltiger oder -mörder ...«, denn das wäre mit Sicherheit ebenso brisant. Wie vorausgesehen, lautete seine eigentliche Botschaft an sie: Tu dein Bestes. Sicher dich nach allen Seiten hin ab. Halte dich an die Verfahrensregeln. Geh kein Risiko ein. Mach dich nicht verrückt. Tu gewissenhaft und zuverlässig deine Arbeit ...

... denn falls irgendetwas schiefgeht, hältst du den Kopf hin.

Sie nickte. »Ich halte Sie auf dem Laufenden, wenn es etwas Neues gibt.«

»Tun Sie das«, antwortete er und ruckte an seiner Krawatte. Eine Ansprache, tippte Terri, vielleicht vor den Freimaurern oder dem örtlichen Lions Club? Es wäre ein illustrierter Kreis, der sich für die Analyse von Kriminalstatistik interessierte – und dafür, wie das Dezernat jeden Fall mit professionellem Geschick aufgeklärt hatte. Der Chief war ein Könnler darin, diesen Eindruck zu vermitteln.

Sie beschloss, zweierlei zu tun. Zum einen, sich alte, ungeklärte Fälle anzuschauen. Vielleicht gab es ja eine frühere Jennifer, von der sie nichts wusste. Zum Zweiten plante sie, sich jeden aktenkundigen Sexualstraftäter in ihrem Zuständigkeitsbereich zur Brust zu nehmen. Eine Menge Besuche, räumte sie ein. Aber nicht zu vermeiden.

Sie stand auf und ging zur Tür. Die Theorien des Professors hatte sie mit keinem Wort erwähnt. Die meisten Verbrechen passten in bestimmte Muster, entsprachen statistischen Normen, erfüllten Kriterien, die man im Hörsaal unterrichten und dann aufs reale Leben übertragen konnte. Adrian Thomas würde sich nicht an diese Parameter halten, vermutete sie.

Es schien ihr nicht vernünftig, diesen Rahmen zu überschreiten. Sich davon einschränken zu lassen, auch nicht.

Michael war zufrieden. Die Reaktionen auf Serie Nummer 4 bordeten über vor Ideen, Vorschlägen und Forderungen. Diese reichten von so subtilen Bemerkungen wie Ich muss ihre Augen sehen über das vorhersehbare Ficksieficksieficksie bis hin zu Aufforderungen wie Töte sie. Töte sie jetzt!

Michael wusste, dass seine Antworten wichtig waren, und er verwandte einige Zeit auf jede einzelne Formulierung. Er hatte ein ausgeprägtes Sensorium für die Bedürfnisse der Subscriber, die sich auf Whatcomesnext.com eingelassen hatten. Er sah sich gerne als Schriftsteller des New Age, als Poeten der Zukunft. Traditionelle Autoren, die Monate und Jahre darauf verwandten, Geschichten zu Papier zu bringen, waren in seinen Augen Dinosaurier und eindeutig vom Aussterben bedroht. Er bediente sich einer anderen Sprache, die nicht auf Englisch, Deutsch, Russisch oder Japanisch beschränkt war. Er war auch kein Maler, der sich auf die Maße seiner Leinwand beschränken musste. Er beherrschte virtuos die unterschiedlichsten Pinselstriche. Im Unterschied zu einem Filmregisseur war er an kein strenges Budget gebunden, und er schuf Bilder voller Ungewissheit und Überraschungen. Er war auf keinen Dialekt und kein Medium festgelegt. Er war ein Künstler, der Film und Video mit dem Internet sowie Sprache und Performance zu einem multimedialen Konzept verknüpfte, das einer neuen Ära Rechnung trug und nicht in überholten Traditionen festgefahren war. Er betrachtete sich teils als Dokumentarkünstler, teils als Produzent und vor allem als Avantgarde. Er war ein Designer der Spontaneität.

Dabei störte es ihn nicht im Geringsten, dass sein Schaffen auf einer Straftat basierte. Schließlich waren alle großen Fortschritte in der Kunst risikobehaftet.

Linda schlief in den zerknüllten Laken auf dem Bett und machte beim Atmen leise, friedliche Geräusche. Ihre langen Beine lagen frei, und ihre Haut glänzte. Sie lag, ein Kissen unter sich geklemmt, halb auf dem Bauch, und durch das Betttuch, das sie sich eng um Rücken und Schultern gezogen hatte, zeichneten sich ihre Brüste ab. Bestimmt hatte sie glückliche Träume voller einfacher, magischer Bilder.

Manchmal ertappte er sich dabei, sie anzustarren, wenn sie schlief, und dann hatte er das Gefühl, als sähe er ihr dabei zu, wie sie alterte, wie ihre makellose Haut runzlig wurde, ihr fester Körper erschlaffte. Dann stellte er sich vor, wie sie beide zusammen alt wurden, was ihm einfach unmöglich schien: Sie wären für immer jung.

Gelegentlich warf er einen Blick auf die Kameramonitore, um Nummer 4 zu überprüfen. Auch sie schlief offenbar gerade – zumindest hatte sie sich in der letzten Stunde kaum bewegt. Ihre Träume waren höchstwahrscheinlich weit weniger friedlich. Nummer 1 und Nummer 2 hatten oft im Schlaf geschrien. Nummer 3 hatte gestöhnt, an den Fesseln gezerzt – ein Vorbote ihrer heftigen Gegenwehr in ihrem Wachzustand. Dadurch war Serie Nummer 3 kürzer ausgefallen, als er sich erhofft hatte – denn Nummer 3 war einfach zu schwer zu bändigen gewesen und hatte sie überfordert. Andererseits hatte er von ihr, bevor die Show zu Ende ging, eine Menge gelernt – und diese Lektionen setzte er bei Nummer 4 in die Praxis um.

Er tippte ein paar Tastenkombinationen und zoomte eine Kamera zu einer Nahaufnahme heran. Nummer 4 hatte den Mund leicht geöffnet, und ihr Kinn schien in Beton gegossen. Sie wird bald schreien, dachte er.

Manche Schreie werden von Träumen hervorgerufen, andere von dem, was im Wachzustand passiert. Er war sich nicht sicher, was schlimmer war. Nummer 4 muss es wissen.

Er seufzte, strich sich mit den Händen durchs lange Haar und rückte sich die Brille zurecht. Er überlegte, ob er die Zeit für eine kurze Dusche erübrigen konnte. Während er zögerte, sah er, wie Nummer 4 zuckte und mit der Hand unwillkürlich an das Halsband fasste. Träume vom Ertrinken, vermutete er. Vielleicht auch vom Ersticken. Oder Albträume davon, lebendig begraben zu sein.

Er wartete, da Nummer 4 wahrscheinlich in den nächsten Minuten aufwachen würde. Die Träume waren so lebhaft, so beängstigend, dass der Schläfer davon oft erwachte. Jedenfalls war das seine Theorie.

Zu den Begleiterscheinungen ihrer Strategie, für die völlige Desorientierung der Person zu sorgen – eines der zentralen Elemente ihrer ganzen Show –, gehörte es, dass sie wahrscheinlich in unregelmäßigen Abständen wach sein würde, da ihr Tag-Nacht-Rhythmus aufgehoben war. Dies brachte einen praktischen Vorteil mit sich – Serie Nummer 4 wurde in so viele Zeitzonen in so vielen Teilen der Welt gesendet, dass sie auf diese Weise allen Zuschauern früher oder später packende Bilder in Echtzeit boten und alle auf ihre Kosten kamen. Allerdings hieß dies auch, dass Linda und er abwechselnd Wache schieben mussten, während der andere ein paar Stunden schlief. Ihre eigene Passion für das Projekt verdankten sie zu einem guten Teil dem Austausch über ihre Beobachtungen und ihrer eigenen Stimulation durch das, was sie gestalteten. Doch oft genug ergaben sich diese Momente, wenn gerade nur einer von ihnen zusah, was eher frustrierend war.

Bei ihren ersten beiden Versuchen auf Whatcomesnext.com hatte ihnen das noch gewaltige Probleme gemacht. Sie

waren ständig erschöpft – und hatten am Ende kaum noch die Energie, die Show abzuschließen.

Nach ausgiebigen Diskussionen hatten Michael und Linda das Problem nunmehr elektronisch gelöst. Sie nahmen einige Handlungs- und einige Schlafphasen auf und stellten auf diese Weise kleinere Shows innerhalb der Show ein, so dass sich der Handlungsverlauf von Serie Nummer 4 ständig erneuerte und zurückgespult oder wieder abgespielt werden konnte. Er war inzwischen ein Experte in Final Cut sowie anderen Editierprogrammen und hatte gelernt, verschiedene Sequenzen zusammenzuschneiden, so dass er, wenn es einmal Durchhänger gab, etwas Packendes senden konnte. Michael hatte sich eingehend mit moderner Pornographie befasst und erkannt, dass sich die Zuschauer dasselbe Video, auf dem dieselben Schauspieler kopulierten, immer und immer wieder ansahen – als ob jeder Stöhner und jeder Stoß etwas vollkommen Neues wäre. Doch Michael war klug genug zu begreifen, dass Pornographie, egal, wie direkt sie war, am Ende einen schalen Beigeschmack bekam. Weil sie zu berechenbar war. Er kannte Pornos inzwischen so gut, dass er die Abläufe genau vorhersagen konnte – soundso viele Minuten für jeden Abschnitt eines jeden Geschlechtsakts, genau in der vorgeschriebenen Abfolge, in militärischem Drill, bis zum Höhepunkt mit geöffnetem Mund. Michael hatte beschlossen, aus diesen Schablonen auszubrechen.

Das Schöne an Whatcomesnext.com war die Kunst des Unberechenbaren. Niemand konnte je im Voraus wissen, was die Kamera einfangen würde. Niemand sollte den nächsten Schachzug vorhersagen können. Weder die tatsächliche Dauer der Serie noch das spezielle Thema ahnten sie. Ein fast nackter Teenager, der in einem anonymen Raum an eine Wand gekettet war, bot eine Folie für unendlich viele Möglichkeiten.

Darauf war er richtig stolz. Und auf Linda. Sie hatte darauf bestanden, für Serie Nummer 4 »jemand Junges und Unverbrauchtes zu finden«. Sie hatte argumentiert, das erhöhte Risiko, das damit verbunden war, werde durch die Mundpropaganda im Internet und den erweiterten Kreis zahlender Kunden reichlich wettgemacht. Sie hatte sich nicht beirren lassen und sich auf ihr Betriebswirtschaftsstudium und ihre praktische Unternehmenserfahrung berufen. Michael räumte ein, dass Linda darin – wie in so vielen anderen Dingen – richtiggelegen hatte. Nummer 4 würde zum interessantesten Drama, das sie bis jetzt vorgelegt hatten.

Hinter ihm regte sich Linda. Sie lächelte im Schlaf. Er lächelte zurück und hatte Lust, ihr Bein zu streicheln. Er streckte die Hand danach aus, zog sie aber wieder zurück. Sie brauchte ihre Ruhe, und er sollte sie nicht stören.

Er drehte sich wieder zum Computer um. Eine E-Mail kam von jemandem mit dem Web-Namen Magicman88 und dem Vorschlag »Nummer 4 sollte Gymnastik machen, damit wir ihre Figur besser sehen können«.

Michael schrieb zurück: »Ja. Alles zu seiner Zeit.«

Er gab den Subscribern gerne das Gefühl, dass sie die Situation mitgestalteten, und er notierte sich in seinem Drehbuch, Nummer 4 ein paar Liegestütze und Sit-ups machen und sie vielleicht auf der Stelle laufen zu lassen. Er setzte sich auf seinen Schreibtischsessel und überlegte. Was wird sie denken, wenn ich sie auffordere, Gymnastik zu machen? Er fragte sich, ob das Lamm, das extra viel zu fressen bekommt, merkt, dass es zum Schlachten gemästet wird. »Nein«, flüsterte Michael. »Sie wird glauben, dass es mit irgendetwas anderem zu tun hat. Sie wird nicht das ganze Theater durchschauen.«

Linda drehte sich im Bett auf die andere Seite. Er stellte sich gerne vor, dass sie auf sein Flüstern reagierte.

Auf dem Videomonitor sah er, wie Nummer 4 die Hand ans Gesicht hob und mit den Fingern die Binde an ihren Augen berührte. Doch ihre Bewegungen wirkten unwillkürlich, und er vermutete, dass sie schlief. Dies machte, davon war er überzeugt, zu einem guten Teil seine Genialität aus, denn er war in der Lage, die psychologische Wirkung dessen, was auf dem Videobildschirm passierte, vorherzusagen. Dabei zog er nicht nur die Wirkung auf Nummer 4 in Betracht, sondern auch die auf die Zuschauergemeinde. Er wollte, dass sie sich sowohl mit ihr identifizierten als auch den Wunsch hatten, sie zu beherrschen. Kontrolle war alles.

Wieder sah er zuerst auf den Monitor, bevor sein Blick auf Linda ruhte. Als sie die ersten Ideen entwickelten, die schließlich zu Serie Nummer 1 führten, hatte er sich in die Welt der Gefangenschaft gestürzt. Es gab kaum einen Aufsatz über das Stockholm-Syndrom, den er nicht las. Er hatte die Memoiren von Kriegsgefangenen verschlungen und sich freigegebene Abhandlungen der US-Streitkräfte besorgt, die sich mit dem Leben im Hanoi Hilton befassten. Er hatte sogar einige der Anweisungen zur Vernehmung und Risikobewertung für hochrangige Zielpersonen in die Finger bekommen, welche die CIA ihren psychologischen Einsatzkommandos an die Hand gab. Er hatte die Berichte von Gefängniswärtern wie auch die Biographien der Männer gelesen, über die sie wachten. Er kannte die Wahrheit über den Vogelmann in Der Gefangene von Alcatraz und hätte jedem Professor der Filmgeschichte sagen können, wie genau Burt Lancaster in seiner berühmten Darstellung von der Wirklichkeit abgewichen war.

Er schätzte, dass er ebenso viel über Gefangenschaft wusste wie jeder Fachmann. Angesichts dieser profunden Kenntnisse musste er schmunzeln. Der Unterschied zwischen ihm und einem Profi bestand darin, dass der Profi nach Informationen suchte oder Schmerz zufügen wollte oder einfach nur die Zeit totschrug. Linda und er dagegen schufen Kunst. Sie waren einmalig.

Sie wechselte wieder die Stellung. Er stand leise auf und begab sich ins Bad. Eine Dusche würde ihn erfrischen, sagte er sich. Er musste wach sein, wenn der nächste dramatische Moment mit Nummer 4 kam.

Über dem Waschbecken befand sich ein kleiner Spiegel, und er nahm sich einen Moment Zeit, um sich darin anzustarren.

Er spannte seine drahtigen Muskeln und fand sich asketisch dünn, wie ein Mönch oder auch wie ein wahrlich besessener Langstreckenläufer. Er strich sich die Strähnen aus dem Gesicht und fuhr sich über den Stoppelbart. Er hatte lange Finger, Pianistenfinger, hatte er früher einmal gedacht. Jetzt spielten sie virtuos auf einer Computertastatur. Er spritzte sich Wasser ins Gesicht. Er sah ein bisschen blass aus. Er und Linda waren zu große Stubenhocker, sie sollten ein bisschen mehr an die frische Luft. Vielleicht sollten sie, wenn Serie Nummer 4 zu Ende war, in den Süden und sich ein bisschen Urlaub gönnen. Vielleicht irgendwo in den Tropen, wo es heiß und schwül war, zum Beispiel Costa Rica oder was Exotisches wie Tahiti.

Das Geld würde für jede Fünf-Sterne-Extravaganz reichen, nach der ihnen der Sinn stand. Serie Nummer 4 war schon jetzt erfolgreicher als alles davor. Immer noch loggten sich neue Subscriber mit neuen Kreditkartennummern ein und machten eine Menge Kohle locker. Er sollte, fiel ihm ein, ein Update einrichten, um die neuen Zuschauer auf denselben Stand der Dinge zu bringen wie diejenigen, die von Anfang an dabei waren.

Michael beschloss, sich zu rasieren, und drehte das heiße Wasser voll auf, so dass der Spiegel sofort beschlug. Er seifte sich das Gesicht mit Rasiercreme ein, blieb, den Rasierer in der Hand, stehen und machte eine Szene aus einem anderen berühmten Film nach: »It's Show Time!«, flüsterte er beschwingt.

Wie zuvor war sich Jennifer nicht sicher, ob sie noch träumte oder wachte. Hinter dem schwarzen Vorhang vor ihren Augen spürte sie, dass ihr die Dinge allmählich entglitten, als wäre nichts solide in der Welt verankert, als hätte die Schwerkraft nachgelassen und als wäre alles vereinzelt und zusammenhanglos. Sie wusste nicht, ob es Tag oder Nacht, Morgen oder Abend war. Sie konnte sich nicht erinnern, wie viele Tage sie schon gefangen gehalten wurde. Zeit, Ort, wer sie war, das alles schien in Auflösung begriffen. Der Schlaf brachte keine Erholung. Das Essen, das die Frau ihr so unregelmäßig brachte, machte sie nicht satt. Was sie zu trinken bekam, stillte nicht ihren Durst. Sie blieb hinter der Augenbinde eingesperrt und an Ort und Stelle angekettet.

Zum tausendsten Mal legte sie die Hand um Mister Braunbär. Sie kraulte das abgewetzte Synthetikfell und fragte sich, wieso sie ihr das Stofftier gelassen hatten. Ihr war klar, dass sie ihr nicht helfen wollten, sondern dass es ihren eigenen Zwecken dienen musste, und für einen Moment fragte sie sich, ob sie den Teddy in die Leere werfen sollte, wo sie ihn nicht wiederfinden konnte. Es wäre ein Akt der Auflehnung gewesen. Damit würde sie dem Mann und der Frau zeigen, dass sie sich nicht einfach auf dem Bett einrollte und alles mit sich machen ließ.

Sie umklammerte den Bauch des Plüschtiers und merkte, dass sich ihre Muskeln spannten wie bei einem Pitcher, bevor er den Baseball ins Heimmal wirft. Tu's nicht!, brüllte sie sich an. Sie horchte auf ein Echo, hörte aber keins.

Sie drückte den Teddy an die Brust und streichelte ihm den Rücken. »Tut mir leid«, flüsterte sie, »war nicht ernst gemeint. Ich weiß nicht, wieso sie mir erlaubt haben, dich zu finden, haben sie jedenfalls, also stecken wir jetzt zusammen da drin. So wie immer.«

Jennifer drehte den Kopf zur Seite, als rechnete sie damit, die Tür oder das Baby wieder zu hören, doch es blieb still. Das Einzige, was sie hören konnte, war ihr eigener Herzschlag, und sie stellte sich vor, dass sie das Pochen mit dem Spielzeug teilte. Es tat ihr gut, ihre eigene Stimme zu hören, und sei es nur für einen Moment. Es erinnerte sie daran, dass sie noch reden konnte, und sagte ihr, dass sie noch derselbe Mensch wie immer war oder zumindest das, was davon übrig war.

Fast hätte sie lachen müssen. An so vielen Abenden hatte sie sich zu Hause, nachdem das Licht aus war, in ihrem Bett an Mister Braunbär geschmiegt, und das Stofftier hatte sich all ihren Kummer und all ihre Wut angehört, als sei er das einzige Wesen auf der Welt, das verstand, was sie litt. Viele Gespräche durch viele Jahre über viele Probleme. Von dem Moment an, als sie das bunte Happy-Birthday-Papier aufriss, das ihr Vater etwas ungeschickt mit Tesafilm zugeklebt hatte, war das Stofftier immer für sie da gewesen. Damals sah man ihrem Vater die Krankheit schon sehr an, und es war das letzte Geschenk von ihm, bevor er ins Krankenhaus kam. Er machte ihr dieses Geschenk, und dann starb er, und sie hasste ihre Mutter dafür, dass sie nichts gegen den Krebs hatte machen können, der ihn umgebracht hatte.

Jennifer holte Luft und streichelte den Bären. Der Mann und die Frau sind vielleicht Mörder, dachte sie bitter, aber sie sind kein Krebs. Kaum etwas auf der Welt machte ihr solche Angst wie Krebs. Noch ein tiefer Seufzer, dann drehte sie sich auf dem Bett um. »Wir müssen etwas sehen«, flüsterte Jennifer dem Bären ins zerfetzte Ohr. »Wir müssen sehen, wo wir sind. Wenn wir nichts sehen, dann könnten wir genauso gut tot sein.«

Sie zögerte. Diese Worte machten sie nervös, weil sie vermutlich stimmten.

»Sieh dich gut um«, fuhr sie leise fort. »Präg dir alles ein. Dann kannst du es mir später erzählen.« Sie wusste, wie albern das klang, doch sie ertappte sich dabei, wie sie den Kopf des Teddys nach links und nach rechts drehte, so dass die kleinen Glasaugen den Ort, an dem sie festgehalten wurde, inspizieren konnten. Es war albern und kindisch, doch sie fühlte sich danach ein wenig besser und ein wenig stärker, und so kam es, dass sie, als sie hörte, wie die Tür aufging, nicht gleich wie sonst erstarrte oder ihr Atem zu rasseln begann. Stattdessen wandte sie den Kopf in die Richtung und hoffte, dass es etwas so Routinemäßiges wie etwas zu essen oder zu trinken war, fürchtete aber zugleich, dass es der Auftakt zu etwas Schlimmerem sein könnte.

Im selben Moment wusste sie, dass das, was ihr bevorstand, nicht schnell und plötzlich kommen würde. Bei dem

Gedanken zuckte ihre Hand. Doch sie war klug genug, um zu wissen, dass jede Sekunde, die verging, und jedes neue Element, das in ihre dunkle Welt eingeführt wurde, ihr ebenso helfen wie schaden konnte.

Adrian ruhte, den Kopf auf dem Schoß seiner schwangeren Frau, auf ihrem Bett. Er atmete tief ein und machte sich ihre verschiedenen Düfte bewusst, als sagte ihm jeder etwas anderes über Cassies Persönlichkeit. Cassie sumnte eine Joni-Mitchell-Melodie wie einen Gruß aus längst vergessenen Zeiten. Im Takt zur Musik zauste sie ihm langsam das wirre, graue Haar, strich es ihm aus der Stirn zurück und massierte ihm mit den Fingern sanft die Ohren. Das Gefühl war mehr als verführerisch.

Er rührte sich nicht und dachte daran zurück, wie er vor langer Zeit, wenn sie sich gerade geliebt hatten, einfach stundenlang so wie jetzt verharnte. Erschöpfung und Höhenflug. Adrian wollte die Augen schließen, sich ins Bodenlose fallen lassen und sterben, genau in diesem Moment. Könnte man einfach mit dem Willen das Herz daran hindern weiterzuschlagen, dann hätte er es jetzt ohne zu zögern getan.

Cassie beugte den Kopf über ihn und flüsterte: »Weißt du noch, Audie, wie oft du einfach nur so dagelegen und darauf gewartet hast, Tommys Tritte zu spüren?«

Er erinnerte sich. Keine einzige Sekunde davon war vergeudet. Es war die glücklichste Zeit in seinem Leben gewesen. Alles stand ihnen offen. Er hatte seinen Doktor gemacht und die Stelle an der Uni bekommen. Cassie hatte gerade ihre erste Vernissage in einer renommierten Galerie in Soho hinter sich, und die Kritiken – in Art World und in der New York Times – waren respektvoll bis begeistert gewesen. Sein Poesiekonsum – er verwendete dafür gern ein Vokabular, das gewöhnlich Süchtigen vorbehalten war – wurde gerade zur festen Gewohnheit. Er entdeckte Yeats und Longfellow für sich, Martin Espada und die junge Mary Jo Salter. Die Geburt ihres Sohnes stand kurz bevor. Jeden Morgen war er so aufgeregt, dass er mit unbändiger Energie in die ersten Sonnenstrahlen trat. Er hatte damit begonnen, kurz nach der Morgendämmerung zu joggen und in zügigem Tempo zehn Kilometer zu rennen, um für seinen Enthusiasmus ein Ventil zu finden und sich physisch zu verausgaben. Selbst die Geländelaufmannschaft seiner Universität, die im Joggen die positivste Sucht auf Erden sah, war zu dem Schluss gekommen, dass der frisch bestallte Psychoprof, der jeden Morgen an ihnen vorbeizog, mehr als ein bisschen wunderbar war.

»Es gab damals so viel, woran unsere Liebe hing«, sagte Cassie in schwärmerischem Ton. »Doch das ist alles vorbei.«

Er öffnete die Augen und merkte, dass er allein war und dass er den Kopf in ein Kissen und nicht in Cassies Schoß schmiegte. Er streckte die Hand aus, als könnte er sie festhalten und das Bild in seiner Erinnerung aufrechterhalten. Er spürte, dass er ihre Hand hielt, ohne sie zu sehen.

»Für dich liegt Arbeit an«, sagte sie geradeheraus. Ihre Stimme kam zugleich von hinten, von oben, von unten und von innen. »Audie, worauf wartest du, jede Sekunde zählt.«

Cassie war da und auch wieder nicht. Adrian setzte sich auf. »Jennifer«, sagte er.

»Richtig. Jennifer.«

»Ich kann mich kaum an ihren Namen erinnern«, sagte er.

»Doch, Audie, das kannst du. Du siehst sie innerlich vor dir. Und du siehst auch, wer sie war. Erinnerst du dich an ihr Zimmer? Ihre Sachen? Die rosa Mütze? Das weißt du alles noch. Und ich bin auch noch da, um dich daran zu erinnern.

Finde sie.«

Diese Worte hallten nach wie in einer riesigen Höhle. Er hörte sie nicht zum ersten Mal, und so machte er auch nicht zum ersten Mal den Mund auf, um zu protestieren, er sei zu alt und zu verwirrt. Andererseits wusste er, dass Cassie auf solche Entschuldigungen nichts geben würde. Hatte sie schließlich noch nie.

Er sah nach draußen. Die Nacht hatte die Welt noch fest im Griff. Es ist sicher kalt, dachte er. Aber nicht so streng wie im Winter. Wenn ich rausgehen würde, könnte ich den Frühling fühlen. Er wäre noch in der Dunkelheit verborgen, doch er wäre da.

Er stand auf, um zur Haustür zu gehen, blieb jedoch sitzen. Er sah in den Spiegel auf Cassies alter Frisierkommode und stellte fest, dass er mager war. Offenbar schmolzen unter der Krankheit die Pfunde dahin. Er nahm sich vor, anständig zu essen. Er fragte sich, ob er Stunden oder nur Minuten geschlafen hatte. Nimm ein paar von den Medikamenten. Du darfst nicht länger von einer Halluzination in die andere verfallen. Ihm war klar, dass dies wahrscheinlich nicht mehr als ein frommer Wunsch war, egal, wie viele Pillen er schluckte. Außerdem mochte er seine Geister. Sie waren ein Teil seines Lebens, der ihm wesentlich mehr bedeutete als der Teil mit dem Sterben.

Er kam sich wie ein sturer alter Mann vor, was, verflucht noch mal, gar keine so schlechte Sache war. Trotzdem ging er zu seiner Kommode, fand ein paar der Pillen, die ihm beim Kampf gegen die Demenz helfen sollten, ignorierte die Tatsache, dass er sich nicht erinnern konnte, wann er die letzten genommen hatte, und schluckte eine Handvoll. Dann marschierte er aus seinem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer hinunter, schob Papiere und Bücher zur Seite und ließ sich vor seinem Computer nieder. Das Einzige, was er neben sich ausbreitete, war eine sechs Bundesstaaten umfassende

Karte. Massachussetts. Connecticut. Vermont. Rhode Island. New Hampshire. Maine. Dann wandte er sich dem Computer zu und rief hintereinander die Register der Sexualstraftäter für jeden Bundesstaat auf.

Er tippte auf ein paar Tasten und klickte einen Namen an. Auf dem Bildschirm vor ihm erschien ein Verbrecherfoto: ein Mann mit Schweinsäuglein, die ihm verstohlen entgegenblickten, mit schütterem Haar und teigiger Haut. Genau, was Adrian erwartet hatte. Darunter war eine Liste mit Verhaftungen, Gerichtsverhandlungen und Verurteilungen. Es war eine Adresse angegeben, und in einem knappen Text wurden die Neigungen des Mannes beschrieben. Es gab eine »Gefährlichkeits«-Einstufung sowie eine Beschreibung seines Modus Operandi – alles klipp und klar, in nüchternem Polizeijargon. Er hatte sich vor einem Einkaufszentrum entblößt – das war eine der Verhaftungen, die Adrian aufgelistet fand. Kein Wort über die Auswirkung der Straftat auf die Opfer oder auch auf den Gesetzesübertreter selbst. Adrian lehnte sich zurück und seufzte. Vielleicht konnte ein Profi mit solchen Einträgen etwas anfangen. Andererseits hatte er sein ganzes Leben lang Verhaltensweisen gedeutet. Wenn er etwas sah – ob eine Ratte im Labor oder einen Menschen –, machte er es sich zur Aufgabe, von den Handlungen auf die Triebfeder zu schließen. Jeder konnte Handlungen erkennen, das bloße Erfassen eines Geschehens war keine Kunst. Er dagegen hatte sich damit beschäftigt, wozu etwas geschah, was es über Menschen aussagte und welches künftige Verhalten sich darin ankündigte. Er klickte ein weiteres Bild an. Ein anderer Mann: stämmig, Bart, mit dichtem, lockigem Haar und tätowiertem Körper. Der Eintrag enthielt Nahaufnahmen einiger Hautpartien – feuerspeiende Drachen, schwertschwingende Walküren und Motorradinsignien –, bevor er Informationen zu den Straftaten lieferte. Adrian starrte das Bild an und dachte wie bei dem Teiggesicht davor, dass er aus einem zweidimensionalen Bild keine Rückschlüsse ziehen konnte. Ihn beschlich der Gedanke, dass ihm die Informationen auf einem Computerbildschirm nichts darüber verraten würden, was für Menschen Jennifer gekidnappt hatten.

»Wenn dem so ist«, sagte Cassie und beugte sich über seine Schulter, um denselben Eintrag zu lesen, »bleibt dir wohl nur eine Möglichkeit.« Er spürte ihren warmen Atem an seiner Wange.

Er nickte. »Aber ...«

»Hast du nicht immer gesagt, du würdest über die Versuchsergebnisse anderer mit gemischten Gefühlen lesen? Du hast im Grunde immer nur deinen eigenen Experimenten getraut. Als du dich mit Angst und ihren emotionalen Folgeerscheinungen beschäftigt hast, sag mir, wenn ich falschliege, aber hast du da nicht immer gesagt, du müsstest dich selbst davon überzeugen?« Cassie stellte gerne Fragen, auf die sie die Antwort bereits wusste. Adrian kannte das Verfahren, sie hatte es jahrelang erfolgreich angewandt.

Er zögerte. Es gab bohrende Fragen, die ihm keine Ruhe ließen. Ehe es ihm richtig bewusst war, fragte er etwas, das jahrelang in ihm gearbeitet hatte. »Es war kein Unfall, nicht wahr?«, fragte er seinerseits. »Mit dem Wagen, in dem Monat nach Tommys Tod. Das war keineswegs ein Unfall, stimmt's? Du wolltest nur, dass es so aussieht. Dass du in einer verregneten Nacht die Kontrolle über das Fahrzeug verloren hast und gegen diesen Baum gerast bist. Nur dass du in Wahrheit nicht die Kontrolle verloren hast, richtig? Es sollte ein Selbstmord sein, der für jeden Polizisten und jeden Versicherungsagenten wie ein Unfall wirken musste. Nur dass es nicht funktioniert hat. Du hast nicht damit gerechnet, gelähmt im Krankenhaus aufzuwachen, nicht wahr?« Adrian hielt die Luft an. Er war mit seinen Fragen wie ein allzu eifriger Schuljunge herausgeplatzt und wurde verlegen. Doch er wollte auch Cassies Antworten hören.

»Natürlich nicht«, schnaubte sie. »Und wenn du es sowieso die ganze Zeit gehant hast, wieso ist es dir dann so wichtig, es jetzt hinauszuposaunen?«

Dazu fiel ihm nichts ein. »Wir haben nie darüber gesprochen«, antwortete Adrian. »Ich wollte es immer, aber solange du am Leben warst, wusste ich nicht, wie ich dich fragen sollte ...«

»Noch so eben am Leben ...«

»Ja. Gelähmt.«

»Mehr von Tommys Tod gelähmt als von einer verdammt Eiche bei hundert Stundenkilometern. So ist das nun mal, Audie. Du solltest das doch wissen.«

»Du hast mich allein gelassen.«

»Nein. Niemals. Ich bin nur gestorben, weiter nichts, weil ich nicht anders konnte. Meine Zeit war gekommen. Ich konnte Tommys Tod nicht verschmerzen, und das hast du auch nicht von mir erwartet. Aber du irrst dich ...«

»Ich irre mich?«

»Du bist nie allein gewesen.«

»Jetzt, wo ich auch bald sterbe, fühle ich mich aber so.«

»Wirklich?« Cassie massierte ihm die Schultern, knetete ihm die Muskeln. Sie wirkte älter, gebrochen, so wie von dem Moment an, als sie die Nachricht über ihr einziges Kind bekamen. Sie hatte tagelang dagesessen und sein Bild angestarrt und an anderen Tagen wieder wie besessen im Internet nach Informationen über weitere Reporter und Kameralleute im Irak gesucht. Damals glaubte er, dass sie hoffte, sie würden alle sterben, damit der Tod ihres eigenen Kindes nicht so einmalig und nicht ganz so schrecklich war. Er hatte das Gefühl, in diesem Moment etwas Ähnliches zu tun, nur dass er nach etwas suchte, das ihn auf die Spur von Jennifer brachte. Er beugte sich zum Bildschirm vor und klickte einen neuen Eintrag an.

»Da schau mal einer an ...«, sagte er leise in ungläubigem Staunen. Er hatte den Namen seiner eigenen kleinen Universitätsstadt in die Datenbank eingegeben und eine Liste mit siebzehn verurteilten Sexualtätern bekommen, die in einem Radius von wenigen Kilometern rund um die Uni, die Highschool und sämtliche Grundschulen wohnten.

»Wenn ich eine Ratte in ein Labyrinth gesetzt und ihr das Mittel injiziert hatte ...«, fing er an. Cassie war dicht hinter ihm, er spürte ihre Nähe und sah ihr Spiegelbild auf dem Bildschirm, doch er hatte Angst, sich umzudrehen, weil er fürchtete, das würde ihren Geist verjagen, und er hatte sie gerne bei sich. Er hielt inne und lachte leise. Ein geflügeltes Wort zwischen ihnen. »... wollte ich immer schon die Ratte fragen ...«

»... was hast du empfunden? Was hast du gedacht? Wieso hast du so und nicht anders gehandelt?«, ergänzte Cassie den Satz in diesem melodischen Tonfall, den er aus besseren Tagen so gut kannte. Sie klatschte ihm geräuschvoll auf den Rücken, um das Ende der Massage anzuzeigen.

»Also«, hörte er sie sagen. »Geh und frag eine Ratte.«

Adrian brauchte nur eine halbe Stunde zu warten, bis der Mann, den er aus der Liste von siebzehn registrierten Sexualstraftätern ausgewählt hatte, aus der Haustür kam und in zügigen Schritten zu seinem Wagen lief. Es war noch früh am Tag, und der Mann trug eine blaue Strickjacke, dazu eine billige rote Krawatte.

Adrian stand mit seinem Auto auf der anderen Straßenseite und sah zu, wie der Mann in ein kleines, beigefarbenes japanisches Auto stieg. Das einstöckige Haus im Ranchstil, in dem der Mann laut Adrians Computerausdruck mit seiner Mutter lebte, war von der Straße zurückgesetzt und nicht nur frisch gestrichen, sondern auch sonst penibel gepflegt. Rings um die Haustür standen mehrere Reihen Blumenkübel aus rotem Klinker, in denen die ersten blauen und gelben Frühlingsblumen blühten.

Der Mann – Mark Wolfe – hatte eine abgewetzte schwarze Aktentasche dabei und machte den Eindruck eines graumäusigen Büroangestellten. Man hätte ihn sich ebenso gut als Gebrauchtwagenhändler oder Postsortierer vorstellen können. Er war noch nicht ganz im mittleren Alter, nicht besonders groß, nicht besonders kräftig, mit dunkelblondem Haar und schwarzrandiger Brille. Für Adrian unterschied er sich nicht im Geringsten von irgendjemand anderem, der am Morgen zu einer langweiligen, aber geregelten Arbeit mit einer bescheidenen, doch verlässlichen Bezahlung eilt. Doch der Mann gehörte einer Welt an, die Adrian nicht kannte. Er schien irgendwie abgesondert. Adrian zögerte, weil er nicht wusste, was er als Nächstes tun sollte.

»Nein, mach schnell! Häng dich dem Mistkerl an die Fersen«, drängte Brian. »Du musst sehen, wo er zur Arbeit geht. Du musst irgendwie rauskriegen, mit wem du es zu tun hast!«

Adrian blickte in den Rückspiegel und sah seinen toten Bruder im Fond. Es war der Anwalt Brian im mittleren Alter, der sich vorbeugte und mit den Händen wedelte, als könne er Adrian antreiben, in Aktion zu treten und loszufahren. Brians langes Haar wirkte zerzaust und ungekämmt, als hätte er die Nacht am Schreibtisch durchgearbeitet. Seine Brooks-Brothers-Krawatte aus Seidenrips hing ihm lose um den Hals, seine Stimme klang ungeduldig und gereizt.

Adrian legte augenblicklich den Gang ein. Er sah, wie sich sein Bruder auf seinem Sitz erschöpft, doch erleichtert nach hinten lehnte.

»Gut. Verdammt, Audie, du musst endlich aufhören, so ... zögerlich zu sein. Diese ganze Chose mit Jennifer verlangt schnelles Handeln. Das weißt du so gut wie ich. Also, wenn du dir wieder eine Person oder eine Sache, ein Beweisstück oder eine Information in diesem gesetzten, gemächlichen Akademikertempo zu Gemüte führen willst, dann kann ich dir nur raten, dass du von jetzt an, nun ja, deinen Arsch etwas schneller bewegst.«

Brians Stimme klang schwach und keuchend, als müsste er die Kraft zum Sprechen irgendwo aus der Tiefe schöpfen. Zuerst vermutete Adrian, sein Bruder sei vielleicht krank, doch dann erinnerte er sich, dass er tot war.

Er fuhr mit seinem alten Volvo auf die Straße. »Ich habe noch nie jemanden beschattet«, sagte Adrian. Als er Gas gab, machte der Motor ein widerstrebendes Geräusch.

»Ist nichts dabei«, antwortete Brian mit einem Seufzer, als löste allein schon die Bewegung ein gewisses Maß an Spannung. »Wenn wir uns wie richtige Profis verhalten wollten, also, dann würden wir ihn mit drei Autos verfolgen, von denen abwechselnd immer eins dicht an ihm dranbleibt. Die gleiche Masche funktioniert zu Fuß auf der Straße. Aber ganz so raffiniert muss es ja nicht sein. Fahr ihm einfach nur hinterher.«

»Und dann?«

»Dann sehen wir weiter.«

»Und wenn er nun ahnt, dass ich ihm folge?«

»Dann sehen wir weiter. Macht keinen Unterschied. Früher oder später müssen wir sowieso mit dem Kerl reden.« Adrian sah, dass Brian auf den Computerausdruck starrte. »Verstehe, wieso du dir dieses Ekel ausgesucht hast«, sagte Brian. Er lachte leise, auch wenn Adrian nicht sehen konnte, was an den Seiten aus der Website-Liste so komisch sein sollte. »Wegen der Altersgruppe, die er bevorzugt«, sagte Adrian laut, während er um eine Ecke fuhr und anschließend Gas gab, um sich nicht abhängen zu lassen. »Er war wegen drei Delikten vor Gericht und hat sich schuldig bekannt, jedes Mal mit jungen Mädchen im Alter von dreizehn bis fünfzehn.«

»Ein Herzchen, kein Zweifel«, sagte Brian im Brustton des Anwalts, der die Fakten und Beweise auf seiner Seite hat. Genau das hatte sich Adrian mit ähnlichem Sarkasmus gesagt. Die Kunst bestand darin, sich die Gruppe von siebzehn verurteilten Straftätern durch die wissenschaftliche Brille anzusehen, mit besonderem Augenmerk auf der zugrundeliegenden Störung. Bei den meisten handelte es sich um verurteilte Vergewaltiger. Einige Vergehen hatten sich im familiären Umfeld abgespielt. Dieser Mann hier war eine Ausnahme. Einmal war er wegen Besitzes von Kinderpornographie aufgefliegen. Dann hatte eine Ex-Ehefrau eine Anzeige zurückgezogen, bei der es um eine Stieftochter ging. Schließlich war er mehrfach wegen Exhibitionismus verhaftet worden. Alles Ratten. Aber eine Ratte

war anders. »Er hat sich vor ihnen entblößt.«

»Ein Schlappschwanzwedler also. So hießen die früher bei den Bullen«, sagte Brian. »Zumindest in der Großstadt. Vermutlich hier im Hinterland nicht anders.«

»Nein, vermutlich nicht. Aber, Brian, schau dir die letzte Verurteilung an, und du siehst ...« Adrian sprach nicht zu Ende. Er blickte zwischen dem beigefarbenen Wagen vor ihm und Brian, der auf dem Rücksitz las, hin und her.

»Ah, interessant, wofür er gegessen hat ... Also wirklich, Audie, ich bin beeindruckt. Offenbar hast du den Dreh allmählich raus.«

»Freiheitsberaubung.«

»Ja«, sagte Brian. »Das ist natürlich weniger gravierend als Entführung ... geht aber in dieselbe Richtung, nicht?«

»Würde ich sagen.«

Brian schnaubte. »Teenager also. Und er wollte sich so ein Mädchen schnappen, ja? Fragt sich, was er danach mit ihr vorhatte. Na ja, spricht jedenfalls Bände.« Er lachte wieder. »Allerdings ...«

»Ich weiß. Keine Komplizin. Da muss ich noch dahinterkommen ...«

»Verlier ihn nicht, Audie. Er fährt Richtung Stadt.«

Der Verkehr war dichter geworden. Mehrere Limousinen und Pick-ups hatten sich zwischen ihn und den beigefarbenen Wagen gedrängt. Hinter ihm fuhr ihm ein Schulbus fast in die Stoßstange. Adrian gelang es, auf gleichem Abstand zu dem Mann zu bleiben. »Ich erinnere mich an diesen schnittigen Sportwagen, den du mal hattest ...«

»Der Jaguar. Ja, der war cool.«

»Wär bedeutend leichter, damit dranzubleiben.«

»Den hab ich verkauft.«

»Weiß ich noch. Hab ich nur nie verstanden. Ich hatte den Eindruck, dass er dich glücklich macht.«

»Ich bin zu schnell gefahren. Immer zu schnell. Zu leichtsinnig. Ich konnte einfach nicht hinter dem Lenkrad sitzen, ohne ständig die Geschwindigkeitsbeschränkung und die Grenzen der Vernunft deutlich zu überschreiten. Bei hundertsechzig Sachen war ich wild, bei zweihundert verrückt und bei zweihundertzwanzig richtig psychotisch. Und es hat mir Spaß gemacht, so zu rasen. Hab mich frei gefühlt. Aber früher oder später hätte es mich umgebracht. Ich hab so oft um ein Haar die Kontrolle verloren. Ich wusste, dass ich ein gewaltiges Risiko einging, es war zu gefährlich, also hab ich ihn verkauft. Größter Fehler, den ich je gemacht hab. Der Wagen war schön, und es wäre eine bessere Art gewesen, mich ...« Brian sprach nicht weiter.

Sein Bruder legte die Hände vors Gesicht. »Tut mir leid, Audie. Hab nicht dran gedacht. Genau das hat Cassie getan.«

Brians Stimme klang auf einmal leise, wie von ferne. »Sie und ich, wir waren uns kein bisschen ähnlich. Ich weiß, dass du denkst, wir hätten uns nicht verstanden, aber das stimmt nicht. Haben wir durchaus. Wir haben nur gegenseitig etwas in uns gesehen, was uns Angst gemacht hat. Wer hätte gedacht, dass wir mal auf ähnliche Weise über den Jordan gehen?« Adrian wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus. Ihm traten die Tränen in die Augen. Er hörte nur den Schmerz in der Stimme seines Bruders, der ihn an denselben Ton bei seiner Frau erinnerte. »Ich hätte es wissen müssen. Ich war der Psychologe. Ich war Seelenklempner. Ich hatte die Ausbildung ...«

Brian lachte. »Hat Cassie dich nicht von dieser Schuld freigesprochen? Hätte sie aber tun sollen. Hey, pass auf! Der Typ fährt gerade da vorne rein. Da hol mich doch der Teufel. Genau der Laden, in dem man sich so einen Irren vorstellt, oder?«

Adrian antwortete nicht. Er sah, wie der beigefarbene Wagen in einen Baumarkt fuhr, der in diesem Stadtrandgebiet fast einen ganzen Häuserblock einnahm. Er sah dem Mann hinterher, wie er zur Rückseite des Gebäudes abbog und ein Schild passierte, auf dem PERSONALPARKPLATZ stand.

Adrian fuhr in eine Parklücke an der Straße. Schweigend wartete er eine Viertelstunde. Brian schien auf dem Rücksitz eingeschlafen zu sein. Adrian überlegte, was er drinnen kaufen könnte, damit seine Fahrt unverfänglich aussah, auch wenn er sich natürlich in Wahrheit nur davon überzeugen wollte, dass der Mann bei der Arbeit war. »Gehen wir«, sagte er zu Brian. »Muss mich vergewissern, dass er den Rest des Tages hier verbringt.«

Adrian stieg aus und lief mit schlurfenden Schritten über den Parkplatz, folgte den Bauunternehmern, Installateuren, Zimmerleuten und gestressten Vorstadt-Familienvätern, einem Querschnitt der Kleinstadtbevölkerung, die ins Gebäude strebten. Dabei sah er nicht einmal über die Schulter, um zu schauen, ob Brian ihn begleitete.

In der riesigen Verkaufshalle überkam ihn ein Moment völliger Hilflosigkeit. Der Laden war wie ein Labyrinth in Dutzende Abteilungen untergliedert. Adrian wanderte die Regalreihen mit Fliesen und Holzvertäfelung, mit rostfreien Spülbecken und Armaturen, mit Spachteln und Hämmern und Bohrmaschinen ab. Er wollte gerade aufgeben, als er den Mann in der Elektroabteilung entdeckte. Eine Weile sah er zu, wie Wolfe lebhaft mit einem Mann und einer Frau von etwa Anfang dreißig sprach. Der Mann schüttelte den Kopf, doch die Frau schien animiert, als sei sie davon überzeugt, dass sie beide, mit dem richtigen Werkzeug und fachmännischem Rat, ihr Haus neu verkabeln könnten. Der Mann machte ein Gesicht, das man zuweilen bei jungen Ehemännern antrifft, die wissen, dass ihnen etwas aufgehalst wird, was eine Nummer zu groß für sie ist, ohne es verhindern zu können. Hätten die beiden gewusst, mit wem sie sich so angeregt unterhielten, wären sie entsetzt zurückgeschreckt.

Adrian blieb noch einen Moment stehen, doch nachdem er sich klargemacht hatte, dass er wieder vorbeikommen konnte, wenn der Mann Feierabend hatte, machte er kehrt und ging. Er hatte das Gefühl, etwas erreicht zu haben, auch wenn er nicht sagen konnte, was. Vielleicht war es einfach nur die Tatsache, jemandem näher gekommen zu sein, der ihm sagen konnte, wonach er suchen sollte.

Allerdings würde es kein Leichtes sein, dem Mann etwas aus der Nase zu ziehen, und Adrian hatte keine Ahnung, wie er es anstellen sollte.

Er verbrachte den Rest des Tages in gespannter Erwartung. Mit weiteren Recherchen über die Abgründe der Perversion. Der weiteren Ergründung von Motiven und Elementen, die eine abnorme Persönlichkeit ausmachen. Doch er fand nichts, was ihm sagte, wo er Jennifer finden konnte. Er brauchte nicht erst Cassie oder Brian zu hören, die darauf bestanden, dass er schneller vorankommen müsse, dass ihm die Zeit ausging, dass jede Sekunde sie dem Tod näher bringe – falls sie noch am Leben sei. Alle diese Mahnungen waren berechtigt. Oder auch nicht. Er konnte es nicht sagen, und so ging er einfach davon aus, dass die Möglichkeit, sie zu retten, weiterhin bestand, weil die Alternative zu schrecklich erschien.

Er dachte: Sie retten. Dass ich nicht lache. Du hast nie jemanden gerettet außer dich selbst. Plötzlich befürchtete er, wenn er aufhörte, nach ihr zu suchen, könnten Cassie und Brian und sogar Tommy verschwinden und ihn mit nichts weiter als verworrenen, zusammenhanglosen Erinnerungen allein lassen, und mit dieser Krankheit, die sie in seinem Kopf immer weiter verdrehte und bis zum Zerreißen spannte.

Und so war er plötzlich allein, wunderte sich, wo Brian blieb, fragte sich, wieso Cassie das Haus nicht verlassen konnte und wieso Tommy ihn nur ein einziges Mal besucht hatte, hoffte, dass sein Sohn wiederkommen würde, und fand sich zum zweiten Mal vor dem Baumarkt ein. Der Tag ging zur Neige, und er fürchtete, dass er den Mann, wenn er von der Arbeit kam, vielleicht übersehen würde, doch dann fuhr das beigefarbene Auto ziemlich genau um die Zeit vom Parkplatz an der Rückseite des Ladens, die Adrian vermutet hatte. Adrian fädelt sich mit einem Wagen Abstand hinter ihm ein und behielt den Mann durch die Windschutzscheibe des Autos vor ihm im Auge, auch wenn das mit zunehmender Dunkelheit immer schwieriger wurde.

Er rechnete damit, ihn bis zu dem adretten Haus zurückzuverfolgen – allenfalls legte der Mann einen Abstecher zum Supermarkt ein, doch das wäre es dann schon an Verzögerungen. Er irrte sich. Der Mann bog von der Hauptstraße ab und fuhr auf einer Nebenstraße Richtung Stadt. Das kam für Adrian überraschend, und er schwenkte so plötzlich aus, dass er den Verkehr gefährdete und jemanden – vermutlich einen Studenten – dazu brachte, ihm erbost hinterherzuhupen.

Der beigefarbene Wagen war ihm auf einer Straße nicht weit von der Durchgangsstraße ungefähr dreißig Meter voraus. Der alte Volvo hatte Mühe mitzuhalten. Die Gegend war von Büros, Praxen und Wohnblocks sowie ein, zwei Kunstgalerien, einer Kirche der Kongregationalisten und einem Computer-Reparaturbetrieb geprägt. Das Auto flitzte auf einem kleinen Parkplatz in die einzige Lücke zwischen einem halben Dutzend anderen Fahrzeugen.

»Was hat er da zu suchen?«, fragte Adrian laut. Er wartete auf eine Antwort von Brian, doch der erschien nicht.

»Verdammt, Brian!«, brüllte Adrian. »Ich brauch jetzt deine Hilfe! Was soll ich machen?« Auf dem Rücksitz war es still. Fluchend gab Adrian Gas und fuhr geradeaus weiter. Die Universitätsstadt wimmelte von Parkverboten, die verhindern sollten, dass Studenten mit ihren Autos die Bürgersteige blockierten. Im Sommer waren die Straßen wie ausgestorben, während der Semester überfüllt. Er brauchte einige Minuten, um einen Häuserblock weiter einen Parkuhrenbereich zu finden.

Adrian stieg energisch aus und knallte die Tür hinter sich zu. So schnell er konnte, lief er zu der Stelle zurück, an der er den Mann zuletzt gesehen hatte. Er fand das beigefarbene Auto, doch von dem Sexualstraftäter weit und breit keine Spur. Der Parkplatz gehörte zu einem stattlichen zweistöckigen Holzständerhaus mit weißer Schindelfassade, das in Büros umgebaut worden. Er sagte sich, dass seine Zielperson sich aller Wahrscheinlichkeit nach irgendwo da drinnen befand, und so lief er zum Haupteingang, an dem sich einmal eine Haustür befunden hatte. An der Wand neben dem Eingang hing ein Schild: PSYCHOLOGISCHE GEMEINSCHAFTSPRAXIS. Drei Dr. med.s und drei Dr. phil.s. Einer davon war Scott West.

»So, so«, flüsterte Brian Adrian süffisant ins Ohr, als wüsste er schon lange, was Adrian im Gebäude vorfinden würde.

»Der Freund von Jennifers Mutter behandelt einen aktenkundigen Sexualstraftäter. Das ist eine delikate Verbindung. Ob er das wohl erwähnt hat, als ihn Detective Collins neulich befragte?«

Adrian drehte sich nicht zu seinem Bruder um. Er spürte, dass er dicht hinter ihm war. Er fragte auch nicht: Wo warst du, als ich dich gerufen habe? Stattdessen nickte er und antwortete zögerlich: »Er könnte bei einem der anderen Ärzte sein.«

»Sicher«, sagte Brian. »Könnte er. Glaube ich aber nicht. Genauso wenig wie du.«

Als Detective Collins aufsah, überraschte es sie, Adrian Thomas im Türrahmen ihres Büros zu sehen. Er kam in Begleitung eines uniformierten Polizisten, der ihr achselzuckend einen Blick mit der stummen Botschaft Da war nichts zu machen zuwarf.

Terri hatte gerade ein Telefonat mit Mary Riggins beendet, die sie in ihrer stets tränenreichen, verstörten Art davon unterrichtet hatte, sie sei gerade vom Visa-Sicherheitsdienst angerufen und informiert worden, ihre verlorengegangene Karte sei in einer Bank in Maine abgegeben worden. »Und sie wurde«, sagte Mary Riggins niedergeschlagen, »zur Buchung einer Busfahrkarte nach New York verwendet.«

Terri hatte sich pflichtbewusst die Information wie auch die Telefonnummer bei Visa notiert. Es erschien ihr unlogisch, dass die Kreditkarte in eine Richtung gereist sein sollte, während der Fahrschein in die entgegengesetzte Richtung führte. Doch sie suchte gerade nach der Telefonnummer der Polizeidienststelle des Bostoner Busbahnhofs, als sie Adrian erblickte.

Ihr Schreibtisch war überladen von Unterlagen und Notizen zu Jennifers Fall; sie raffte alles zu einem Stapel zusammen und legte ihn mit der Schriftseite nach unten in eine Ecke. Vermutlich würde dem Professor die Geste nicht entgehen, und so wappnete sie sich für eine höfliche Erwiderung, die irgendwelchen Fragen zuvorkam. Die Visa-Karte würde sie nicht erwähnen. Doch Adrian kam ohne einen Gruß sofort zur Sache: »Haben Sie eine aktuelle Liste mit den Patienten von Scott West bekommen? Ich erinnere mich, dass Sie danach gefragt haben.«

Sie war ein wenig verblüfft, denn sie hätte nicht damit gerechnet, dass er bei der Begegnung im Haus von Scott und Mary so aufmerksam zugehört hatte.

Adrian füllte die kurze Gesprächspause mit einer weiteren Frage: »Er hat gesagt, er würde sie Ihnen geben, und er hat sich über den Gedanken lustig gemacht, irgendjemand, den er je behandelt hätte, könnte irgendetwas mit Jennifers Verschwinden zu tun haben, nicht wahr?«

Terri nickte. Sie rechnete schon mit einer dritten Frage, doch der Professor beugte sich nur vor und durchbohrte sie mit einem Blick, mit dem er in den vergangenen Jahrzehnten vermutlich widerspenstige, schlecht vorbereitete Studenten das Fürchten gelehrt hatte und der in etwa zum Ausdruck brachte: Versuch's mal mit einer anderen Antwort. Sie zuckte die Achseln und wich aus. »Er soll mir diese Liste morgen bringen. Und sie wird vertraulich sein, Professor, ich dürfte Ihnen also keine Namen mitteilen.«

»Was ist mit einer Liste bekannter Sexualstraftäter? Ich dachte, ich hätte deutlich gemacht, dass dies der nächste Schritt ist.«

Ein so energisches Auftreten hätte sie nicht erwartet, und sie war verstimmt. Sie hatte angenommen, dass Adrian Thomas in den trüben Gewässern der Spekulation, Theorie und Mutmaßungen fischen wollte. Sie hatte ihn dem Typ Akademiker zugeordnet, der Pfeife rauchend im Tweedjackett mit Ellbogenschonern aus Leder inmitten seiner Bücher und gelehrten Abhandlungen sitzt und gelegentlich eine Überlegung oder Meinung beisteuert, so wie bei ihrem Besuch, als er ihr einen Vortrag über Myra Hindley und Ian Brady und die Moor-Morde gehalten hatte. Sie hätte nie damit gerechnet, dass er bei ihr im Büro auftauchen würde. Er wirkte anders – wie ein zu weites Hemd, das beim Waschen eingelaufen war und spannte. Derselbe Mann, doch kaum wiederzuerkennen.

»Ich bin diese Listen durchgegangen, Professor Thomas. Und ich habe eine Menge über den britischen Fall in den Sechzigern gelesen, auf den Sie mich hingewiesen haben. Diese Dinge konkret auf Jennifers Entführung zu übertragen mag für einen Universitätsprofessor auf der Hand liegen, aber für eine Ermittlerin ...«

Dies war die routinierte Antwort einer Polizistin, die dazu diente, mit einigem Verbalaufwand nichts mitzuteilen. Er fiel ihr ins Wort. »Sagt Ihnen der Name Mark Wolfe etwas?«

Sie überlegte. Der Name weckte diffuse Assoziationen und kam ihr irgendwie bekannt vor, ohne dass der Groschen fiel. »Verurteilter Sexualstraftäter. Ein Wiederholungsexhibitionist mit einer Vorliebe für Mädchen im Teenageralter. Wohnt nicht weit außerhalb der Stadt. Hilft Ihnen das weiter?«

Zwar fiel der Groschen immer noch nicht, doch jetzt wusste sie, dass der Name irgendwo auf einem der Blätter stand, die sie so auf ihrem Schreibtisch gestapelt hatte, dass Adrian sie nicht sehen konnte. Sie nickte, während sie versuchte, sich den Mann vor Augen zu führen. Brille. Dickes, schwarzes Brillengestell. Daran konnte sie sich von einem Verbrecherfoto erinnern.

Sie wippte auf ihrem Sessel zurück und bot Adrian stumm einen Platz an. Er blieb stehen. Er wirkte wie jemand, der nichts anderes als Klartext duldet, und sie fragte sich erstaunt, wo dieser verwirrte Blick geblieben war. Sie fragte sich auch, wie lange diese Veränderung Bestand haben würde.

»Ich habe ihn heute gesehen.«

»Sie haben ihn gesehen?«

»Ja, und ...«

»Woher haben Sie gewusst, wer er ist?«

Adrian griff in seine Tasche und warf ihr einen Stoß zerknitterter Blätter hin. Terri sah, dass es sich um Ausdrucke lokaler Sexualstraftäter aus dem Internet handelte.

»Und Wolfe, wie kommen Sie gerade auf ...«

»Er leuchtete am ehesten ein, aus psychologischer Sicht.«

»Und die wäre, Professor?«

»Exhibitionisten leben in einer seltsamen Phantasiewelt. Oft beziehen sie sexuelle Erregung und Befriedigung daraus, sich zu entblößen, indem sie sich einbilden, dass sich die Frauen – im Falle dieses Mannes die sehr jungen Frauen –, vor denen sie es tun, dadurch magisch von ihnen angezogen und nicht abgestoßen fühlen, wie es natürlich der Fall ist. Der Akt des Entblößens löst diese Phantasien aus.«

Terri hörte in jedem Wort den gemessenen Ton des Hörsaals heraus. »Ja, schön und gut, aber was hat er mit ...«

Wieder unterbrach Adrian sie. »Ich habe gesehen, wie er heute nach Feierabend in die Praxis von Scott West gegangen ist.«

Terri reagierte nicht sofort. Das war Polizei-Einmaleins. Bewahre immer ein Pokergesicht. Innerlich war sie auf hundert. Woher weiß der Professor, dass er nach der Arbeit dort war? Wieso beschattet er ihn? Sie schürzte die Lippen und beschloss, die Begriffsstutze zu spielen. »Ja, und ...?«

»Kommt Ihnen das nicht merkwürdig vor, Detective? Vielleicht auch bedeutsam?«

»Ja, in der Tat, Professor Thomas.«

Dies war ein widerstrebendes Eingeständnis. »Ich erinnere mich, dass Scott West stur und steif behauptet hat, keiner seiner derzeitigen oder früheren Patienten könne irgendetwas mit ...«

»Ja, ich war dabei, Professor Thomas. Aber Sie stellen Mutmaßungen an, die ich vorerst ...« Adrian schien die Augen zusammenzukneifen und sie mit seinem Blick zu durchbohren. Sie verstummte. Sie wollte sich nicht zum Narren machen.

»Finden Sie nicht, dass Sie der Sache nachgehen müssen?«

»Ja, in der Tat.«

Es herrschte kurzes Schweigen zwischen ihnen. Dann sagte Adrian: »Wissen Sie, Detective, wenn Sie nicht nach ihr suchen, dann tue ich es.«

»Ich suche nach ihr, Professor Thomas. Es ist aber nicht so, dass ich nur einen Stein aufzuheben oder eine Schublade aufzumachen oder hinter der Tür nachzusehen bräuchte, und schon steht sie da. Sie ist verschwunden, und wir haben es mit widersprüchlichen Indizien zu tun ...« Wieder unterbrach sie sich mitten im Satz. Sie griff nach dem Stoß Papiere auf ihrem Schreibtisch und zog den Handzettel heraus, den sie vorbereitet hatte. Unter der Überschrift »Vermisst« kam ein Foto von Jennifer zum Vorschein, an das sich die wichtigsten Angaben zur Person sowie Telefonnummern zur Kontaktaufnahme anschlossen – ein typischer Aushangzettel, wie man ihn tagtäglich in Polizeirevieren und Amtsgebäuden sieht. Er war nur geringfügig ausführlicher als handgefertigte Suchmeldungen zu einem Hund oder einer Katze, die in Vorstadtvierteln an Baumstämme oder Telefonmasten geheftet werden. »Ich suche nach ihr«, wiederholte sie. »Das hier ist in ganz Neuengland an sämtliche Polizeidienststellen und Kasernen der Staatspolizei gegangen.«

»Wie intensiv werden diese Leute nach ihr Ausschau halten?«

»Darauf erwarten Sie keine Antwort, nicht wahr?«

»Sie wissen auch, Detective, dass es nicht dasselbe ist, nach jemandem zu suchen oder darauf zu warten, dass jemand sagt: ›Ich hab da gerade jemanden entdeckt.««

Terri kniff die Augen zusammen. Sie fand es nicht lustig, sich von einem Professor sagen zu lassen, wie sie ihren Job zu erledigen hatte. »Dieser Unterschied ist mir bekannt, Professor Thomas«, erwiderte sie kalt.

Adrian starrte auf den Zettel und betrachtete das Bild von Jennifer. Das Mädchen lächelte, als wäre sie vollkommen unbeschwert. Sie wussten beide, dass dieses Bild eine Lüge darstellte. Adrian merkte, dass er den Zettel so fest packte, als drohte er ihm aus den Fingern zu gleiten, und ihn dabei zerknüllte. Er machte einen Schritt zurück. Ihm hallten seltsame Laute durch den Kopf – nicht die vertrauten Stimmen, sondern ein Geräusch, wie wenn jemand Papier oder Metall zerreißt. Er fühlte sich innerlich leer, als nagte der Hunger an seinem Magen, auch wenn er an nichts Essbares denken konnte, das ihm jetzt schmecken würde. Seine Armmuskeln spannten sich an, sein Rücken tat weh, als hätte er sich zu lange in einer bestimmten Position vorgebeugt oder an einem heißen Tag überanstrengt. Er missachtete das Bedürfnis nach Ruhe. Er konnte nicht aufhören, er durfte keine Pause einlegen, keinen Moment die Augen schließen, denn dann würde ihm Jennifer unwiderruflich entgleiten.

Jennifer war genau wie all die Halluzinationen in seinem Leben. Sie hatte einmal existiert, und jetzt musste er alles daransetzen, dass sie nicht verblasste. Sie war immer noch real, aber nur so gerade eben, und alles, was ihm dabei half, ihr Substanz zu verleihen, unterstützte ihn darin, sie zu finden. Er wünschte sich, er hätte die rosa Baseballkappe nicht Jennifers Mutter gegeben. Sie wäre immerhin etwas, das er mit Händen greifen konnte. Er überlegte einen Moment, ob er wie ein Bluthund mit Hilfe der Kappe ihre Spur aufnehmen konnte, um ihr einfach zu folgen. Er atmete heftig. Ein

überführter Sexualstraftäter, der mit Jennifers Familie in Verbindung stand. Das musste etwas bedeuten, er wusste nur nicht, was.

»Professor Thomas?«

Er würde allein hingehen.

»Professor?«

Er würde den Mann stellen. Ihn zwingen, ihm etwas zu erzählen, das ihm weiterhalf.

»Professor Thomas!«

Er wendete den Blick und merkte, dass er sich so fest an der Kante von Detective Collins' Schreibtisch festhielt, dass seine Fingerknöchel weiß waren. »Ja?«

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Terri sah, wie Adrians rotes Gesicht allmählich wieder seine normale Farbe annahm. Er holte tief Luft. »Wie bitte? Ist etwas ...«

»Allem Anschein nach waren Sie irgendwie weggetreten. Und dann sah es so aus, als wollten Sie meinen Schreibtisch hochheben oder so. Alles in Ordnung?«, wiederholte sie ihre Frage.

»Ja«, sagte er. »Tut mir leid. Ist nur das Alter. Und diese neuen Medikamente, die ich neulich erwähnte.«

Sie sah ihn an und hatte zweierlei Gedanken: So alt ist er gar nicht und Das ist gelogen.

Adrian atmete langsam aus. »Es tut mir leid, Detective. Ich habe mich innerlich sehr auf diesen Fall mit dem vermissten Mädchen eingelassen. Jennifer. Er, ehm, fasziniert mich. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass meine Fachkenntnisse und meine Erfahrung in Psychologie dabei von Nutzen sein könnten. Ich verstehe, dass Sie sich an Ihre Vorschriften, an etablierte Verfahrensweisen halten müssen. In meiner beruflichen Arbeit war das auch einmal sehr wichtig. Wissen ohne erprobte Verfahrensweisen taugt häufig nichts, auch wenn es einem wertvoll erscheinen mag.« Dies klang schon wieder nach einem Vortrag, doch diesmal hatte sie kein Problem damit. Der alte Mann meinte es offenbar gut. Auch wenn er jedes Mal, wenn sie miteinander sprachen, für einige Zeit abdriftete. Und sie war sich ziemlich sicher, dass mehr dahintersteckte als Medikamente. Sie starrte Adrian an, als könnte sie mit einem eindringlichen Blick diagnostizieren, was ihn so unberechenbar machte.

Er schien ihren Ausdruck anders zu verstehen und zuckte die Achseln. »Wenn Sie wollen, kann ich auch alleine weitermachen ...«

Genau das wollte sie nicht. »Sie sollten Kriminalfälle der Kripo überlassen.«

Adrian schmunzelte. »Selbstverständlich. Doch aus meiner Sicht entzieht sich dieser Fall der üblichen Methodik der Polizei.«

»Wie bitte?«

»Detective«, sagte Adrian, »Sie versuchen immer noch herauszubekommen, was für ein Verbrechen hier stattgefunden hat, damit Sie es einer Kategorie zuordnen und dann wiederum nach den gängigen Regeln ermitteln können. Ich unterliege keinen solchen Zwängen. Ich weiß, was ich gesehen habe. Ich habe außerdem mein Leben lang definierbare Reaktionen bei Mensch und Tier studiert. Daher überrascht mich auch Ihre gegenwärtige Reaktion nicht allzu sehr.« Terri war einen Moment lang sprachlos.

»Wahrscheinlich war es naiv von mir, anzunehmen, die Polizei würde irgendetwas tun«, fuhr Adrian fort. Terri ließ ihn, während er sprach, nicht aus den Augen. Sie konnte nicht begreifen, wie der Professor einen Moment vollkommen ausgeglichen, entschieden und bei klarem Verstand sein konnte, während er eine Sekunde später wie von einem unsichtbaren Wind an einen anderen Ort getragen wurde. »Ich denke, ich werde hingehen und ...«

»Warten Sie«, sagte Terri. »Wo hingehen?«

»Nun, ich hatte noch nicht oft das Vergnügen, mit Sexualverbrechern zu reden, zumindest nicht wissentlich, man weiß ja nicht alles über die Menschen, mit denen man im Alltag in Berührung kommt, aber ich denke, ich sollte meine Nachforschungen mit diesem Mann beginnen.«

»Nein«, sagte Terri. »Sie würden meine Ermittlungen behindern.«

Adrian schüttelte den Kopf und lachte trocken. »Tatsächlich? Das glaube ich kaum. Aber meine Hilfe ist bei Ihnen offenbar nicht erwünscht, daher muss ich es wohl, um es einmal so zu sagen, auf eigene Faust versuchen.«

Terri streckte wie der Blitz die Hand aus und packte Adrian am Unterarm, nicht so sehr, um ihn einzuschüchtern, sondern um ihn am Gehen zu hindern. »Warten Sie«, sagte sie. »Ich denke, wir sollten versuchen, uns gegenseitig etwas besser zu verstehen. Sie wissen, ich habe einen Job und ...«

»Ich habe ein Interesse. Ich werde mich engagieren, egal, was Sie davon halten. Und ich bin mir keineswegs sicher, ob Ihr Job mehr Gewicht hat als meine Faszination.«

Terri seufzte. Ein guter Polizist bekommt ein Gespür dafür, ob und wie weit jemand ihm Ärger machen oder eine Hilfe sein wird. Bei Adrian, schätzte sie, deutete alles darauf hin, dass er ein bisschen von beidem für sie bereithielt. Da sie in einer Stadt lebte, in der es von Akademikern wimmelte, durfte sie sich nicht wundern, wenn jeder glaubte besser zu wissen, was der andere zu tun und zu lassen hatte.

»Professor Thomas, versuchen wir, die Sache hier richtig zu machen«, sagte sie im vollen Bewusstsein, ihm einen Spaltbreit eine Tür zu öffnen, die sie besser fest verriegelt hätte. Doch in diesem Moment sah sie keine Alternative. Sie wollte wahrlich nicht, dass dieser Ex-Universitätsprofessor mit dem leichten Dachschaden mal eben so in ihrem Fall herumtrampelte, vorausgesetzt, es gab überhaupt einen Fall. Gönn ihm also eine Prise Realität, das sollte dann aber auch genügen.

Sie warf einen Blick auf die gestapelten Papiere. Sie wollte die Polizei am Bostoner Busbahnhof anrufen und sich die Aufnahmen der Überwachungskameras von dem Abend schicken lassen, an dem Jennifer verschwunden war, und von dem Zeitpunkt, als die Fahrkarte gekauft wurde. Sie seufzte innerlich. Das würde noch ein paar Stunden warten müssen. »Also gut, Professor Thomas«, sagte sie. »Ich werde hinfahren und dem Mann ein paar Fragen stellen, und Sie können mich begleiten. Aber von da an möchte ich, dass Sie sich auf einen Anruf bei mir beschränken, wenn Ihnen etwas einfällt, und nicht mit der Tür ins Haus fallen. Und ich bitte Sie, keine eigenmächtigen Ermittlungen mehr zu unternehmen. Ich will nicht, dass Sie Leute beschatten. Ich will nicht, dass Sie Leute befragen. Ich will, dass Sie das von jetzt ab lassen. Das müssen Sie mir versprechen.«

Adrian lächelte. Er wünschte sich, Cassie oder Brian wären da und könnten dieses bescheidene Zugeständnis der Polizistin hören. Waren sie aber nicht. Andererseits brauchten sie vielleicht nicht zuzuhören, um etwas zu verstehen.

»Ich denke«, sagte er ruhig, »das klingt ganz vernünftig.«

Obwohl er ihr nichts versprochen hatte, schien die Ermittlerin zufrieden. Außerdem gefiel ihm das Wort »vernünftig«. Er glaubte nicht, dass er noch allzu lange in der Lage sein würde, vernünftig zu agieren, doch er war entschlossen, die kurze Zeit zu nutzen.

»Hören Sie«, sagte Terri. »Halten Sie den Mund, es sei denn, ich frage Sie etwas. Sie sind nur als Beobachter dabei. Das Reden ist meine Sache.« Sie schielte zu dem alten Mann neben ihr hinüber. Er nickte zwar, doch sie glaubte nicht wirklich, dass er sich an ihre Regeln halten würde. Sie warf einen Blick auf das Haus mit dem kleinen beigefarbenen Wagen davor. In der abendlichen Dunkelheit wirkte jeder Schatten länger und breiter. Die wenigen Lichter im Haus kämpften gegen die hereinbrechende Nacht. Aus einem Zimmer drang der metallisch graue Widerschein eines Fernsehapparats, während sich hinter einer dünnen Gardine eine Gestalt bewegte und den Blick durchs Fenster versperrte.

»Also gut, Professor Thomas«, sagte sie forsch. »Das hier ist simpelste Ermittlungstätigkeit. Hier ist kein gutaussehender Schauspieler mit übernatürlichen Fähigkeiten am Werk. Ich stelle Fragen. Er antwortet mir.

Wahrscheinlich ist einiges von dem, was er sagt, wahr, anderes gelogen. Genau die richtige Mischung, um sich keinen Ärger einzuhandeln. Passen Sie auf.«

»Wir stehen einfach so auf der Matte?«

»Ja.«

»Dürfen wir das?«

»Ja. Er ist ein verurteilter Straftäter. Sein Bewährungshelfer hat uns bereits angekündigt. Wolfe kann nichts dagegen machen, wenn er sich nicht eine Menge Ärger mit mir einhandeln will.«

Adrian nickte. Er sah sich um, da er mit Brians Nähe rechnete. Wenn etwas auch nur entfernt Juristisches anstand, rief es seinen Bruder gewöhnlich auf den Plan, oder Adrian hatte seine Stimme mit einem anwaltlichen Rat in den Ohren. Allerdings war es fraglich, ob Brian auf der Seite der Ermittlerin gestanden oder sich mit seinem bürgerrechtlichen Engagement eher auf die des Straftäters geschlagen hätte.

»Gehen wir«, sagte Terri. »Von wegen Überraschungsmoment. Bleiben Sie hinter mir.« Sie öffnete die Autotür und lief zügig durch die Dunkelheit. Sie merkte, dass Adrian Mühe hatte, ihr zu folgen. An der Haustür blieb sie stehen und klopfte mit der Faust. »Polizei. Machen Sie auf!«

Adrian hörte hinter der Tür schlurfende Schritte. Wenige Sekunden später wurde geöffnet, und eine Frau, vielleicht ein Dutzend Jahre älter als Adrian, blickte der Kommissarin und ihrem Begleiter entgegen. Sie war übergewichtig, und ihr ungekämmtes Haar wirkte an einigen Stellen drahtig und wirr, an anderen ausgelichtet. Genau wie ihr Sohn trug sie eine Brille mit dicken Gläsern. »Was gibt's denn?«, fragte die Frau und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: »Ich will meine Lieblingssendungen sehen. Wieso können Sie uns nicht in Frieden lassen?«

Terri drängte sich an ihr vorbei in den kleinen Windfang. »Wo ist Mark?«, fragte sie bestimmt.

»Drinne.«

»Ich muss mit ihm sprechen.« Terri machte Adrian ein Zeichen, sie zu begleiten, und trat energisch in das kleine Wohnzimmer.

Es herrschte ein leicht muffiger Geruch, als würde selten gelüftet, doch das Zimmer als solches war sauber und adrett. Jedes abgetragene und fadenscheinige Sitzmöbel zierte ein gehäkelter Überwurf. In scharfem Kontrast dazu dominierte ein moderner Flachbild-HD-Fernseher auf einem Sockel im schwedischen Design die eine Hälfte des Raums. Direkt davor standen zwei Kipplehnsessel, die nach Sperrmüll aussahen. Mit leise gestelltem Ton lief gerade die Wiederholung einer Folge von Seinfeld. Adrian entdeckte einen großen Weidenflechtkorb, der bis zum Rand mit Garn und Stricknadeln

vollgestopft war, neben einem der Sessel. An einer Wand hingen einige gerahmte Fotos, von der Kindheit bis in die Gegenwart: Mutter-Vater-Kind, bis etwa ums neunte Lebensjahr herum der Vater verschwindet. Adrian fragte sich, ob durch Tod oder Scheidung. Egal, es wirkte alles völlig normal und unspektakulär – normal in jeder Hinsicht außer einer. Aus irgendeinem Grund, der irgendwo in diesem normalen Ambiente verborgen lag, war aus dem Einzelkind ein Triebtäter geworden.

Für Adrian lag darin das größte Geheimnis dieses Zimmers. Er hätte gern gewusst, ob Detective Collins gerade ähnliche Überlegungen anstellte. Sie wirkte energisch, nassforsch, und ihre stocksteifen Anordnungen dienten zweifellos mehr dazu, Eindruck zu machen, als sich selbst einen zu verschaffen.

Hinter ihnen schlurfte die alte Frau davon, um ihren Sohn zu holen. Auf dem Bildschirm versuchten Kramer und Eileen enthusiastisch, Jerry zu etwas zu überreden, das auf wenig Gegenliebe stieß. Auf dem Lehnstuhl hatte die Frau ihr Strickzeug abgelegt. Es roch nach Essen, doch er konnte nicht sagen, nach was.

»Seien Sie wachsam«, flüsterte Terri. Sie drehte sich um und sah, dass Mark Wolfe in dem Durchgang zu einer kleinen Essecke und der Küche stand.

»Ich hab nichts Unrechtes getan«, war das Erste, was er sagte. Als Zweites zeigte er auf Adrian und fragte: »Wer ist das?«

Runter vom Bett!«

Als sie hörte, wie die Tür aufging, hatte Jennifer mit einer weiteren ungenießbaren Mahlzeit gerechnet, doch die Aufforderung der Frau war unmissverständlich. Sie raffte sich auf, ertastete mit den Füßen den Boden und stand stramm. »Also, Nummer 4, ich möchte, dass du Hampelmann machst. Fünfzig Mal. Zähl selber mit.«

Jennifer legte augenblicklich mit der Übung los und zählte wie ein Soldat auf dem Exerzierplatz laut mit. Kaum war sie damit fertig, sollte sie Sit-ups machen, danach Bauchpressen und schließlich auf der Stelle laufen. Wie Sport an der Grundschule, dachte Jennifer.

Am Ende lief ihr der Schweiß von der Stirn, und sie kam ins Keuchen. Auch wenn sie nicht verstand, wozu sie ihr die Gymnastik verordneten, war ihr bewusst, dass sie ihr vermutlich guttat. Jennifer verstand nicht, wieso sie überhaupt irgendetwas von ihr verlangten, das ihre Kondition verbesserte – doch sie war entschlossen, bei allem, was ihr irgendwie half, die Kehrseite in Kauf zu nehmen. Nachdem die Frau gesagt hatte: »Das reicht«, hatte Jennifer trotzig noch fünfmal rasch hintereinander mit den Fingerspitzen die Zehen berührt.

Die Frau hatte so lange geschwiegen und sie dann gefragt: »Hast du nicht gehört, Nummer 4?«

Jennifer erstarrte. Hinter der Augenbinde kniff sie die Augen zusammen, weil sie jeden Moment mit einer Ohrfeige rechnete. Wieder trat eine Pause ein, dann sagte die Frau in scharfem Ton: »Wenn ich sage, das reicht, dann meine ich es genau so, Nummer 4. Willst du mich wirklich provozieren?«

Das war das Letzte, was Jennifer wollte, und so schüttelte sie energisch den Kopf.

»Zurück aufs Bett, Nummer 4.«

Jennifer stieg wortlos wieder aufs Bett, so dass die Kette an ihrem Hals leise klirrte.

»Iss, Nummer 4.« Die Frau stellte ihr ein Tablett auf den Schoß.

Jennifer aß ihre Mahlzeit – eine kalte Schüssel mit Fertignudeln, dazu fetttriefende Fleischklößchen aus der Dose – und trank gierig ihre Flasche Wasser, ohne einen Moment zu vergessen, dass die Frau im Zimmer war, sie stumm beobachtete und wartete. Während sie aß, fand kein weiterer Wortwechsel statt, gab es keine Drohungen, keine Forderungen und auch sonst nichts, was irgendetwas an ihrer Situation änderte. Weiterhin trug sie nichts als ihre spärliche Unterwäsche und die Augenbinde, war gefesselt mit dem Hundehalsband und der Kette. Sie hatte sich daran gewöhnt, vom Bett aus die wenigen Meter zur mobilen Toilette zurückzulegen, die jemand geleert haben musste, während sie schlief, wofür sie dankbar war. Ein beißender Gestank nach Desinfektionsmitteln überlagerte jeden Geruch, der vielleicht von dem Essen ausging.

Unter halbwegs normalen Umständen hätte sie über diesen ekelhaften Fraß die Nase gerümpft, doch die Jennifer, die das getan hätte, gehörte zu einem früheren Leben, das nicht mehr zu existieren schien. Es war eine Phantasie oder eine Erinnerung an ein Mädchen, das einen an Krebs gestorbenen Vater hatte und eine weinerliche Mutter und einen perversen Stiefvater in spe, das in einem langweiligen Vorstadthaus in einem kleinen Zimmer mit ihren Büchern und ihrem Computer und ihren Stofftieren lebte und von einem anderen, aufregenderen Leben träumte. Besagte Jennifer war an einer langweiligen Schule, an der sie keine Freunde hatte. Besagte Jennifer hasste so ziemlich alles in ihrem täglichen Dasein. Doch besagte Jennifer war verschwunden. Ihre Doppelgängerin, die eingesperrte Jennifer, erkannte, dass sie sich ans Leben klammern musste – wenn die Frau und der Mann ihr sagten, sie solle Gymnastik machen, dann würde sie Gymnastik machen. Egal, was für einen Fraß sie ihr vorsetzten und wie er schmeckte, sie würde ihn essen.

Sie leckte ihre Schüssel aus, um jeden Krümel Nahrung und Proteine herauszuholen; alles, was sie bei Kräften hielt. Sie horchte, da die Tür aufging.

Als die Frau sich bückte, um das Tablett wegzunehmen, raschelte es ein bisschen. Jennifers Kopf fuhr in die Richtung herum, aus der das Geräusch kam, und sie wartete auf einen Wortwechsel. Sie hörte Flüstern. Sie konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde. Sie hörte ein platschendes Geräusch. Sie versuchte sich zu erklären, was es war. Sie spürte, wie jemand den Raum durchquerte. Jennifer bewegte sich nicht, spürte aber die Nähe einer weiteren Person, und als sie schnupperte, roch sie den Duft von Seife.

»Also, Nummer 4, du musst dich waschen.« Jennifer schnappte nach Luft. Es war die Stimme des Mannes, nicht der Frau. Auch er gab seine Anweisungen in einem kalten, ausdruckslosen Ton.

»Einen halben Meter vom Bettrand entfernt steht ein Eimer Wasser. Hier ist ein Handtuch und ein Waschlappen. Hier ist ein Stück Seife. Stell dich neben den Eimer. Wasch dich. Versuch nicht, die Augenbinde abzunehmen. Ich bin ganz in der Nähe.«

Jennifer nickte. Wäre sie der Typ fürs Friedenscorps gewesen oder jemand, der militärischen Drill absolviert hatte, vielleicht sogar eine ehemalige Pfadfinderin, dann hätte sie genau gewusst, wie man nur mit einem Stück Seife und einer

geringen Menge Wasser gründlich sauber werden kann. Doch die wenigen Male, die sie mit ihrem Vater zum Zelten gefahren war, bevor er starb, waren sie auf Campingplätzen mit Bädern und Duschen gewesen beziehungsweise an einem Fluss oder einem Teich, in den man springen konnte. Das hier war etwas anderes.

Sie setzte sich auf den Bettrand und ertastete mit der Zehe den Eimer. Sie beugte sich herunter und fühlte das Wasser. Lauwarm. Sie zitterte.

»Zieh dich aus.«

Jennifer erstarrte. Sie merkte, wie ihr eine heiße Woge durch den ganzen Körper flutete. Es war nicht Verlegenheit, sondern Demütigung. »Nein, ich ...«, fing sie an.

»Ich habe dir nicht erlaubt zu sprechen, Nummer 4«, sagte der Mann.

Sie spürte, wie er näher kam. Sie stellte sich vor, wie er die Faust geballt hatte und dass sie kurz davor war, geschlagen zu werden. Oder schlimmer. Die Verwirrung durchzuckte sie in heftigen Wogen: Hemmungen, die sie nicht länger haben sollte, das Bedürfnis, einen letzten Rest an Würde zu bewahren, Zweifel daran, wo sie war und was von ihr erwartet wurde, und die ständige Frage: Wie bleibe ich am Leben?

»Das Wasser wird kalt«, sagte der Mann.

Sie hatte sich noch nie einem Jungen oder einem Mann gezeigt. Sie merkte, wie sie vor Scham rot anlief. Sie wollte nicht nackt sein, auch wenn sie es schon die ganze Zeit beinahe war und wusste, dass sie wahrscheinlich beobachtet wurde, wenn sie die Toilette benutzte. Doch das Ablegen dieser zwei letzten Kleidungsstücke, die ihr geblieben waren, bereitete ihr eine Angst, die über Verlegenheit weit hinausging. Sie fürchtete, sie könnte sie nicht wiederfinden oder der Mann würde sie ihr wegnehmen und sie vollständig entblößt zurücklassen. Wie ein Baby, dachte sie.

Doch im selben Moment erkannte sie, dass ihr gar nichts anderes übrigblieb. Der Mann hatte sich unmissverständlich ausgedrückt, was er jetzt unterstrich, indem er böse brummte: »Wir warten alle, Nummer 4.«

Sie hakte langsam ihren BH auf und legte ihn aufs Bett. Dann stieg sie aus ihrem Slip. Es bereitete ihr beinahe physische Qualen. Eine Hand zuckte unwillkürlich nach vorn, um ihre Scham zu bedecken. Die andere hielt sie sich vor die Brüste. Hinter der Augenbinde spürte sie den brennenden Blick des Mannes auf sich, der ihren Körper hinunterwanderte und sie wie ein Stück Fleisch beschaute.

»Mach schon«, forderte der Mann sie auf.

Sie beugte sich so züchtig, wie sie konnte, hinunter, tauchte den Waschlappen ins Wasser und rieb die Seife daran. Dann richtete sie sich auf und fing langsam und systematisch an, sich zu waschen: das Gesicht – wobei sie sich Mühe gab, die Augenbinde nicht zurückzuschieben. Den Hals. Die Unterarme. Die Brust. Den Bauch. Die Beine. Die Füße, alles so sittsam, wie sie konnte.

Der Seifenschaum an ihrer Haut hatte eine ungeahnt belebende Wirkung. Schon nach wenigen Sekunden hatte sie das Gefühl, dass es nichts Wundervolleres gab, als sich auf diese Weise zu waschen. Der Raum, die Kette, das Halsband, das Bett – alles war verschwunden. Es schien ihr, als könnte sie die Angst abwaschen, und mit der Angst fiel plötzlich die Befangenheit von ihr ab. Sie strich sich mit dem Waschlappen über die Brüste, dann über Schritt und Oberschenkel. Sie dachte auf einmal daran, wie schön es sein musste, sich im Frühsommer am Cape nackt in die salzige Brandung zu stürzen oder an einem heißen Augustnachmittag im kühlen, strömenden Wasser eines Flusses zu planschen – doch all das konnte kaum die Wohltat des Eimers und der Seife und des Waschlappens übertreffen.

Jetzt scheuerte sie ihre Haut, als wollte sie eine ganze Schicht abtragen wie eine Schlange, die sich häutet, um vor Sauberkeit zu glänzen, und mit dem Hochgefühl, sich etwas Gutes zu tun. Sie war sich bewusst, dass der Mann ihr zusah, doch jedes Mal wenn sich ein Gefühl von Scham einschleichen und ihr die Freude am Waschen verderben wollte, wiederholte sie im Stillen einfach wie ein orientalisches Mantra: Du kannst mich mal, du kannst mich mal, du kannst mich mal, Scheißkerl. Danach fühlte sie sich nur noch besser.

Sie wollte sich gerade noch einmal waschen und hatte schon fast den Waschlappen am Oberarm, als der Mann sagte:

»Nein, nicht da.« Sie hörte auf.

Der Mann sprach leise, doch eindringlich weiter. »An deinem Unterbauch, zwischen Hüfte und Schritt, fühlst du eine kleine Erhebung wie ein Pflaster. Spar das aus.«

Jennifer tastete die Stelle ab und fühlte unter den Fingern, was der Mann beschrieb. Sie nickte.

»Meine Haare«, sagte Jennifer. Sie wollte unbedingt ihre Haare waschen.

»Ein andermal«, sagte der Mann.

Jennifer machte weiter, indem sie den Waschlappen in den Eimer tauchte und die Seife benutzte. Sie bearbeitete noch einmal das Gesicht, nahm einen Rand des Lappens, rieb sich, obwohl es scheußlich schmeckte, damit Zähne und Gaumen ab. Sie bearbeitete jeden Teil ihres Körpers mehrmals hintereinander.

»Du bist fertig«, sagte der Mann. »Wirf den Waschlappen in den Eimer. Trockne dich mit dem Handtuch ab. Zieh die Unterwäsche wieder an. Kehr aufs Bett zurück.«

Jennifer gehorchte. Sie frottierte sich mit dem groben Handtuch ab. Dann tastete sie sich wie eine Blinde ums Bett, bis sie die beiden Kleidungsstücke fand, zog sie wieder an und bedeckte notdürftig ihre Blöße. Sie hörte, wie der Eimer aufgehoben wurde und gedämpfte Schritte sich zur Tür entfernten.

Sie wusste nicht, was in diesem Moment über sie kam. Vielleicht lag es an der Energie, mit der die Gymnastik ihr Herz und ihre Muskeln aufgetankt hatte, oder an der Stärkung durch die Mahlzeit oder an der Wiederbelebung durch das Waschen, jedenfalls lehnte sie den Kopf zurück, hob die Hand ans Gesicht und zog, nur für eine Sekunde, den unteren Rand der Binde hoch.

Als Michael die enge, schwarze, lange Unterwäsche und die Sturmhaube ausgezogen hatte und in die abgetragene Jeans geschlüpft war, tippte Linda längst wild drauflos. Sie trug immer noch ihren verknitterten Schutzanzug. Ohne den Kopf zu heben, sagte sie: »Sieh dir das an! Das Board leuchtet auf!«

Das Messageboard, das er für Whatcomesnext.com eingerichtet hatte, füllte sich mit Beiträgen aus aller Welt. Die Erregung, die Begeisterung, die Faszination schäumten über. Die Zuschauer hatten es genossen, Nummer 4 nackt zu sehen, sie hatten sich an ihren Gymnastikübungen geweidet, sie hatten sich gütlich daran getan, wie sie gleich einem Tier ihr Essen verschlang. Jede Menge Liebesbekundungen.

Nicht wenige wollten viel mehr über Nummer 4 wissen. Wer ist sie? Wo kommt sie her? »Ich habe das Gefühl, als wäre sie in meinem Besitz«, schrieb ein Mann aus Frankreich. Linda gab die Nachricht in einen Google-Übersetzungsservice ein, bevor sie die Worte las. »Wie mein Auto oder mein Haus oder meinen Job – ich muss Nummer 4 noch intimer kennenlernen. Sie gehört zu mir.«

Ein anderer User aus Sri Lanka schrieb: »Mehr Nahaufnahmen. Ganz große Nahaufnahmen. Wir müssen ihr rund um die Uhr noch viel näher sein.«

Das war, wie Michael wusste, eine technische Bitte, die sich mit jeder der Kameras im Raum leicht erfüllen ließ. Doch er war nicht so naiv zu glauben, dass »Nahaufnahme« sich auf den Kamerawinkel beschränkte. »Ich glaube, wir müssen uns darüber unterhalten, in welche Richtung das alles gehen könnte«, sagte er zu Linda. »Und ich bin mir verdammt sicher, dass wir das Drehbuch an ein paar Stellen umschreiben müssen.«

Michael starrte auf den weiteren Zustrom an Reaktionen auf ihren Computern. »Es ist wichtig«, sagte er, »dass wir immer die Kontrolle wahren. Uns an das Drehbuch halten. Den Plan einhalten. Es muss denen da draußen spontan erscheinen«, er deutete auf den Bildschirm, »aber wir bestimmen zu jedem Zeitpunkt die Richtung.«

Linda war zugleich unsicher und aufgeregt. Sie wussten, dass die Grenze zwischen Anonymität und Entdeckung fließend war. Sie wussten, dass sie den Forderungen, die von einsamen Computern kamen, mit Vorsicht begegnen mussten. Linda sprach immer schneller. »Ich denke, Nummer 4 könnte die beliebteste Versuchsperson sein, die wir bis jetzt hatten«, sagte sie. »Das wird uns viel Geld einbringen. Sehr viel Geld. Aber es ist auch gefährlich.«

Michael nickte. Er berührte ihren Handrücken »Wir müssen auf der Hut sein. Sie müssen mehr sehen und erfahren, aber in Maßen.« Er lachte, ohne zu wissen, worüber. »Wer hätte gedacht, dass die Leute von einem Teenager so ...« Er überlegte. »Weiß auch nicht, angetan sind? Trifft es das? Laufen eigentlich nur Leute rum, die Sechzehnjährige verführen wollen?«

Linda prustete los. »Vielleicht hast du recht«, sagte sie. »Nur dass verführen wohl das falsche Wort ist.« Sie sah Michael an und grinste. Die Art, wie er die Oberlippe verzog, wenn er etwas lustig fand, war einfach unwiderstehlich. Sie hatte das Gefühl, dass sie beide die letzten reinen Menschen auf der Welt waren, alle anderen waren verkorkst und pervers. Sie hatten einander. Ihre Schultern zuckten, als ihr ein wohliger Schauer den Rücken herunterrieselte. Jede Minute, die Serie Nummer 4 lief, brachte sie und Michael einander näher. Es war, als lebten sie beide auf einer völlig anderen Wellenlänge. Alles war erotisch. Alles Phantasie. Die Gefahr erregte sie.

Linda drehte sich wieder zum Bildschirm um und tippte ihre Antwort zu Ende, die sich darauf beschränkte: Heute lebt Nummer 4 – aber was geschieht morgen? Sie drückte auf die Sendetaste, und die Antwort begab sich in den Cyberspace und zu Tausenden Subscribern.

Sie erhob sich von der Reihe Monitore und warf einen letzten Blick auf Nummer 4. Das Mädchen war wieder auf dem Bett und drückte ihren Stoffbären an sich. Linda sah, dass sie die Lippen bewegte, als redete sie mit dem Plüschtier. Sie drehte die Raummikrofone auf volle Lautstärke, doch es war nichts zu hören. Linda begriff, dass Nummer 4 nicht laut sprach. Sie zeigte auf den Bildschirm mit der Live-Einspeisung. »Siehst du das?«, sagte sie zu Michael.

Er nickte. »Sie ist wirklich vollkommen anders als die ersten drei«, bescheinigte er.

»Ja«, sagte Linda. »Sie heult nicht und jammert nicht und schreit nicht und ...« Sie sprach nicht weiter, sondern betrachtete erneut das Bild von Nummer 4. »Jedenfalls nicht mehr.«

Michael schien angestrengt nachzudenken. »Wir müssen uns mehr für sie einfallen lassen, weil sie so viel ...« Auch er brachte den Satz nicht zu Ende. Ihnen beiden war bewusst, dass sich Nummer 4 entschieden von 1 bis 3 abhob, doch sie konnten beide nicht sagen, wodurch.

Linda drehte sich um und schritt im Zimmer auf und ab. »Wir müssen vorsichtig sein«, wiederholte sie und ballte die Hände zu Fäusten. »Wir müssen ihnen mehr bieten, damit sie es auskosten können. Andererseits auch nicht zu viel, weil es sonst zu hart wird, wenn wir sie schließlich ...«

Sie brauchte den Satz nicht zu Ende zu führen. Michael war das Dilemma nur allzu sehr bewusst. Es ist nicht gut, wenn

die Leute sich zuerst in etwas verlieben und ihm dann beim Sterben zusehen. »Es liegt daran, dass sie jung ist«, sagte er. »Dass sie so ...«, er zögerte und fügte dann hinzu, »so unverbraucht ist.«

Linda wusste genau, was er meinte. Von ihr stammte die Idee, jemanden ohne Kanten und Ecken zu finden, doch sie hatte nicht erwartet, dass Nummer 4 sich allzu sehr von den anderen absetzte. Jetzt hatte sie zum ersten Mal das Gefühl, dass Nummer 4 ungleich besser, ungleich klüger und ungleich faszinierender war, auch wenn sie die Gründe dafür bestenfalls erraten konnte.

Sie trat vor und schlang die Arme um ihren Geliebten. Sie merkte, wie ihr Puls sich beschleunigte. Es war nicht so wie spätnachts, wenn er zu ihr unter die Decke kroch und sie, so erschöpft sie beide waren, bedrängte. Es war auch anders als die Befriedigung über ihren Erfolg, wenn sie ihre Einkünfte zusammenzählte.

Das hier war etwas Ungewöhnliches. Bei Nummer 4 betraten sie Neuland, die Erfahrung mit ihr war etwas Einmaliges, das ihre Erwartungen und Vorstellungen überstieg. Linda zitterte vor Erregung. Risiko, sagte sie sich, war wie Liebe.

Michael schien dasselbe zu empfinden. Er beugte sich plötzlich vor und berührte zart und suggestiv ihre Lippen. Sie zog ihn augenblicklich zu sich auf ihr Bett. Sie waren wie Teenager, lachten, kicherten vor Euphorie und in dem Hochgefühl, dass sie Künstler waren und etwas schufen, das weit über die Wahrheit hinausging.

Ihre eigene Leidenschaft verdrängte alles andere aus ihrem Bewusstsein, denn hätten sie aufgepasst, dann wäre ihnen die Instant Message nicht entgangen, die in diesem Moment aus Schweden kam. Ein Kunde mit dem Namen Blond9Inch schrieb eine einzige Zeile in seiner eigenen Sprache, die keiner von beiden verstand. »Sie hat ihre Augenbinde gelupft.

Ich glaube, sie hat gespinkst ...«

Es folgten Dutzende andere und weitaus vorhersagbarere Nachrichten in vielen verschiedenen Sprachen mit Kommentaren zum Körper von Nummer 4 und Vorschlägen, was Linda und Michael in nächster Zukunft damit machen sollten, und so ging Blond9Inchs aufmerksame Beobachtung unter.

Es mochte Adrian überraschen, dass Mark Wolfe, dreifach überführter Sexualstraftäter und zwanghafter Exhibitionist, so normal klang, keineswegs aber die Kripobeamtin neben ihm.

»Ich hab nichts getan«, wiederholte Wolfe. »Und wer ist das?« Er zeigte weiter mit dem Finger auf Adrian, während er seine Frage an Terri Collins richtete.

Von der anderen Seite des Zimmers meldete sich Wolfes Mutter: »Was soll das eigentlich? Unsere Serie geht gleich los. Marky, sag den Leuten, dass sie gehen sollen. Gibt's schon Abendessen?«

Mark Wolfe drehte sich ungeduldig zu seiner Mutter um. Er nahm eine Fernbedienung vom Tisch und schaltete den Fernseher aus. Jerry, Eileen und Kramer verschwanden, wie sehr sie sich auch gerade über irgendetwas in den Haaren lagen. »Wir haben schon gegessen«, sagte er. »Die Sendung geht bald los, und sie gehen sowieso gleich wieder.«

Er funkelte Detective Collins wütend an. »Und, was wollen Sie?«

»Ich glaube, ich stricke noch ein bisschen«, sagte seine Mutter. Sie trat den Rückzug zu dem Sessel mit der Handarbeit und dem Korb mit der Wolle und den Stoffproben an.

»Nein«, sagte Mark Wolfe, »das kann warten.«

Adrian schielte zur Mutter hinüber. Sie hatte ein schiefes Grinsen im Gesicht. Obwohl ihr Ton eben noch besorgt war, grinste sie. Frühe Form von Alzheimer, schoss es Adrian durch den Kopf. Die Schnellfeuerdiagnose hatte einen schalen Beigeschmack; Alzheimer betraf denselben Teil des Gehirns und beeinträchtigte viele derselben Denkprozesse wie seine eigene Krankheit. Sie nahm einfach nur einen schleichenderen Verlauf und war schwerer in den Griff zu bekommen. Seine dagegen war unerbittlich und schnell, doch auch die Frau, die offenbar nicht wusste, ob sie lachen oder weinen sollte, konnte sich dem, was mit ihr geschah, so wenig entziehen wie ein morgendlicher Strand dem allmählichen Anstieg der Flut. Der Blick auf die Mutter war ein wenig wie ein Blick in einen Zerrspiegel.

Er erkannte sich darin wieder, wenn auch nur verschwommen. Ihm kroch die Angst hoch, und er konnte sich von der Frau mit dem wilden Haar nicht lösen, bis er Detective Collins sagen hörte: »Das ist Professor Thomas. Er hilft mir bei einer laufenden Ermittlung. Wir haben ein paar Fragen an Sie.«

Wieder Mark Wolfes festgefahrene Schallplattenrille: »Ich hab nichts Unrechtes getan.«

Die energische Stimme der Polizistin holte Adrian in die Gegenwart zurück, und er konzentrierte sich auf den Sohn. Er hatte viele Stunden damit zugebracht, bei Versuchstieren und freiwilligen Studenten verschiedene Arten und Grade von Angst zu taxieren. Er sagte sich, dass dies hier auf derselben Linie lag. Er beäugte Wolfe und achtete auf verräterische Anzeichen für innere Panik, Verschleierung und Unaufrichtigkeit. Ein Zucken im Auge. Ein Abwenden des Gesichts. Eine Veränderung im Ton. Ein Zittern der Hand. Schweiß auf der Stirn.

»Ihre Bewährungsaufgaben verlangen, dass Sie einer geregelten Beschäftigung nachgehen ...«

»Ich habe einen Job. Das wissen Sie. Ich verkaufe Elektronik und Haushaltsgeräte.«

»Und Sie dürfen sich nicht in der Nähe von Spielplätzen oder Schulen aufhalten ...«

»Haben Sie gesehen, wie ich gegen irgendeine dieser Auflagen verstoße?«, fragte Wolfe.

Adrian registrierte, dass er nicht geantwortet hatte: Ich war nicht auf einem Spielplatz oder in der Nähe einer Schule. Er hoffte, dass auch Terri Collins den Unterschied wahrgenommen hatte.

»Und Sie müssen sich einmal im Monat bei Ihrem Bewährungshelfer melden ...«

»Tu ich auch.«

Selbstverständlich tust du das, dachte Adrian. Der Besuch dort erspart dir den Knast.

»Und Sie müssen sich einer Therapie unterziehen ...«

»Sicher. Große Sache.«

Terri legte eine kurze Pause ein. »Wie läuft das denn so?«

»Das geht Sie nichts an«, platzte Wolfe heraus.

Adrian rechnete damit, dass die Ermittlerin ihrerseits in scharfem, forderndem Ton reagieren würde, und war beeindruckt, als Terri Collins eher sachlich, bürokratisch nachhakte: »Sie sind dazu verpflichtet, meine Fragen zu beantworten, ob sie Ihnen gefallen oder nicht – alles andere ist ein Verstoß gegen Ihre Entlassungsaufgaben. Ich bin gerne bereit, Ihren Bewährungshelfer anzurufen und mir seine Einschätzung Ihrer Weigerung einzuholen. Ich habe seine Nummer zufällig in meinem Notizbuch.«

Adrian vermutete darin zwar einen Bluff, doch der kompromisslose Ton sagte ihm, dass die bloße Androhung eines solchen Telefonats bereits genügte und der Delinquent das ebenso wusste wie die Ordnungshüterin.

Wolfe zögerte. »Der Doc sagt, meine Therapie sei vertraulich. Ich meine, eine Sache zwischen ihm und mir.«

»In den meisten Fällen stimmt das. In Ihrem nicht.«

Wolfe überlegte. Er warf einen Blick zu seiner Mutter hinüber, die es sich in ihrem Sessel vor dem Fernseher bequem gemacht hatte, als wären Adrian und die Polizistin sowie ihr Sohn gar nicht im Zimmer. Sie griff nach der Fernbedienung. »Mutter!«, sagte er. »Nicht jetzt. Geh in die Küche.«

»Aber es fängt an«, protestierte sie.

»Bald, noch nicht.«

Die Frau stand widerwillig auf und verließ den Raum. Adrian hörte, wie sie sich in der Küche zu schaffen machte. Es folgte das Klirren eines Glases im Spülstein, ein frustrierter Aufschrei, der in eine Sturzflut von Flüchen überging. Der Sohn blickte missmutig in die Richtung, doch als ahnte sie seine Reaktion, rief die Mutter: »Es war ein Missgeschick. Ich mach's weg.«

»Verdammt«, sagte Wolfe. »Weiter nichts, am laufenden Meter. Missgeschicke.«

Er drehte sich um und sah Terri Collins wütend an. »Sie sehen ja selbst, wie schwer das hier ist, sie ist krank, und ich muss ...« Er sprach nicht weiter. Er begriff, dass die Schwierigkeiten des Zusammenlebens mit einem Menschen in den Fängen einer solchen Krankheit Terri nicht im Mindesten interessierten.

»Ihre Therapie«, sagte sie in schneidendem Ton.

»Ich gehe einmal die Woche«, antwortete Mark Wolfe mürrisch. »Ich mache Fortschritte. Sagt der Doc.«

»Sagen Sie mir, was Sie darunter verstehen«, hakte Terri nach.

Wolfe wirkte unentschlossen. »Fortschritt ist Fortschritt«, sagte er.

»Können wir das ein bisschen genauer haben, Mark?«, fragte Terri. Entwaffnend, dachte Adrian, ihn mit dem Vornamen anzureden.

»Also«, sagte Wolfe, »ich weiß nicht, was ...«

Terri starrte ihn an – ein unmissverständlicher Polizistenblick, der ihm sagte: Das kannst du besser, mein Junge.

Adrian sah sich durchaus an seine eigene Miene gegenüber vielversprechenden Studenten erinnert, die seine Erwartungen enttäuschten.

»Er hilft mir, meine Wunschvorstellungen zu zügeln«, sagte Wolfe.

Wunschvorstellungen war, wie Adrian fand, ein schwaches Wort für Begierden.

»Und wie?«

»Wir reden.«

»Wie war noch mal der Name Ihres Arztes?«

»Den hab ich Ihnen nicht genannt.«

»Wieso nicht?«

Wolfe zuckte die Achseln. »Ich fahr zu ihm in die Stadt. Wollen Sie seine Telefonnummer und Anschrift?«

»Nein«, antwortete Terri. »Die hab ich bereits.«

Adrian hörte aufmerksam zu. Kognitive Verhaltenstherapie. Aversionstherapie. Reality-Therapie. ACT-Therapie. Zwölf-Schritte-Programme.

Er war mit der ganzen Bandbreite der Behandlungsansätze ebenso vertraut wie mit der geringen Wahrscheinlichkeit, dass sie bei einer Paraphilie wie Exhibitionismus etwas ausrichten konnten. Er hätte gerne gewusst, wie ein New-Age-Therapeut vom Schlage eines Scott West jemanden mit einem uralten Leiden behandelte.

»Wo genau finden Ihre Gespräche mit Dr. West statt?«

»In seiner Praxis.«

»Auch schon mal woanders?«

Der Triebtäter machte den Fehler, ein wenig zu lange zu zögern. »Nein.«

Terri schwieg. Strenger Blick. »Also, noch einmal ... Haben Sie sich je woanders ...«

»Einmal hat er mich im Wagen mitgenommen.«

»Wohin?«

»Er hat gesagt, das gehöre zur Therapie. Er hat gesagt, es sei wirklich wichtig für mich, mir selber zu beweisen, dass ich mich unter Kontrolle ...«

»Wohin ist er mit Ihnen gefahren?«

Wolfe wich ihrem Blick aus. »Er ist mit mir an ein paar Schulen vorbeigefahren.«

»An welchen Schulen?«

»An der Highschool. Einer Grundschule zwei Straßen weiter. Ich kann mich nicht an den Namen erinnern.«

»Sie erinnern sich nicht?«

Wieder zögerte Wolfe. »An der Kennedy«, sagte er.

»Nicht Wildwood School oder Fort River Elementary?«

»Nein«, sagte Wolfe wütend. »Nicht an denen.«

Terri Collins zögerte wieder. »Aber Sie kennen die Namen, und ich wette, Sie kennen auch die Adressen.«

Wolfe wandte das Gesicht ab. Er sagte nichts, da sich die Antwort von selbst verstand.

Adrian schätzte, dass er auch genau im Kopf hatte, wann die Schüler eintrafen, wann sie gingen, wann sie in der Pause

auf den Schulhof strömten.

Die Polizistin machte sich ein paar Notizen, bevor sie die nächste Frage stellte.

»Sie sind also an den Schulen vorbeigefahren. Haben Sie angehalten?«

»Nein.«

Adrian wusste, dass dies gelogen war.

»Sie wurden wegen Freiheitsberaubung verurteilt ...«, fing Terri an, doch der Sexualstraftäter unterbrach sie.

»Hören Sie, ich hab dieses Mädchen per Anhalter mitgenommen. Weiter nichts. Ich hab sie nicht angerührt ...«

»Zu einer Spritztour mit offenem Hosenlatz.« Wolfe sah sie nur finster an und sagte nichts. »Waren Sie schon mal bei Ihrem Doktor zu Hause?«

Die Frage schien den Mann zu überraschen. »Nein!«, platzte er heraus.

»Sie wissen, wo er wohnt?«

»Nein.«

»Haben Sie seine Familie mal getroffen?«

»Nein, das gehört nicht zur Therapie.«

»Erzählen Sie mir, worüber Sie sprechen.«

»Er fragt mich, was ich denke und empfinde, wenn ich ... diese Kinder sehe ...« Er holte tief Luft. »Er will, dass ich über alles rede, was mir durch den Kopf geht. Ich sag ihm die Wahrheit. Es ist schwer, aber ich lerne, mich zu beherrschen. Ich muss nicht ...« Wieder unterbrach er sich.

Adrian war geradezu hypnotisiert von der Art, wie Terri dem Mann auf den Zahn fühlte, ohne zu verraten, was sie herausfinden wollte. Doch als er Wolfes letzte Antwort hörte, regte sich etwas in einem hinteren Winkel seines Kopfes. Er versuchte, sich an seine eigenen Experimente zu erinnern, an seine klinischen Studien im Labor. Impulse, dachte er. Eine Versuchsperson hatte eine Reihe normaler Reaktionen auf eine Situation, bis ein weiterer Impuls hinzukam und die Kontrolle über diese Impulse beeinträchtigte, ja, manchmal zunichtemachte.

Wenn im Kino der Böse mit gezücktem Messer aus dem Dunkel springt, schreien wir. Wenn ein Wagen auf nasser Fahrbahn ins Schleudern kommt, nehmen Herzfrequenz, Drüsentätigkeit, Gehirnströme zu, während wir mit der Panik kämpfen. Und geraten außer Kontrolle. Er fragte sich, ob seine Frau Angst gehabt hatte, als sie den Wagen gegen die Eiche setzte. Nein, dachte er, sie war erleichtert, weil sie tat, was sie ihrer Meinung nach wollte. Adrian legte den Kopf schief und horchte auf Cassies Stimme, doch sie meldete sich nicht. Etwas anderes dagegen schon.

Er hatte das Gefühl, als legte sich eine Hand auf seine Schulter, damit er sich umdrehte und hinsah. Der Griff wurde fester, als sei es dringend. Doch er starrte nur weiter auf den Exhibitionisten. Man brauchte ihm nur die Alltagsrealität von Schulkindern vor Augen zu führen, um bei ihm bestimmte Phantasien auszulösen. Andere Menschen sehen Kinder beim Spielen. Mark Wolfe sah in ihnen Objekte der Begierde. Adrian hätte ihn in diesem Moment lieber gehasst als verstanden. Hass ist viel leichter.

»Hören Sie, Detective, es läuft schon viel besser mit mir. Dr. West hat mir wirklich geholfen. Vielleicht glauben Sie mir nicht, aber es stimmt. Sie können ihn ja fragen.«

Terri nickte. »Das werde ich tun. Ihnen ist schon klar, dass selbst diese Fahrten mit Ihrem Therapeuten an den Schulen vorbei gegen Ihre Bewährungsaufgaben verstoßen?«

»Er hat gesagt, das täten sie nicht. Er hat gesagt, mein Bewährungshelfer sei damit einverstanden. Und wir haben nicht angehalten.«

Terri nickte wieder. Das nimmt sie ihm nicht ab, registrierte Adrian. Und da liegt sie richtig.

»Na schön, ich werde das überprüfen. Wir sind dann hier fertig.« Sie klappte ihr Notizbuch zu und machte Adrian Zeichen, blieb jedoch abrupt stehen und fragte in strengem Ton: »Wo ist Jennifer Riggins?«

Mark Wolfe schien verwirrt zu sein. »Wer?«

»Jennifer Riggins. Wo ist sie?«

»Ich kenne keine ...«

»Wenn Sie mich anlügen, wandern Sie zurück in den Knast.«

»Ich habe den Namen noch nie gehört.«

Terri zückte erneut ihr Notizbuch und schrieb etwas hinein. »Sie wissen, dass es eine schwere Straftat ist, einen Polizisten anzulügen?«

»Ich sag die Wahrheit, ich hab keine Ahnung, von wem Sie reden.«

Adrian konnte Wolfe einiges vom Gesicht ablesen. Bemerkenswert, dachte er, wie er Wahrheit und Lüge verquickt.

»Ich denke, ich komme bald wieder, damit wir uns weiter unterhalten können«, sagte Terri. »Sie haben keine Pläne, zu verreisen, oder?« Das war nicht wirklich als Frage gemeint. Es war ein Befehl. Sie wandte sich an Adrian. »Also, Professor Thomas, wir sind hier für heute fertig.«

Adrian hätte hundert Fragen gehabt, doch ihm fiel keine ein. Er machte einen Schritt, hatte aber plötzlich das Gefühl, als flüsterte ihm jemand etwas ins Ohr. Brian. Es konnte nur Brian sein. Er blieb stehen. »Haben Sie einen Computer?«,

platzte er heraus.

Terri machte an der Tür halt. Eine gute Frage, dachte sie. »Sagen Sie es ihm, Mark. Haben Sie einen Computer?« Mark Wolfe nickte.

»Wozu verwenden Sie Ihren Computer?«

»Nichts weiter. Für E-Mails und die Sportergebnisse.«

»Wer emailt Ihnen denn?«

»Ich kenn ein paar Leute. Ich hab ein paar Freunde.«

»Sicher«, sagte Terri. »Ich nehme ihn mit.«

»Dazu brauchen Sie einen Durchsuchungsbefehl.«

»Tatsächlich?«

Wolfe zögerte. »Ich hol ihn. Er ist in meinem Zimmer.«

»Wir kommen mit.«

Sie folgten Wolfe durch die Küche. Die alte Frau fragte: »Kann ich jetzt stricken? Was sind das für Freunde von dir?« Er funkelte seine Mutter wütend an und öffnete die Tür zu seinem Schlafzimmer. Adrian sah ein paar Arbeitskleider herumliegen. Ein paar zerfledderte Sex-Magazine, ein paar Bücher und einen kleinen Schreibtisch mit einem Laptop.

Wolfe ging hinüber, stöpselte ihn aus und überreichte ihn Terri. »Wann krieg ich ihn zurück?«

»In ein, zwei Tagen. Wie lautet Ihr Passwort?«

Wolfe zögerte.

»Wie lautet Ihr Passwort?«

»Candyman«, antwortete er.

Terri nahm den Apparat. »Alles klar«, sagte sie. »Wir machen Fortschritte.«

Als sie sich den Computer unter den Arm klemmte, dachte Adrian: Den hat er viel zu schnell freiwillig herausgerückt. Das leuchtete ihm nicht ein. Dennoch drehte er sich rasch einmal im Kreis und versuchte so viel wie möglich davon mitzubekommen, was das Zimmer über den Mann sagte, der es bewohnte. Er wünschte sich, die Titel auf den Büchern lesen zu können. Er schätzte, dass es auch irgendwo eine Schublade mit DVDs gab. Doch der Raum mutete spartanisch leer an. Ein Einzelbett, eine Kommode, der Schreibtisch und ein Holzstuhl. Wenig, das noch weniger preisgab. Allerdings sagte ihm ein Gefühl, dass er doch etwas verriet. Als er sich gerade der Ermittlerin und dem Exhibitionisten anschließen wollte, hörte er ein Flüstern. Ersatz. Der Gedanke entfiel ihm so schnell, wie er gekommen war. Er drehte sich um, doch es war niemand da. Er verstand das Wort nicht, doch während er den anderen beiden zur Tür hinaus folgte, machte es ihm immer noch zu schaffen.

Der alte Professor und die Polizistin schwiegen während der Fahrt.

Sie hatte den Laptop auf den Rücksitz gepackt. Sie wusste, dass er kein Beweismaterial im eigentlichen Sinne darstellte und dass es vermutlich reine Zeitverschwendung war, die Dateien zu überfliegen. Die Beziehung zwischen Scott West und dem Straftäter bereitete ihr zwar Unbehagen, doch sie sah bis jetzt keinen Hinweis darauf, dass es mehr als reiner Zufall war. Sie wusste, dass nicht alles, was Mark Wolfe zu ihr gesagt hatte, der Wahrheit entsprach, doch ihre Antennen hatten keine Lügen aufgefangen, die sie in die eine oder andere Richtung führten. Sie trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad, während sie in der Dunkelheit zum Haus des alten Mannes fuhr.

Er war auffallend still. »Was haben Sie?«, fragte sie unvermittelt.

Er schien in irgendwelchen Erinnerungen oder Gedanken festzuhängen, bevor er antwortete. »Jennifer«, sagte er leise.

»Wie stehen die Chancen, dass wir sie finden, Detective?«

»Nicht gut«, antwortete sie. »Es ist in unserer Gesellschaft nicht so schwer zu verschwinden, wie die meisten von uns glauben. Oder auch, jemanden verschwinden zu lassen.«

Adrian schien darüber nachzudenken. »Glauben Sie, dass Sie etwas auf diesem Laptop finden –«

Sie fiel ihm ins Wort. »Nein.«

Er drehte sich halb zu ihr um, als verlangte die Antwort nach einer Erläuterung. Sie tat ihm den Gefallen. »Es werden einige beunruhigende Dinge im Spiel sein. Vielleicht die übliche Pornographie. Ich würde mich nicht wundern, wenn er auch in irgendeiner Datei Kinderpornos hätte. Vielleicht auch noch irgendwas anderes, das darauf schließen lässt, dass der gute Dr. West mit seiner Therapie nicht ganz so erfolgreich ist, wie er vermutlich glaubt. Aber etwas über Jennifer? Was sollte es da für eine Verbindung geben? Nein, ich glaube, nicht. Ich werde nachsehen, aber ich bin nicht optimistisch.«

Adrian nickte langsam. »Ich fand die ganze Begegnung aufschlussreich«, sagte er. Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich habe noch nie mit einem solchen Mann gesprochen. Es war sehr erhellend.«

»Haben Sie irgendetwas gehört, was uns weiterhelfen könnte?«, fragte Terri eher aus Höflichkeit, denn sie glaubte nicht, dass er tatsächlich irgendetwas Wichtiges mitbekommen haben könnte.

»Machen Ermittler das so?«, fragte Adrian zurück. »Verarbeiten sie Informationen so schnell?«

Sie lachte. »Das hier ist kein Hörsaal, Professor Thomas. Manchmal bleibt nicht viel Zeit, und man muss verdammt schnell

Antworten finden. Bei der Mordkommission spricht man von den entscheidenden ersten achtundvierzig Stunden. Es gibt sogar eine Fernsehserie, die danach benannt ist. Für manche Verbrechen ist das Zeitfenster noch kleiner, für andere ein wenig größer. In jedem Fall müssen wir – auch wenn wir noch nicht auf die Antworten hoffen können – schleunigst in Erfahrung bringen, wo wir nach den Antworten suchen müssen.« Terri seufzte. »Wir haben Jennifers Zeitfenster schon weit überschritten.«

Adrian schien darüber nachzudenken. »Jennifer braucht mehr Zeit«, sagte er. »Ich hoffe, sie hat sie.«

Terri merkte, dass sie den alten Mann nicht unsympathisch fand. Sie hatte den Eindruck, dass er es mit seinem Bemühen zu helfen ehrlich meinte. Normalerweise schafften es Zivilpersonen nur, den Strafverfolgungsbehörden im Weg zu stehen. Es gab zu viele Leute, die zu viele Krimis sahen und glaubten, sie verstünden was davon. Behinderung, keine Hilfe, dachte sie. Dies war Teil ihrer Ausbildung und ihrer Berufserfahrung. Der alte Mann neben ihr andererseits, der zwischen scharfer Beobachtungsgabe über beharrliche Forderungen bis zu zeitweiliger Geistesabwesenheit hin und her driftete, war anders als die meisten Wichtigtuer und selbsternannten Helfer, die sie gewohnt war. Sie hielt an seiner Adresse. »Haus-zu-Haus-Service«, sagte sie.

»Danke«, sagte Adrian beim Aussteigen. »Vielleicht rufen Sie mich an, wenn Sie was Neues wissen ...«

»Professor Thomas, überlassen Sie die Polizeiarbeit mir. Falls es etwas gibt, womit Sie mir meiner Meinung nach helfen können, melde ich mich.«

Sie hatte den Eindruck, dass der Mann niedergeschlagen war. Jennifer ist verschwunden, dachte sie, und er gibt sich die Schuld daran.

Es bestand ein Unterschied zwischen der Polizei – für die selbst die schlimmsten Tragödien zum Alltagsgeschäft gehörten – und den Menschen, die das Gefühl hatten, durch ihre plötzliche Einbeziehung in ein Verbrechen seien sie irgendwie auserwählt. Das sprengte ihren normalen Horizont in einer Weise, dass es über die Faszination hinaus zur Besessenheit werden konnte. Für eine Polizistin wie Terri dagegen war es einfach normal.

Adrian trat vom Wagen zurück und sah ihm hinterher.

»Sie ist eine gute Polizistin«, sagte Brian. »Aber sie hat ihre Grenzen. Der superclevere, von Natur aus intuitive, quasi-intellektuelle Ermittler ist eine Fiktion der Krimiautoren. Polizisten sind in Wahrheit nüchterne Problemlöser.«

Adrian trottete zur Haustür. »Warst du das eben im Haus?«, fragte er.

»Was dachtest du denn?« Brian schien sich zu zieren, als rechnete er mit einer weiteren Frage. Adrian drehte sich zu seinem toten Bruder um. Es war Brian, der Anwalt, der mit seiner Seidenkrawatte spielte und an der Bügelfalte seines Zweitausend-Dollar-Anzugs zupfte. Brian sah auf. »Du hast was beobachtet.«

»Aber Terri Collins hat gesagt ...«

»Ach, komm schon, Audie, hier ist es von Anfang an nicht darum gegangen, einen Schuldigen zu finden. Zumindest noch nicht. Es geht um die Frage, wo wir nach Jennifer suchen können. Die einzige Möglichkeit, das zu tun, ist, sich eine Vorstellung davon zu machen, wer sie gekidnappt hat. Und warum.«

Adrian nickte. »Ja.«

»Und so denkt nun mal eine Kripobeamtin in einem idyllischen Universitätsstädtchen nicht, auch wenn sie einen ziemlich kompetenten Eindruck macht.«

Das leuchtete Adrian ein. Es war kühl. Er fragte sich, wo die erste Frühlingswärme geblieben war. Die Luft schien trügerisch, als verspräche sie eines und brächte etwas anderes. Unzuverlässige Jahreszeit, dachte er.

»Audie!«

Er drehte sich zu Brian um. »Es wird schwerer«, sagte er. »Es ist, als ob mit jedem Tag und jeder Stunde wieder ein Stück von mir dahinschwindet.«

»Deshalb sind wir ja da.«

»Ich glaube, ich bin zu krank.«

»Jetzt mach mal einen Punkt«, lachte Brian, »ich bin tot und lass mich davon nicht aufhalten.«

Adrian schmunzelte.

»Was hast du im Haus von dem Mistkerl gesehen?«

»Eine alte Frau, die leidet ...« Adrian hielt inne. Was er gesehen hatte? »Ich habe einen Mann gesehen, der so tat, als sei er gefügig, während er in Wahrheit wahrscheinlich etwas verbergen will.«

Brian grinste und klatschte seinem Bruder auf den Rücken. »Was sagt uns das?«

»Das sagt uns, dass ich etwas übersehen habe.«

Brian legte die Hand an die Stirn, genau an die Stelle, an die er wohl den Lauf der Waffe gesetzt hatte, die Adrian drinnen auf seiner Kommode hatte. Er machte eine Schießbewegung, ohne darin wie Adrian eine bittere Ironie zu sehen.

»Ich denke, wir wissen beide, was zu tun ist«, sagte Brian.

Adrian machte sich auf seinem Autositz klein und hoffte, dass sein Besuch Mark Wolfe nicht argwöhnen ließ, er könnte ab jetzt beschattet werden. Hinter Mauervorsprüngen und in Winkeln, aus denen die Bäume mit ihrem ersten zarten Laub die aufstehende Sonne kühnen Filzstrahlen hatten sich die manniglichen Schatten eingenistet. Die Welt war einem Feinsten

die augenende Sonne nerauslitterten, hatten sich die morgendlichen Schatten eingeknistet. Die weit vor seinem Fenster erschien Adrian weder kahl und nackt noch sommerlich bekleidet. Manchmal kam es ihm so vor, als wartete zum Jahreszeitenwechsel eine Naturgewalt auf ein Startzeichen, von einem Tag auf den anderen von Winter auf Frühling umzuschalten.

Er wusste nicht, wie viele Jahreszeitenwechsel ihm noch blieben. Und wie viele er noch mitbekommen würde. Er drehte sich auf seinem Sitz nach Brian um, doch sein Bruder war nicht mehr bei ihm. Er fragte sich, wieso er seine Halluzinationen nicht heraufbeschwören konnte, wenn er sie brauchte. Es wäre beruhigend gewesen, jemanden zu haben, mit dem er sprechen konnte, und er hoffte, dass der selbstsichere Ton seines Bruders seiner Entschlusskraft Auftrieb geben würde.

Vermutlich überschritt er mit seinem Vorhaben die Grenze der Legalität. Falls es nicht illegal war, wäre das bedauerlich. Auf jeden Fall war es unmoralisch, und in dieser Hinsicht hoffte er auf die Hilfe seines Bruders, des Spitzenanwalts, denn Anwälte taten sich mit den moralischen Grauzonen meist weniger schwer. »Brian?«

Schweigen. Er hatte damit gerechnet. Er blickte erwartungsvoll zur Tür hinüber. Mark Wolfe müsste jeden Moment herauskommen, hoffte er, während er fröstelte.

Er dachte an seinen Bruder. Als sie klein waren, hatte er immer darüber gestaunt, wie furchtlos Brian war. Wenn Adrian und seine Freunde etwas taten – schwimmen, Ball spielen, Unfug treiben –, war Brian immer mit von der Partie und der Erste, der die Hand hob, wenn sie einen Streich ausheckten. Adrian erinnerte sich an eine Gelegenheit, als sie von ihren Eltern zusammengestaucht worden waren. Brian war ermahnt und dann in sein Zimmer geschickt worden. Adrian bekam noch einen Rüffel. Du solltest auf deinen kleinen Bruder aufpassen und Adrian, wie konntest du das zulassen ... Er hatte ihnen nicht erklären können, dass trotz ihres Altersunterschieds offenbar Brian der Anführer war. Falsch herum, dachte er. Oder aber wir sind falsch herum aufgewachsen. Doch dann sagte er laut: »Aber deshalb verstehe ich noch lange nicht, wieso du dich erschossen hast.«

Adrian hatte das Gefühl, dass ihm alles in seinem Leben außer seiner Arbeit ein Rätsel war. Wieso hatte Cassie ihn geliebt? Wieso war Tommy gestorben? Was hatte mit Brian nicht gestimmt, dass Adrian von seinem Vorhaben nichts mitbekommen hatte? Einen Vorzug schien seine Krankheit zu haben. All diese Fragen, all die Trauer, die ihn überallhin begleitete, würden sich bald in einem Nebel auflösen. Er atmete aus. Ich bin schon tot, dachte er.

Er hörte, wie eine Wagentür zufiel. Ein kurzer Blick, und er sah, wie Mark Wolfe nicht anders als am Vortag aus seiner Einfahrt rollte. Der Mann fuhr weg.

Adrian sah auf die Uhr. Sie war ein Geschenk von seiner Frau an ihrem 25. Hochzeitstag gewesen. Wasserdicht – auch wenn er nur selten ins Wasser ging. Stoßfest – auch wenn er sie nie fallen ließ. Mit einer Batterie auf Lebenszeit – nun ja, mit ziemlicher Sicherheit wird sie noch die Zeit ansagen, wenn ich nicht mehr bin. Adrian hatte vor, eine Viertelstunde zu warten. Der kleine Zeiger sauste in fast hypnotischem Takt um das Zifferblatt.

Als er sicher sein konnte, dass Mark Wolfe zu seinem Job im Baumarkt unterwegs war, stieg Adrian aus und lief zügig zu dem adretten Haus hinüber. Er klopfte laut an und drückte die Klingel. Als die Tür einen Spalt aufging und die Mutter mit etwas leerem Blick um die Ecke spähte, trat Adrian vor.

»Mark ist nicht da«, sagte sie sofort.

»Das macht nichts«, erwiderte Adrian. Er drückte energisch gegen die Tür. »Er hat gesagt, ich sollte herkommen und ein bisschen Zeit mit Ihnen verbringen.«

»Das hat er getan?« Verwirrung. Adrian machte sie sich zunutze. Er kannte die Krankheit der Frau vermutlich besser als seine eigene.

»Natürlich. Wir sind alte Freunde. Jetzt erinnern Sie sich, nicht wahr?« Er wartete keine Antwort ab. Er drängte sich einfach ins Haus und marschierte geradewegs ins Wohnzimmer. Dort stand er fast an derselben Stelle wie am Abend zuvor.

»Ich kann mich nicht an Sie erinnern«, sagte sie. »Und Mark hat nicht viele Freunde.«

»Wir hatten schon das Vergnügen.«

»Wann?«

»Gestern. Sie erinnern sich.«

»Nein ...«

»Und Sie haben gesagt, ich soll wiederkommen, weil wir uns noch so viel zu erzählen hätten.«

»Das hab ich gesagt ...?«

»Wir haben über so vieles gesprochen. Zum Beispiel Ihre Strickarbeit. Sie wollten mir zeigen, was Sie gestrickt haben.«

»Ich stricke gerne. Ich stricke gerne Fausthandschuhe. Die schenke ich den Nachbarskindern.«

»Ich wette, Mark bringt sie ihnen.«

»Ja, genau. Er ist ein guter Junge.«

»Selbstverständlich ist er das. Er ist der beste Junge, den man sich denken kann. Es gefällt ihm, die Kinder glücklich zu machen.«

»Mit Fausthandschuhen im Winter. Aber jetzt ...«

»Jetzt ist Frühling. Keine Fausthandschuhe mehr. Nicht bis zum nächsten Herbst.«

»Ich hab schon wieder vergessen – woher kennen Sie Mark?«

»Ich wünschte, Sie würden mir Fausthandschuhe machen.«

»Ja. Ich mach Fausthandschuhe für die Kinder.«

»Und Mark bringt sie ihnen dann. Was für ein guter Junge.«

»Ja, er ist ein guter Junge. Ich hab Ihren Namen vergessen.«

»Und er sieht mit Ihnen fern.«

»Wir haben unsere Sendungen. Mark mag besondere Sendungen. Zusammen sehen wir all die lustigen Sendungen, die frühen, und wir lachen, weil sie sich in all diesen Serien immer in solche Schwierigkeiten bringen. Und dann muss ich ins Bett, weil Mark nämlich sagt, dass seine Sendungen später kommen.«

»Dann sieht er also in diesem schönen, großen Apparat zuerst Ihre Sendungen mit Ihnen und danach seine.«

»Den hat er für uns gekauft. Es ist, als hätte man echte Menschen zu Besuch. Uns kommen nicht viele Freunde besuchen.«

»Aber ich bin Ihr Freund, und ich bin gekommen.«

»Ja. Sie sehen alt aus, so wie ich.«

»Bin ich auch. Aber jetzt sind wir Freunde, oder?«

»Ja, glaub schon.«

»Was sind das für Sendungen, die er sieht?«

»Er lässt mich ja nicht zugucken.«

»Aber manchmal können Sie nicht schlafen, stimmt's? Und dann kommen Sie mal hier vorbei.«

Sie grinste. »Seine Sendungen sind ...« Sie lachte laut. »Ich sollte das nicht sagen.«

Sie sah ihn mit einem kindlich verschämten Ausdruck an. Er wusste, dass er etwas beobachtet hatte, und seine Gedanken rasten, während er versuchte, sich einen Reim darauf zu machen.

Er spürte, wie ihn seine Frau, sein Sohn und sein Bruder umringten, wusste, dass sie da waren und auch wieder nicht, um ihm klarzumachen, worum es ging, und seinem Verstand auf die Sprünge zu helfen.

Er sah die Frau an. Zwei verwirrte Menschen, dachte er. Ich kann sie verstehen, aber sie mich nicht.

Es war fast wie eine Fremdsprache, und der Gedanke brachte ihn auf Tommy, der in einem so fremden Land gestorben war, dass er es sich allenfalls anhand von Bildern vergegenwärtigen konnte, die über seinen inneren Bildschirm flackerten. Der Gedanke führte wieder zu dem Flachbildfernseher und einer Bemerkung der Frau zurück, und zu etwas, das sein Sohn ihm gesagt hatte, nur dass es in Wahrheit nicht sein Sohn, sondern der Geist seines Sohnes gewesen war. Stricken, dachte er. Sie strickt.

»Sie haben bestimmt auch einen Computer«, sagte er. »Bewahren Sie den bei Ihren Stricksachen auf?«

Die Frau lächelte. »Natürlich.« Sie ging hinüber und nahm den Korb mit dem Strickgarn und den Stoffmustern, der genau da, wo ihn Adrian vom Vorabend in Erinnerung hatte, neben dem Sessel auf dem Boden stand. Sie stellte ihn vor Adrian ab. Unter einem Strang rosaroter Wolle kam ein kleiner Apple-Laptop mitsamt Kabeln zum Vorschein.

Er blickte zum Bildschirm hinüber. Wenn er seine Mutter ins Bett geschickt hat, verbindet er den Laptop mit dem großen Apparat. »Den bring ich Mark«, sagte er. »Mark braucht ihn bei der Arbeit.«

»Er lässt ihn hier«, sagte sie. »Er lässt ihn immer hier.«

»Ja, aber die Polizistin, die gestern gekommen ist, wird ihn brauchen, er sollte ihn ihr deshalb nach der Arbeit bringen. Das wollte er tun.«

Adrian wusste, dass er mit diesem Haufen Lügen durchkommen würde, auch wenn die alte Frau zögerte. Es war pervers, räumte er ein, aber ein Kinderspiel.

Er nahm den Laptop und ging zur Tür. Passwort? Mark Wolfe hatte auf ihn nicht gerade den Eindruck gemacht, ein Dummkopf zu sein. Und er erinnerte sich an den verächtlichen Ausdruck im Gesicht von Detective Collins, als sie den Computer entgegennahm, den der Delinquent ihr so bereitwillig ausgehändigt hatte. Candyman. Wie naheliegend, dachte er. Ein derart schillerndes Passwort, das jedem, der die Dateien überprüfen wollte, suggerieren sollte, dass sich dahinter belastende Beweise verbargen, während es in Wirklichkeit in eine harmlose Sackgasse führte.

Der Laptop dagegen, den er in Händen hielt – der »Computer seiner Mutter« –, das war das eigentliche Corpus delicti. Er beäugte die grauhaarige Frau mit dem wilden Blick. »Hat Mark als Kind je ein Haustier gehabt ...?«

»Wir hatten einen Hund namens Butchie ...«

Adrian lächelte. Butchie. Das ist eine Möglichkeit.

»Mark musste ihn einschläfern. Butchie hat gern gejagt, und er hat Leute gebissen.«

Genau wie dein Sohn. Die alte Frau sah plötzlich so aus, als würde sie gleich weinen. Adrian überlegte einen Moment, dann stellte er eine weitere Frage. »Und wie hieß das Nachbarmädchen, Sie wissen schon, das Mädchen von nebenan, oder war es ein paar Häuser weiter, als Mark sechzehn oder siebzehn war?«

Augenblicklich nahm das Gesicht der Frau einen anderen Ausdruck an. Sie machte eine böse Miene. »Das ist so was wie ein Memory-Spiel, was? Ich kann mir nicht mehr alles so gut merken, ich vergesse viel.«

ein Memory-Spiel, was: Ich kann mir nicht mehr alles so gut merken, ich vergesse viel ...«

»Aber dieses Mädchen, an die erinnern Sie sich schon, nicht wahr?«

»Ich mochte sie nicht.«

»Wie hieß sie noch gleich ...«

»Sandy.«

»Sie hat Mark damals das erste Mal in Schwierigkeiten gebracht, richtig?« Die Frau nickte. Er fragte sich, ob Mark Wolfe Sinn für Ironie besaß. Adrian machte sich, den Laptop unter den Arm geklemmt, bereits auf den Weg zur Tür, drehte sich jedoch, als er schon die Klinke in der Hand hielt, noch einmal um. »Wie heißen Sie?«

Sie lächelte. »Ich heiße Rose.«

»Wie die schöne Blume?«

»Als ich jung war, hatte ich leuchtend rote Bäckchen, damals, nach der Hochzeit mit ...«

Sie brach mitten im Satz ab und legte die Hand vor den Mund.

»Wo ist er hingegangen?«

»Er hat uns verlassen. Ich kann mich nicht erinnern. Es war schlimm. Wir waren allein, und es war schwer. Aber jetzt kümmert sich Mark um mich. Er ist ein guter Junge.«

»Ja, das ist er. Wer hat Sie verlassen?«

»Ralph«, sagte sie. »Ralph hat uns verlassen. Ich war immer Ralphs Rose, und er hat gesagt, ich würde auf ewig blühen, aber er ist weggegangen, und ich blühe nicht mehr.«

Ralphsrose, dachte Adrian. Vielleicht. »Das war wirklich sehr nett, Rose. Rose, ich werde zurückkommen, und dann können wir uns noch mal übers Stricken unterhalten. Vielleicht stricken Sie mir ein Paar von diesen Fäustlingen.«

»Das wäre nett«, sagte sie.

Jennifer sang Mister Braunbär leise etwas vor, als die Tür aufging. Es war kein spezielles Lied, sondern eine Mischung aus sämtlichen Kinderliedern, an die sie sich erinnern konnte, so dass »Row, Row, Row Your Boat« und »Itsy Bitsy Spider« in »The Bear Went Over the Mountain« und »I'm a Little Teapot« übergingen. Außerdem mischte sie noch das eine oder andere Weihnachtslied darunter. Jeden Liedtext, jeden Vers, jede Melodie, die ihr einfielen, summt sie vor sich hin. Um Rap und Rock 'n' Roll machte sie einen großen Bogen, weil sie sich nicht denken konnte, wie sie daraus Trost schöpfen sollte. Als das Geräusch der Tür sie unterbrach, hielt sie die Luft an, sang jedoch im nächsten Moment umso lauter weiter. »God bless ye, merry Gentlemen, let nothing ye dismay, remember Christ our Saviour was born this Christmas day ...Gott segne euch, ihr wackren Herren, seid guten Muts und wisst, an diesem Tag geboren ward unser Herre Christ ...«

»Nummer 4, bitte pass auf.«

»Oh, the bear went over the mountain, the bear went over the mountain, the bear went over ...«

»Nummer 4, hör auf zu singen, oder ich tu dir weh.« Jennifer hegte nicht den geringsten Zweifel daran, dass die Drohung ernst gemeint war. Sie hörte auf. »Gut«, sagte die Frau.

Jennifer hätte am liebsten gelächelt. Kleine Rebellionen, sagte sie sich. Tu, was sie verlangen, aber ...

»Pass auf«, sagte die Frau.

Ich weiß, wo du bist, dachte Jennifer. Sie wusste nicht, wieso ihr das so wichtig war, aber das war es. Von den wenigen Sekunden, die sie unter ihrer Augenbinde hervorgespäht hatte, fühlte sie sich viel stärker. Endlich konnte sie sich im Raum orientieren. Sie wusste von der Videokamera, die auf sie gerichtet war. Sie hatte die kahlen weißen Wände, den grauen Fußboden gesehen, blitzschnell Maß genommen und vor allem gesehen, dass ihre Kleider in der Nähe des Eingangs gestapelt waren. Sie lagen alle säuberlich gefaltet neben ihrem Rucksack, als warteten sie dort frisch gewaschen und gebügelt auf sie. Es war nicht dasselbe, wie angezogen zu sein, doch allein schon die Möglichkeit, wieder in ihre Jeans und ihr T-Shirt zu schlüpfen, hatte sie mit Hoffnung erfüllt.

Die Kamera, die unbeirrbar auf sie gerichtet war, hatte ihr zu denken gegeben. Jennifer war klar, dass es demnach keine Privatsphäre gab. Als ihr diese Verletzung bewusst wurde, war sie rot geworden, doch im nächsten Moment hatte sie begriffen, dass, wer auch immer sie beobachtete, nicht sie zu sehen bekam, sondern eine Gefangene. Sie war nach wie vor anonym. Vielleicht war ihr Körper bloßgestellt worden, aber nicht sie. Es bestand ein Unterschied zwischen dem Menschen, der sie war, und dem, was sie tat. Irgendeine Doppelgängerin von Jennifer, die sie Nummer 4 nannten, machte dies oder das, während die echte Jennifer ihren Teddy festhielt und Lieder sang und herauszufinden versuchte, in was sie hineingeraten war. Sie wusste, dass es ein hartes Stück Arbeit werden würde, die wahre Jennifer zu beschützen und den Mann und die Frau, ihre Kerkermeister, in dem Glauben zu wiegen, die Pseudo-Jennifer sei echt. Und noch etwas machte die Kamera ihr klar. Sie bedeutete, dass sie gebraucht wurde. Sie wusste zwar nicht, was für ein Drama hier inszeniert wurde, doch eins war klar: Sie war darin die Hauptdarstellerin. Sie wusste nicht, wie lange sie diese unverzichtbare Funktion am Leben erhalten würde, doch zumindest gab sie ihr eine gewisse Zeit, und sie war entschlossen, diese Zeit zu nutzen.

»Nummer 4, ich werde einen Stuhl ans Fußende deines Bettes stellen. Du wirst dich dorthin begeben und dich daraufsetzen.«

Jennifer schwang die Beine vom Bett. Sie stand auf. Dann räkelte sie sich, hob zuerst ein Bein, dann das andere und spannte die Muskeln. Sie ging auf die Zehenspitzen, dann auf die Fersen und wiederholte die Übung mehrfach schnell hintereinander. Danach drehte sie einen Arm auf den Rücken und dehnte den Oberkörper. Sie wiederholte die Bewegung mit dem anderen Arm. Sie spürte, wie sich ihre Muskeln zusammenzogen und entspannten und ihr die Steifheit aus den Gliedern wich.

»Dies ist keine Gymnastikstunde, Nummer 4, tu auf der Stelle, was ich dir sage.«

Jennifer drehte den Kopf hin und her, um den Hals zu lockern, und tastete sich behutsam zum Fußende hinüber, indem sie sich mit einer Hand an der Matratze orientierte. Sie streckte die Hand aus und fühlte die Holzlehne eines Stuhls. Sie setzte sich wie ein mutwilliges Mädchen im Katechismusunterricht, das Angst vor der Nonne hat, in einer betont artigen Pose hin – kerzengerader Rücken, die Hände auf dem Schoß gefaltet, die Knie zusammengedrückt. Sie fühlte, dass die Frau näher auf sie zukam. In Erwartung weiterer Anordnungen drehte sie sich halb zu ihr um.

Der Schlag traf sie überraschend und brutal. Die flache Hand, quer über der Wange, hätte sie fast zu Boden geworfen. Der Schock war so qualvoll wie der Schlag. Hinter der Augenbinde sah sie Sternchen, und ihr Gesicht durchzuckte ein so heftiger Schmerz, als hätten sämtliche Nervenenden quer über ihren Körper einen Elektroschock erlitten. Schwindel und Schmerz bildeten eine Mischung, von der sich ihr alles im Kopf drehte.

Beinahe hätte sie das Gleichgewicht verloren und wäre vom Stuhl gefallen, und sie schnappte nach Luft, als hätte sie jemand gewürgt. Sie wusste, dass sie ein paar wimmernde Laute wie ein Tier von sich gab, doch sie konnte nicht sagen, ob sie im Raum oder nur in ihrem Kopf widerhallten. Sie hielt sich am Sitz des Stuhls fest, denn ihr war klar, dass sie umso mehr getreten und verletzt werden würde, falls sie zu Boden fiel, auch wenn sie nicht wusste, wieso. Sie wollte etwas sagen, doch ihr kam kein Wort über die Lippen, nur Würgen und Schlucken.

»Begreifen wir die Situation jetzt ein bisschen besser, Nummer 4?«, fragte die Frau.

Jennifer nickte.

»Wenn ich dir einen Befehl erteile, hast du ihn zu befolgen. Ich denke, das hatten wir dir bereits klargemacht.«

»Ja. Ich wollte nur ... mir war nicht bewusst ...«

»Hör mit dem Gejammer auf.«

Sie hörte auf.

»Gut. Ich habe ein paar Fragen an dich. Du wirst sie genau beantworten. Beschränke dich auf die Informationen, um die du gebeten wirst. Ich will, dass du den Kopf still hältst und geradeaus siehst.«

Jennifer nickte. Sie spürte, wie die Frau sich dichter zu ihr vorbeugte, und sie hörte ein Flüstern, das einem Zischen glich. »Die Antwort auf die erste Frage lautet achtzehn«, sagte sie.

Hinter der Binde blinzelte Jennifer erstaunt. Sie begriff, dass diese Bemerkung nur für sie bestimmt war. Sie hörte das Knistern der Kleidung, als die Frau sich ein kleines Stück zurückbewegte. Es trat eine Pause ein, Jennifer nahm starr wie ein Roboter wieder die Haltung des Schulmädchens an und starrte geradeaus, wenn auch nur ins Schwarz unter der Maske.

»Gut. Nummer 4, sag uns, wie alt du bist.«

Jennifer zögerte einen Moment, dann platzte sie heraus: »Ich bin achtzehn.« Eine Lüge, dachte sie, die ihr einigen Schmerz ersparte. Die Frau fuhr fort.

»Weißt du, wo du bist?«

»Nein.«

»Weißt du, weshalb du hier bist?«

»Nein.«

»Weißt du, was mit dir passieren wird?«

»Nein.«

»Weißt du, welchen Tag wir haben? Oder vielleicht das Datum, die Uhrzeit oder auch nur, ob es Tag oder Nacht ist?«

Sie schüttelte den Kopf, zwang sich, damit aufzuhören, und sagte: »Nein.« Diesmal klang ihre Stimme ein wenig gebrochen, als handelte es sich bei dem Wort »nein« um kostbares Porzellan, das beim kleinsten Patzer in Stücke zerbrach.

»Wie lange bist du schon hier, Nummer 4?«

»Ich weiß nicht.«

»Hast du Angst, Nummer 4?«

»Ja.«

»Hast du Angst davor zu sterben, Nummer 4?«

»Ja.«

»Willst du weiterleben?«

»Ja.«

»Was wirst du tun, um weiterzuleben?«

Jennifer überlegte. Es konnte nur eine Antwort geben. »Alles.«

»Gut.«

Die Stimme der Frau schien vielleicht einen bis anderthalb Meter entfernt zu sein. Jennifer hegte den Verdacht, dass sie hinter die Kamera getreten war, damit sie ihre Antworten direkt in die Linse sprach. Sie schöpfte ein wenig Zuversicht. Ich werde gefilmt. Die Fähigkeit, das, was mit ihr passierte, auch nur bruchstückhaft zu begreifen, half. Sie wusste, dass ihr Bild irgendwohin ging. Irgendwo wurde sie in diesem Moment von irgendjemandem beobachtet. Ihre Muskeln spannten sich an. Sie haben keine Ahnung, wie stark ich sein kann, dachte sie. Dann kamen ihr Zweifel. Ich weiß nicht, wie stark ich sein kann. Sie hätte am liebsten geweint und der Verzweiflung, dem Drang, loszuschluchzen, einfach nachgegeben. Oder aber sich gewehrt, nur dass sie nicht wusste, wie.

»Steh auf, Nummer 4.« Sie gehorchte. »Zieh deinen Slip herunter.«

Sie konnte nichts dagegen machen, doch ihre Hände zögerten. Zugleich spürte Jennifer, dass die Frau schon die Muskeln spielen ließ, um sie wieder zu schlagen; sie tat, was die Frau verlangte. Sie sagte sich, es sei nicht anders als wie bei einem Arztbesuch oder in einer Umkleidekabine nach einem schweißtreibenden Training. Ihre Nacktheit hatte nichts Beschämendes an sich. Sie spürte, dass die Kamera sie wie mit der Lupe erfasste, und fühlte sich gedemütigt. Sie war den Tränen nahe, als die Frau sagte: »Du darfst dich wieder setzen.« Sie griff nach dem knappen Höschen, zog es hoch und setzte sich wieder hin. Es war, als wäre ihr etwas abgeschnitten worden. Als der Mann sie gezwungen hatte, sich

nackt zu waschen, hatte sie sich nicht so schrecklich gefühlt wie jetzt.

»Wovor hattest du, bevor du in diesen Raum kamst, am meisten Angst?«

Sie musste überlegen. Vor Scham arbeitete ihr Kopf nicht richtig.

»Größte Angst, Nummer 4?« Der Ton der Frau war unnachgiebig.

Jennifer zermartete sich den Kopf, um eine Antwort zu finden.

»Spinnen. Ich hasse Spinnen. Als ich klein war, hat mich eine Spinne gebissen, mein Gesicht ist dick angeschwollen, und seitdem ...«

»Das ist eine Sache, vor der du Angst hast, Nummer 4. Aber was macht dir am meisten Angst?«

Jennifer zögerte. »Manchmal hatte ich dann Angst, ich könnte in einem Raum voller Spinnen eingeschlossen sein.«

»Das kann ich bewerkstelligen, Nummer 4 ...«

Jennifer schauderte unwillkürlich. Sie wusste, dass die Frau nicht zögern würde. Sie vermutete, dass sie nur an der Oberfläche dessen, wozu die Frau fähig war, gekratzt hatte. Und sie rechnete damit, dass der Mann noch schlimmer war.

»Aber was macht dir am meisten Angst, Nummer 4?«

Immer noch hämmerte dieselbe Frage auf sie ein. Was war falsch an meiner Antwort? Das eine oder andere Wort steckte ihr im Hals, und sie hustete. Sie hatte eine Idee. »Dass ich nie aus der Kleinstadt rauskommen würde, in der ich gewohnt habe, und dass ich für den Rest meines Lebens dort festhängen würde.«

Die Frau schwieg. Jennifer überlegte, ob sie die Frau mit dieser Antwort vielleicht überrascht hatte.

»Also, Nummer 4, du hast dein Zuhause gehasst?«

Jennifers Kopf ging heftig auf und nieder, und sie antwortete: »Ja.«

»Was hast du gehasst?«

»Alles.«

Wieder sprach die Frau mit Bedacht. Ihre Stimme hämmerte auf Jennifer ein. Der stetige Rhythmus der Fragen war wie ein Sperrfeuer, das sie im Innersten traf. »Und deshalb wolltest du fliehen, richtig?«

»Ja.«

»Willst du immer noch fliehen, Nummer 4?«

Jennifer glaubte, von dem Schluchzen, das sie unterdrückte, müsste ihr die Brust zerspringen. Sie wusste nicht, ob die Frau meinte, Flucht von zu Hause oder Flucht aus ihrer Zelle. Diese Ungewissheit tat weh. »Ich will einfach nur leben«, sagte sie. Ihre Stimme bebte.

Die Frau legte eine Pause ein, bevor sie fortfuhr. Die Fragen waren gnadenlos.

»Was hast du in deinem Leben geliebt, Nummer 4?«

Sie überkam eine Flut von Kindheitserinnerungen. Mitten im Dunkel ihrer verbundenen Augen sah sie ihren Vater vor sich stehen, nur dass er diesmal am Leben war und ihr mit diesem schiefen Grinsen im Gesicht winkte und sie aufmunterte, zu ihm zu kommen. Sie erinnerte sich an Partys und Spielplätze. Sie sah ganz normale Momente vor sich, wie Picknicks und einen Familienausflug nach Fenway Park zu einem Ballspiel und mit Hot Dogs an einem Nachmittag im Sommer. Einmal war sie bei einer Schulexkursion zu einer nahe gelegenen Farm in einen Pferch gekrochen, in dem neugeborene Hundewelpen an den Zitzen ihrer Mutter saugten, und sie hatte gestaunt, wie weich und winzig und kraftstrotzend das Leben sein konnte. Sie hatte vor sich, wie sie und ihre Mutter, die sie aus gutem Grund nicht mehr lieben konnte, in einem Nationalpark in einem Fluss schwammen, in dem ihnen unter einem kleinen Wasserfall Kaskaden von kaltem Wasser über den Kopf strömten und sie beide die Gänsehaut ignorierten, weil es ein so wundervolles Gefühl war.

All diese Bilder bestürmten sie wie in einem rasanten Actionfilm hinter der Augenbinde. Sie sog heftig die Luft ein. All diese Gedanken gehörten ihr, und sie wusste, sie musste sie beschützen. »Nichts«, sagte sie.

Die Frau lachte. »Jeder liebt etwas, Nummer 4. Ich frage dich noch einmal: Was hast du geliebt?«

Ein Haufen Ideen schoss ihr durch den Kopf. Alle möglichen Bilder wirbelten durcheinander. Eine Flut von Erinnerungen. Sie hatte das Gefühl, dagegen ankämpfen zu müssen, um sie für sich behalten zu können. Sie zögerte einen Moment, bevor sie hastig begann: »Ich hatte mal eine Katze ... genauer gesagt, hab ich ein streunendes Katzenjunges gefunden. Es war nass und struppig und hatte sich verirrt. Ich durfte es behalten. Ich hab es ›Socke‹ genannt, weil es weiße Pfötchen hatte. Ich hab es mit Milch gefüttert, und es hat nachts bei mir auf dem Bett geschlafen. Sie war jahrelang mein bester Freund.«

»Was ist aus Socke geworden, Nummer 4?«

»Mit sieben Jahren wurde sie krank. Der Tierarzt konnte sie nicht retten. Wir haben im Garten ein Loch gegraben und sie reingelegt. Danach hab ich tagelang geweint, und meine Eltern haben mir angeboten, mir ein neues Kätzchen zu besorgen, aber ich wollte keine neue, ich wollte nur diejenige, die gestorben war.« Sie schwieg einen Moment und fügte hinzu: »So, das war etwas, das ich geliebt habe.«

»Rührend, Nummer 4.«

Jennifer wollte gerade antworten: Du hast es so gewollt, doch sie durfte nicht noch eine Ohrfeige riskieren. Sie riss sich

zusammen und vermied ein spottisches Grinsen, genoss aber innerlich die Schadenfreude. Die Geschichte mit Socke war von vorn bis hinten erstunken und gelogen. Keine Katze, du Miststück. Keine tote Katze. Du kannst mich mal.

»Eine letzte Frage, Nummer 4.« Jennifer rührte sich nicht. Sie wartete. »Bist du noch Jungfrau, Nummer 4?«

Sie merkte, wie sich ihre Zunge pelzig anfühlte, registrierte den sauren Geschmack auf den Lippen. Sie waren trocken, und sie leckte sich mehrmals darüber. Sie wusste nicht, wie die richtige Antwort lautete. Die Wahrheit hieß Ja, aber war es gut, oder war es schlecht, das zu sagen? Sie spürte, wie ihr die Angst hochkroch. Die Andeutung von Sex schnürte ihr die Luft ab. Sie wollen mich vergewaltigen, dachte sie.

»Bist du noch Jungfrau, Nummer 4?«

Wenn sie nein antwortete, würden sie das irgendwie als Einladung verstehen? Wenn sie damit nahelegte, sie hätte schon Sex gehabt, würden sie das als Freibrief verstehen? War ihre Naivität etwas Gutes oder Schlechtes? Sie hasste es, sich entscheiden zu müssen. Keine der beiden Antworten schien richtig. »Ja«, sagte sie mit heiserer Stimme.

Die Frau lachte. »Du darfst aufs Bett zurück«, sagte sie. Ihr Ton triefte vor Spott.

Wie es der Zufall wollte, saßen Adrian und Terri zur selben Zeit an verschiedenen Orten und starrten auf die Bildschirme von Laptops, die derselben Person gehörten, kamen jedoch zu entgegengesetzten Schlüssen. Einer von ihnen hatte nur Sackgassen vor sich. Der andere sah unbegrenzte Möglichkeiten.

Was Terri an ihrem Dienstschreibtisch auf dem konfiszierten Computer entdeckte, entsprach ziemlich genau ihren Erwartungen. Ein bisschen billige Pornographie – nichts außergewöhnlich Exotisches oder Abgründiges, Alarmierendes – sowie eine ganze Reihe Besuche von langweiligen Sport-Websites, medizinischen Chatrooms von Alzheimer-Selbsthilfegruppen, eine Offshore-Website für Wetten und die obligatorische Anzahl Online-Videospiele wie Onlinepokerraum und World of War. Wolfe hatte außerdem viel Zeit mit technischen Websites für den fortgeschrittenen Umgang mit dem Computer verbracht. Doch ihrer Einschätzung nach deutete auf seiner Festplatte nichts auch nur entfernt darauf hin, dass er sich wieder auf die Art von Aktivitäten einließ, die zuletzt zu seiner Verhaftung geführt hatten, oder dass er in der Rangfolge der Triebtäter aufgerückt sein könnte. Nichts, was irgendwie für die Suche nach Jennifer von Belang war.

Sie war drauf und dran, Mark Wolfe und seine Verbindung zu dem angehenden Stiefvater des vermissten Mädchens unter der Rubrik Zeitverschwendung abzuheften. Ihrer Meinung nach traten sie, so sehr der alte Mann drängen mochte, mit dem ganzen Fall auf der Stelle. Sie wusste, dass sie der Kreditkarte nachgehen musste, die in Maine abgegeben worden war, doch sie bezweifelte, dass die Spur irgendwohin führte.

Terri fuhr den Laptop herunter und atmete langsam aus. Das Ärgerliche war, dass sie Wolfe das verdammte Ding zurückgeben musste. Sie griff nach dem Telefon und rief in dem Baumarkt an, bei dem er arbeitete. »Ich hätte gerne mit Mark Wolfe gesprochen«, erklärte sie der Telefonistin. »Hier spricht Detective Collins. Ich rufe im Zusammenhang mit einem laufenden Ermittlungsverfahren wegen sexuellen Missbrauchs an.«

Es gehörte zu ihren Hauptanliegen, Mark Wolfe ins Schwitzen zu bringen. Sie bezweifelte, dass in seinem Arbeitsumfeld irgendjemand von seiner Vergangenheit wusste, und sie überlegte, wie lange es wohl dauern würde, bis die Telefonistin in der Kaffeepause zum Besten gab, eine Polizistin habe wegen eines der Verkäufer angerufen. Das würde zu Spekulationen Anlass geben. Und nach den Spekulationen würden einige unschöne Details an seinem Arbeitsplatz die Runde machen. Es bereitete ihr nicht die geringsten Gewissensbisse, ihn in Schwierigkeiten zu bringen. Sie wusste, dass dies keine sonderlich vernünftige oder nachsichtige Einstellung war, doch auch das war ihr egal.

Als Wolfe an den Apparat kam, machte sie es kurz und bündig. »Sie können in mein Büro kommen und Ihren Laptop abholen«, sagte sie. »Ich bin bis sechs Uhr da.«

Er brummte nur etwas zur Antwort. Bis er sich blicken lassen würde, blieb ihr noch etwas Zeit, also schob sie den Laptop unsanft zur Seite und nahm die Meldung über die Kreditkarte zur Hand. Sie wählte die Nummer der Bank in Waterville, Maine.

Ein Computer, dachte Adrian, ist wie ein Zerrspiegel. Er verrät eine Menge darüber, was für ein Mensch sein Besitzer tatsächlich ist, vorausgesetzt, man blickt hinter die Verzerrungen und verwaschenen Konturen. Dazu musste man die richtigen Passwörter haben.

Wolfe's Mutter hatte ihm ein paar wichtige Anhaltspunkte gegeben, um damit verschlüsselte Dateien zu öffnen. Adrian hatte mit einigen Kombinationen experimentiert. Rose_Stricken hatte ihm Zugang zu einem Ordner mit einer Datei von Fotos verschafft, auf denen junge Frauen – alle mehr oder weniger unbekleidet – in aufreizenden Posen zu sehen waren. Der erste Gedanke, der ihm in den Sinn kam, war Kinderpornographie – doch ihm wurde schnell klar, dass dies die Sache nur ungenau traf. Die Bilder waren provokativ, und Adrian fühlte sich unbehaglich, bis er sich zwang, sie genauer anzusehen, so dass er erkannte, dass sie nur den Anschein erweckten, als handle es sich bei den jungen Frauen um Mädchen, die fast noch Kinder waren.

Die Models, die auf dem Bildschirm Revue passierten, waren alle rasiert und gaben sich verschämt; sie waren wegen ihrer unreifen Körper und kindlichen Gesichter ausgewählt worden. Doch sie sahen nur so jung aus. Wahrscheinlich hatten sie ausnahmslos auf Wochen oder Tage genau das vorgeschriebene Mindestalter von achtzehn Jahren, das sie nicht unterschreiten durften, um nicht unter die illegale Kinderpornographie zu fallen. Je weiter er blätterte, desto krasser wurden die Bilder. Es waren Jungen im selben Alter wie die Mädchen dabei, die mit den Models kopulierten, daneben aber auch Männer im mittleren Alter oder darüber, die dasselbe taten. Geilheit war Trumpf.

Die Rose_Stricken-Dateien waren verstörend, aber nicht, wie er vermutete, die Art von Download, die auf einem Computer von Interpol Alarm auslösen oder auch nur die Aufmerksamkeit der örtlichen Polizei auf sich lenken würde. Er fand Links zu Websites mit Bezeichnungen wie Barely18.com und Justoldenough.com, die er sich ersparte.

Es gab noch andere Ordner, die er nicht öffnen konnte, so dass er sich wünschte, über die Computer-Expertise jüngerer Menschen zu verfügen. Er probierte einige Variationen zu »Sandy« aus. Er schätzte, dass dieser Name nur deshalb durch den Nebel im Kopf der kranken Mutter gedrungen war, weil er im Haus häufig gefallen war. Er wusste, dass irgendeine Kombination mit diesem Namen irgendetwas auf dem Computer öffnen würde. Doch alle Verbindungen, die er ausprobierte, wurden abgelehnt.

Vergangenheit wird Gegenwart und beeinflusst die Zukunft gehörte zu den Binsenweisheiten der Psychologie. Dinge, Ereignisse, Menschen, die es in unsere Erinnerungen geschafft haben, beeinflussen die Schritte, die wir in der Gegenwart machen, und unsere Träume über das, was vor uns liegt. Der Sexualstraftäter Mark Wolfe bildete keine Ausnahme von dieser Regel, nur dass der Schaden, den er genommen hatte, seinerseits großen Schaden anrichten konnte. Woher dieser Schaden kam, war ein Geheimnis. Wo er derzeit lauerte, verriet der Computerbildschirm; wohin er noch führen würde, konnte niemand sagen.

In der Hoffnung, dass es ihm Zugang zu einer Ordnerliste mit sämtlichen Passwörtern von Wolfe verschaffte, tippte er »KillSandy« ein, doch stattdessen erschienen augenblicklich Bilder auf dem Bildschirm. Er starrte auf das Bild einer jungen Frau, die sich vorbeugte, um die Erektion eines alten Mannes mit den Lippen zu empfangen. Bei dem Anblick bekam er das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen und ein Glas Eiswasser zu besorgen.

Adrian rollte sich mit seinem Stuhl vom Schreibtisch weg. Er wollte einen Gedichtband finden; etwas Subtiles, Verse lesen, etwas, das makellos und ehrbar war. Vielleicht ein paar Shakespeare-Sonette, überlegte er, oder Byron. Zeilen, die in zärtlichen, aufrichtigen Bildern und Gleichnissen voller Leidenschaft von Liebe sprachen, statt Bilder von haarigen Männern, die ihre aufgestauten Triebe mädchenhaft jungen Frauen aufzwangen.

Er machte Anstalten, aufzustehen, blieb jedoch sitzen, als er hörte, wie ihm sein Sohn ins Ohr flüsterte: »Aber Dad, du hast nicht genau genug hingesehen. Noch nicht.«

Adrian drehte sich mit ausgebreiteten Armen blitzschnell um, als könnte er den Geist seines Sohnes umarmen und an sich drücken, doch er war allein im Raum. Dafür kam Tommys Stimme ganz aus der Nähe.

»Worum geht es bei dem, was du siehst?«, fragte ihn sein Sohn. Es klang melodisch, so wie der neunjährige Junge sprach. Als sein Sohn klein war, liebte Adrian nichts so sehr, wie von Tommy gerufen zu werden. Es war wie eine Einladung, ihm etwas mitzuteilen, etwas Kostbares wie ein Juwel.

»Tommy, wo bist du?«

»Ich bin hier, dicht bei dir.«

Seine Stimme klang, als käme sie durch dichte Dunstschleier. Adrian wollte verzweifelt durch die Wolken brechen und seinen Sohn berühren. Nur noch ein einziges Mal, dachte er. Nicht mehr, nur ein Mal. Eine einzige Umarmung.

»Dad! Pass auf! Worum geht es bei dem, was du siehst?«

»Um nichts weiter als ekelhafte Pornographie«, antwortete Adrian. Es war ihm ein wenig peinlich, dass sein Sohn dieselben Dinge sah wie er.

»Nein, es ist mehr. Viel mehr.« Adrian sah wohl verwirrt aus, denn er hörte seinen Sohn seufzen. Es war wie ein Windstoß, der durch die Stille des Hauses blies. »Komm schon, Dad. Denk dran, wer du bist, und dann stell eine Verbindung her zu dem, was du siehst.«

Für Adrian ergab das keinen Sinn. Er war Wissenschaftler. Seine Studien basierten auf der Erfahrung. Das hatte er jahrzehntelang unterrichtet.

Auf dem Bildschirm vor ihm waren verrenkte Körper zu sehen. Nacktheit. Eindeutige Posen. Das ganze Mysterium der Liebe auf eine handfeste, schrille Realität reduziert. Die Liebe um jedes Geheimnis gebracht und auf einen banalen, derben Akt reduziert. »Tommy, tut mir leid, ich versteh's einfach nicht. Es ist so viel schwerer geworden. Die Dinge fügen sich nicht mehr so zusammen ...«

»Dann kämpf dagegen an, Dad. Mach dich stärker.« Tommys Stimme schien ständig zwischen Junge und Mann zu wechseln, hin und her. »Nimm mehr von diesen Pillen. Vielleicht helfen sie ja. Zwing dich, dir etwas zu merken.«

Tommy, das Kind, Tommy, der Erwachsene. Adrian fühlte sich zwischen den beiden hin- und hergerissen. »Das versuch ich ja.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen, als dachte Tommy über etwas nach. Adrian wollte ihn so gerne sehen, dass ihm alles vor den Augen verschwamm. Das ist nicht fair, dachte er. Die anderen kann ich sehen, und jetzt kommt Tommy, und er zeigt sich nicht. Es war ein wenig wie die große Herausforderung, der sich alle Eltern gegenübersehen: Eines Tages haben sie das Kind vor sich, das sie großgezogen haben, und er oder sie ist plötzlich erwachsen und eigenständig und lebt in einer Welt, die einem fremd und rätselhaft erscheint. Die Menschen, die wir am meisten lieben, werden uns fremd, dachte er.

»Dad, wenn du ein Gedicht liest ...« Adrian fuhr auf seinem Sitz herum, als könnte er einen Blick auf sein Kind erhaschen, wenn er die Augen nur blitzschnell durch den Raum huschen ließ. »Was genau versuchst du in den Worten zu sehen?« Er seufzte. Tommys Stimme schien von weit her zu kommen, und es tat weh, sie zu hören. Er fühlte Nadelstiche in der Haut. »Ich wollte für dich da sein. Ich finde es schrecklich, dass du irgendwo am anderen Ende der Welt gestorben bist und ich nicht für dich da war. Ich finde es schrecklich, dass ich nichts dagegen machen konnte. Ich finde es schrecklich,

dass ich dich nicht retten konnte.«

»Die Gedichte, Dad. Denk an die Gedichte.«

Wieder seufzte er. Er betrachtete ein Bild von Tommy, das er über seinem Schreibtisch hatte. Von seinem Highschool-Abschluss. Ein Schnappschuss, den er gemacht hatte, als sein Sohn gerade nicht hinsah. Tommy grinste, erfüllt von allen Möglichkeiten, welche die Welt ihm bot, ohne einen Gedanken an den Kummer und die Probleme zu verschwenden, die ein unvermeidlicher Teil davon sind. Adrian hatte fast das Gefühl, als spräche in diesem Moment das Bild mit ihm, nur dass Tommys Stimme sich beharrlich hinter seinem Kopf meldete.

»Was siehst du in den Gedichten?«

»Worte. Reime. Bilder. Metaphern. Kunst, die zu Ideen inspiriert. Verführung. Ich weiß nicht, was ich ...«

»Überleg mal, Dad. Wie kann dir ein Gedicht dabei helfen, Jennifer zu finden?«

»Keine Ahnung. Kann es das denn?«

»Wieso nicht?«

Adrian hatte das Gefühl, als sei alles auf den Kopf gestellt. Tommy war ihr einziges Kind gewesen, und Adrian hatte ihn beschützt und ermuntert und gelenkt, und nun schien auf einmal er selbst das Kind zu sein, und Tommy wusste Dinge und er selber nicht. Natürlich verstand er, dass er selbst diese Dinge wusste, doch es war schwer, an sie heranzukommen, und so erschien Tommy, um ihn anzuleiten, auch wenn sein Sohn tot war. Einen Augenblick lang überlegte er: Sind die Toten immer da, um uns beizustehen?

»Was siehst du?«

Er drehte sich wieder zum Computer um. »Nur Bilder.«

»Nein, Dad, es geht in Wahrheit nicht um das Bild. Genau wie bei einem Gedicht geht es darum, wie das Bild wahrgenommen wird.«

Adrian sog heftig die Luft ein. Er erinnerte sich an diesen Satz. Jahrelang hatte er an der Uni ein beliebtes Seminar abgehalten, Angst und ihr Gebrauch in der modernen Gesellschaft, in dem er das Wesen der Angst nicht nur physiologisch auslotete, sondern auch Exkurse in den Bereich des Horrorfilms oder des Schauerromans einbaute und der Frage nachging, wie die Angst zu einem Bestandteil der Populärkultur gemacht wurde. Es war ein Seminar für Fortgeschrittene im Frühjahrssemester, um das sich die Studenten, nachdem sie allzu viele Abende in den Labors über weißen Mäusen gebrütet hatten, förmlich rissen. Sie hingen an seinen Lippen, wenn Adrian über Der weiße Hai und Freitag, der 13. oder Peter Straubs Geisterstunde dozierte. Tommy hatte den letzten Satz aus seiner Abschlussvorlesung zitiert.

»Ja, Tommy, ich weiß, aber ...«

»Jennifer, Dad.«

»Ja, Jennifer, aber wo ist der Zusammenhang ...«

»Dad, denk scharf nach. Konzentrier dich.«

Adrian schnappte sich einen Block von der Ecke seines Schreibtischs. Er nahm einen Stift zur Hand und schrieb: Jennifer läuft von zu Hause weg.

Jennifer wird von Fremden auf der Straße entführt.

Jennifer verschwindet.

Für Jennifer gibt es keine Lösegeldforderungen.

Jennifer ist verschwunden.

Es stand wie ein Gedicht auf einer Seite. Die vermisste Jennifer. Adrian betrachtete die nackten Gestalten auf dem Bildschirm. Die Models hatten nicht Sex, weil sie sich liebten oder weil sie sich begehrten oder weil sie auch nur Spaß miteinander haben wollten. Geld. Oder Exhibitionismus. Oder eine Mischung aus beidem.

»Aber sie haben kein Lösegeld gefordert, nicht wahr, Dad?« Tommy sprach jetzt im Flüsterton. Seine Worte schienen irgendwo durch seinen Kopf zu hallen.

»Aber wie kann jemand mit Sex Geld machen ...« Adrian sprach nicht weiter. Alle Welt machte Geld mit Sex.

»Zähl eins und eins zusammen, Dad.« Tommy schien ihn geradezu anzuflehen. »Jeder von diesen Leuten ist real. Wie sind sie dahin gekommen? Was versuchen sie zu erreichen? Wer profitiert davon? Wer verliert? Komm schon, Dad! Wenn du dich im Wald verirren würdest, was würdest du dann machen?«

Er kam sich begriffsstutzig und ungebildet vor, als ob er in einem Hirnmorast versinken würde. »Ich müsste irgendwie einen Weg ins Freie finden ...«, fing er an, doch Tommy unterbrach ihn.

»Einen Führer. Jemanden, der den geographischen Norden bestimmen kann. Du weißt, wer das kann«, sagte Tommy.

»Aber er wird mit den Kenntnissen, die du brauchst, nicht einfach so herausrücken. Nimm dir einen Helfer mit, als Überzeugungshilfe.«

Adrian nickte. Er klappte den Laptop zu und steckte ihn in die Tasche. Er fand seine Jacke und schlüpfte hinein. Er sah auf die Armbanduhr. Es war 6.30 Uhr – ob morgens oder abends, hoffte er sagen zu können, wenn er draußen war. Auch wenn er keine Ahnung hatte, woher, wusste er, dass Tommy ihn nicht begleiten würde. Vielleicht Brian, dachte er. Er

sah sich nach Cassie um, denn er konnte ein Wort der Ermunterung gut brauchen. Sie waren beide viel mutiger als ich, dachte er. Meine Frau. Mein Sohn.

Im nächsten Moment merkte er, wie Cassie ihn zog. »Ich komm ja schon, ich komm ja schon«, sagte er, als sei sie ungeduldig. Er erinnerte sich, dass er, als sie jung waren, manchmal in eine psychologische Untersuchung, einen wissenschaftlichen Aufsatz oder eines seiner Gedichte vertieft war und sie in sein Zimmer kam, ihn wortlos bei der Hand nahm und mit einem Nicken und einem Lachen ins Bett holte, wo sie sich hingebungsvoll liebten.

Doch diesmal ging es um ein anderes, viel dringlicheres Anliegen, und er spürte, wie sie ihn unabweislich in diese Richtung zog.

Es war dunkel, und er hörte wütend erhobene Stimmen durch die Haustür. Das Gebrüll kam offenbar vor allem von Mark Wolfe, während seine Mutter jedes Mal in jammervolles Heulen ausbrach. Ein paar Minuten lang horchte er, während er draußen stand und ihm die kalte Nachtluft unter die Haut kroch. Die Tür dämpfte den Wutausbruch gerade so sehr, dass er zwar hören konnte, wie heftig der Streit war, aber nicht verstehen konnte, um welches Thema es ging, auch wenn er sich denken konnte, dass es um den Laptop in seiner Schultertasche ging.

Adrian überlegte, ob er warten sollte, bis sich die Auseinandersetzung legte, klopfte dann aber einfach an die Tür. Das Brüllen verstummte im selben Moment. Er klopfte noch einmal und trat einen Schritt zurück. Er rechnete damit, dass die Wut wie eine Woge über ihn hinwegschwappen würde, sobald die Tür aufging. Er hörte, wie ein Riegelschloss geöffnet wurde, dann flog die Tür auf, und er stand im Licht der Eingangsdiele.

Einen Moment herrschte Schweigen. »Mistkerl«, sagte Mark Wolfe.

Adrian nickte. »Ich hab etwas, das Ihnen gehört«, sagte er.

»Was Sie nicht sagen. Her damit.« Mark Wolfe grapschte nach ihm, als könnte er seinen Laptop wieder in Besitz nehmen, indem er Adrian am Revers packte.

Adrian wusste nicht, wer ihm die Anweisungen ins Ohr schrie – Brian? Tommy? –, doch er wich zurück, so dass der Angreifer danebengriff. Außerdem merkte er, dass er plötzlich die Neun-Millimeter-Automatik seines Bruders in der Hand hielt und auf Wolfe richtete. »Ich habe Fragen«, sagte Adrian.

Wolfe zuckte zurück und beäugte die Waffe. Der Anblick des Revolvers schien seine Wut im Keim zu ersticken. »Ich wette, Sie wissen nicht mal, wie man mit dem Ding umgeht«, brachte er mühsam heraus.

»Es wäre nicht klug von Ihnen, Ihre Hypothese zu überprüfen«, antwortete Adrian gespreizt. Er war schockiert, wie eiskalt er jedes Wort herausbrachte. Ihn flog der Gedanke an, dass er eigentlich Angst haben, mindestens aber nervös und von seiner Krankheit eingeschränkt sein müsste, doch er schien seltsam konzentriert. Es war durchaus kein unangenehmes Gefühl.

Die Waffe verschaffte ihm Wolfes volle Aufmerksamkeit. Er schien zwischen dem Impuls zu schwanken, zurückzutreten und aus der Schusslinie zu kommen, und dem, sich nach vorn zu stürzen und ihm die Waffe aus der Hand zu winden. So erstarrte er wie ein Standbild auf der Kamera. Adrian hob die Waffe ein wenig und richtete sie auf Wolfes Gesicht.

»Sie sind kein Bulle, Sie sind Professor, verflucht. Sie können mich nicht einfach bedrohen.«

Adrian nickte. Er fühlte sich auf wundersame Weise gefasst. »Glauben Sie, es würde irgendjemandem etwas ausmachen, wenn ich Sie jetzt erschießen würde?«, fragte er. »Ich bin alt. Vielleicht ein wenig verrückt. Was mit mir passieren würde, wäre vollkommen unerheblich. Aber Ihre Mutter ... nun ja, sie braucht Sie, nicht wahr? Und Sie, Mr. Wolfe, Sie sind noch jung. Glauben Sie, dieser Moment hier ist ein hinreichender Grund zum Sterben? Sie wissen ja noch nicht einmal, was ich von Ihnen will.«

Wolfe zögerte. Adrian fragte sich, ob der Kriminelle bis jetzt schon einmal in den Lauf einer Waffe gesehen hatte. Adrian kam sich vor, als sei er in eine seltsame Parallelwelt eingetreten, die mit der dünnen Luft, welche im vertrauten Elfenbeinturm von Akademia herrschte, wenig gemein hatte. Das hier war deutlich handfester. Die Erfahrung hätte abstoßend und erschreckend sein müssen, doch das war sie nicht. Er glaubte, seinen Bruder in der Nähe zu spüren.

»Sie sind hergekommen und haben den Laptop meiner Mutter gestohlen ...«

Adrian sagte nichts.

»Was für ein Irrer sind Sie eigentlich? Sie ist krank. Das sehen Sie wohl selber. Sie ist nicht bei ...« Er brachte den Satz nicht zu Ende, sondern knurrte nur wie ein verletzter Hund. »Ich will ihn zurück. Sie haben nicht das Recht, den Laptop meiner Mutter wegzunehmen.«

»Wessen Laptop?«

Adrian zeigte mit dem Lauf der Waffe auf die Schultertasche. »Vielleicht sollte ich ihn zu Detective Collins mitnehmen. Kein Problem für mich. Ich weiß, dass sie sich in diesen Dingen besser auskennt als ich. Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass sie rauskriegt, wofür Sie ihn benutzt haben. Sie wird sich brennend für die Ordner Rose_Stricken und KillSandy interessieren, nicht wahr? Es liegt also wirklich bei Ihnen. Was soll ich machen?«

Wolfe stand in der Tür und konnte seine Angriffslust kaum im Zaum halten. Adrian sah, wie sich sein Gesicht verzerrte. Er machte sich klar, dass Männer, die ein geheimes Leben führen und dies unter dem dünnen Firnis des Alltags verstecken, es hassten, ein Fenster zu öffnen, das einen Blick auf ihre wahre Persönlichkeit freigab. All diese perversen

Gedanken, die ständig in ihrem Innern sprudelten, mussten vor den Behörden, vor Freunden und vor der Familie verborgen bleiben. Er merkte, dass Mark Wolfe kurz vor dem Siedepunkt war.

Adrian sah, wie er schluckte, während sein Gesicht immer noch wutverzerrt war. Doch seine Stimme hatte er wieder unter Kontrolle.

»Na schön. Er gehört mir. Er ist privat.« Wolfe spuckte jedes Wort einzeln aus.

»Sie können ihn haben«, sagte Adrian. »Aber zuerst will ich etwas von Ihnen.«

»Das wäre?«, brummte der Sexualstraftäter widerwillig.

»Einen Schnellkurs«, antwortete Adrian.

Das Baby fing wieder zu schreien an. Viel lauter als zuvor. Jennifer wurde von dem Geräusch, das durch die Wände drang, aus dem Halbschlaf gerissen. Sie wusste nicht, wie lange sie weggedöst war – vielleicht zwölf Minuten, vielleicht auch zwölf Stunden. Durch die ständige Dunkelheit unter der Augenbinde hatte sie jedes Zeitgefühl verloren. Sie war völlig desorientiert. Es erinnerte sie daran, wie ein besonders lebhafter und beunruhigender Albtraum auch im Wachzustand noch lange nachhallt. Von dem Babygeschrei zuckte sie heftig zusammen.

Dann tat sie etwas, das sie bisher nicht gewagt hatte. Sie packte Mister Braunbär und schwang so wie jeder, der morgens aufwacht, die Beine über die Bettkante. Nach wie vor an die Wand gekettet, tappte sie durch den Raum, als könnte sie, indem sie sich in die eine und dann in die andere Richtung bewegte, die Schreie des Babys orten. Sie kam sich wie ein Tier vor, das in der Luft schnuppert, um eine Gefahr mit der Witterung auszumachen. Sie befahl sich, von den Sinnen, die ihr geblieben waren, den besten Gebrauch zu machen. Auch wenn ihr nicht sofort bewusst war, welche Bedeutung diese kleine Aktivität für sie hatte, schien es sie doch zu stärken.

Die Schreie wurden lauter, doch dann hörten sie ebenso schnell von einer Sekunde zur anderen auf, als sei der Kummer, der sie ausgelöst hatte, wie auf Knopfdruck behoben worden. Reglos verharrte sie irgendwo zwischen Toilette und Bett. Sie drehte nur den Kopf in die Richtung, aus der die Schreie ihrem Gefühl nach gekommen waren, als sie plötzlich etwas Neues, ganz anderes hörte.

Es war Gelächter. Kindergelächter obendrein.

Sie versuchte, die Luft anzuhalten. Das fröhliche Treiben schien mal näher, mal weiter weg zu sein, als ob die Kinder herbeirennen und wieder weglaufen würden. Es erinnerte sie daran, wie sie einmal wegen irgendeines Verstoßes in der Grundschule nachsitzen musste, während die übrige Klasse auf den Schulhof durfte. Der Lärm der spielenden Kinder war durchs offene Fenster gesickert, das zu hoch für sie war, um hinauszusehen, doch die Geräusche drangen laut und deutlich herein, und sie konnte sich genau ausmalen, was die anderen gerade machten – Kickball. Fangen spielen.

Seilspringen, an den Stangen des Klettergerüsts baumeln, all die vertrauten Spiele, bei denen die Pause im Nu verging. Jennifer war sich nicht sicher, ob die Geräusche echt waren oder ob ihr die Erinnerungen einen Streich spielten. Sie war vollkommen verwirrt; sie wusste, dass sie sich in diesem anonymen Keller befand, doch jetzt fühlte sie sich plötzlich auch noch in irgendeiner Schule gefangen, die nur in ihrer Vergangenheit existierte.

Als sie sich zu den Geräuschen vorbeugte, von denen sie magisch angezogen wurde, verstummte das Lachen abrupt. Sie überlegte. Habe ich das wirklich gehört?

Sie neigte wieder den Kopf – und fing erneut das ferne Lärmen spielender Kinder auf. Jetzt schien es lauter zu werden. Sie sagte sich: Das kann nicht real sein, doch je länger sie horchte, desto deutlicher schien es, und so wusste sie am Ende überhaupt nicht mehr, was sie von alledem halten sollte.

Die Laute schienen zum Greifen nahe zu sein. Sie waren verlockend, wie eine Einladung, einzustimmen. Zaghaft streckte sie die freie Hand aus. Irgendwie hoffte sie wohl, wenn sie nur ein einziges Kinderlachen in der Luft zu fassen bekäme, könnte sie irgendwie ein Teil des unbeschwerten Treibens werden. Es war ein Trugschluss zu meinen, die Geräusche könnten sie aus ihrem Verlies befreien, doch sie konnte nicht widerstehen, auch wenn sie wusste, dass sie ins Leere, in die sterile Kellerluft griff. Das Gelächter war einfach zu nah.

Wo sie mit Luft gerechnet hatte – stieß sie auf etwas Glattes wie Papier. Jennifer atmete heftig ein und zog die Hand zurück, als hätte sie einen Draht unter Strom angepackt. Es ist jemand da!, schoss es ihr durch den Kopf.

Sie hörte ein leises Zischeln und Flüstern. Es war wie ein Hitzegewitter an einem schwülen Sommertag und wie ein zynischer Kommentar zu den Baby- und Spielplatzgeräuschen. »Du bist nie allein.«

Plötzlich explodierte es in dem Schwarz, das sie vor Augen hatte, als die Frau ihr mit der Faust unters Kinn schlug. Jennifer fühlte nur noch rotglühenden Schmerz, der sie aufs Bett zurücktaumeln ließ, so dass ihr beinahe Mister Braunbär aus der Hand gefallen wäre. Der Hieb schockierte sie mehr als der erste des Mannes auf der Straße, weil das hier auf andere Weise gänzlich unerwartet kam. Und weil es menschenverachtend war. Und brutal.

Jennifer wusste nicht, ob sie schluchzen sollte oder nicht. Sie rollte sich in einer embryonalen Haltung auf dem Bett ein. Sie schmeckte das Salz ihrer Tränen und ein bisschen Blut, das ihr aus der Lippe tropfte. Der Raum fühlte sich glühend heiß an.

»Das ist das zweite Mal, dass du mich zwingst, dich zu schlagen, Nummer 4. Tu das nie wieder. Ich kann noch ganz anders.« Die Frau sprach nach wie vor in dem lauten, doch ausdruckslosen Tonfall, den Jennifer schon gewöhnt war. Sie verstand das nicht. Wäre die Frau verärgert oder irritiert, hätte ihre Stimme schrill oder angespannt klingen müssen, und sie verstand nicht, wieso die Frau so ruhig wirkte.

So klingt eine Mörderin, dachte sie. Ihr ganzer Körper bebte vor Angst. Sie wartete beklommen, weil sie halb mit einem

weiteren Schlag rechnete, doch der blieb aus. Stattdessen fiel die Tür mit einem dumpfen Geräusch zu.

Sie regte sich nicht, sondern horchte und versuchte, unterschiedliche Geräusche auszumachen, auch wenn ihr rasender Herzschlag und ihr dröhnender Schädel alles andere übertönten. Es kostete sie eine gewaltige Willensanstrengung, von der sich ihr die Magen- und die Wadenmuskeln anspannten, gegen die Verzweiflung anzukämpfen. Vielleicht hatte die Frau nur die Tür zugemacht und stand jetzt trotzdem direkt neben ihrem Bett, um zum nächsten Faustschlag auszuholen. In der verbrauchten Luft verschlug es Jennifer den Atem. Sie merkte, wie verschiedene Teile von ihr sich Gehör zu verschaffen suchten. Der Teil von ihr, der Schmerzen litt. Der Teil von ihr, der Angst hatte. Der Teil von ihr, der verzweifelt war. Und schließlich der Teil von ihr, der kämpfen wollte. Dieser letzte brachte es fertig, die anderen zu beschwichtigen, und Jennifer merkte, wie ihr Puls sich beruhigte. Ihr Kinn fühlte sich immer noch übel zugerichtet an, doch der Schmerz ließ nach.

Die Kleider, die sie trägt, knistern bei jeder Bewegung, rief sich Jennifer ins Gedächtnis. Wenn sie läuft, macht sie schlurfende Geräusche auf dem Zementboden. Sie holt immer tief Luft, bevor sie etwas sagt, besonders wenn sie flüstert. Jennifer schaltete langsam, aber sicher alle Laute aus, die sie selber machte, und horchte nur auf die der Frau. Ihr schlug vollkommene Stille entgegen. Egal, was die Frau gesagt hatte, sie war allein. Auch wenn die Kamera auf sie gerichtet war. Das fröhliche Spielplatzgelächter im Hintergrund verschwand. Einen Moment lang herrschte Stille, dann hörte sie erneut das Baby in der Ferne weinen und abrupt verstummen.

Der Geschäftsmann in Tokio trank warmen Scotch, der schon verwässert gewesen war, bevor die Eiswürfel im Glas schmolzen. Die Flasche, aus der er stammte, hatte eine Stange Geld gekostet, auch wenn er bezweifelte, dass er etwas anderes als die billige, lokale Marke enthielt, und er kräuselte angewidert die Lippen. Ein iPhone in der einen Hand, den Drink in der anderen, saß er auf einer offenen Veranda auf einem Korbstuhl, der sich ihm in die nackte Haut grub. Die Sexarbeiterin, eine Thai, kauerte geschäftig zwischen seinen Beinen und verwöhnte ihn mit allzu dick aufgetragenem Enthusiasmus, als gäbe es nichts Erotischeres auf der Welt, als ihn zu befriedigen. Er hasste jedes vorgetäuschte Stöhnen, das sie von sich gab. Er hasste den glänzenden Schweißfilm auf seiner Brust. Er wusste nicht, wie die Kleine hieß, und es war ihm auch egal. Ihre Berührungen hätten ihn gelangweilt, hätte er nicht zugleich auf dem Display faszinierende Bilder verfolgt.

Der Geschäftsmann war in mittlerem Alter und hatte daheim bei seiner unscheinbaren Frau eine Tochter ungefähr im selben Alter wie die kleine Thai, die ihn gerade mit der Zunge beglückte, und Nummer 4, doch an sein eigenes Kind dachte er nicht.

Er starrte auf das kleine iPhone-Display. Serie Nummer 4 stimulierte ihn. Der plötzliche Fausthieb ins Gesicht hatte ihn erregt. Er war unerwartet und dramatisch gewesen und hatte ihn vollkommen überrascht. Er rutschte auf seinem Sessel hin und her und spähte über das Display hinweg auf das rabenschwarze Haar des Mädchens. In seiner Phantasie wurden sie zu einer Person, die Prostituierte und Nummer 4. Bei dem Gedanken, das Mädchen zu schlagen, nur um zu sehen, wie es sich anfühlte, ballte er unwillkürlich selbst die Hand zur Faust.

Bilder, in denen sich Schmerz und Lust vereinten, schwirrten ihm durch den Kopf, er streckte die Hand aus und zwirbelte sich ihre Haare um den Finger. Er wollte daran ziehen, damit sie schrie. Doch er beherrschte sich. Nummer 4, wurde ihm bewusst, hatte kaum einen Laut von sich gegeben, als die Faust sie traf. Bei früheren Gelegenheiten hatte sie geweint, manchmal geschrien und einmal richtig gebrüllt, doch diesmal war sie von dem Schlag einfach nur nach hinten getaumelt, hatte ansonsten aber stoisches Schweigen bewahrt.

Für ihre Disziplin brachte er tiefste Bewunderung auf. Er lehnte sich zurück und schloss die Augen. Einen Moment lang versuchte er sich vorzustellen, das Thai-Mädchen sei verschwunden und an ihrer Stelle machte sich Nummer 4 zwischen seinen Beinen zu schaffen.

Er atmete aus. Eine Woge der Erregung erfasste seinen ganzen Körper, und mit neu entfachter Glut gab er sich seinen Verschmelzungsphantasien hin.

»Nummer 4 hat ein Preisboxerkinn«, sagte Linda. »Verdammt.«

Sie war sauer. Ihr tat die Hand weh, und Michael zeigte nicht so viel Mitgefühl, wie sie von ihm erwartet hätte. Als sie Jennifer den Fausthieb versetzte, hatte sie sich den kleinen Finger an den Zähnen des Mädchens geschnitten. Aus einer Wunde in der Nähe des Nagels quoll Blut, und sie saugte daran, während sie sich beklagte. Michael grinste, was sie nicht komisch fand.

Er ging das Medizinschränkchen des Bauernhauses durch, um irgendein antiseptisches Mittel und ein Pflaster zu finden. »Wenn du ihr einen Schlag mit der Faust verpasst«, sagte er, »trägst du vielleicht besser Schutzhandschuhe. Da liegen welche neben dem Hauptcomputer auf dem Tisch.« Er fand, was er suchte. »Das könnte brennen«, sagte er und träufelte etwas Wasserstoffperoxid auf den Schnitt. »Hast du gewusst, dass der menschliche Mund zu den gefährlichsten, von Bakterien wimmelnden Stellen des Körpers gehört?«

»Du glotzt zu viel Discovery«, sagte Linda schmollend.

»Und dass dich der Komodowaran auf dieser Insel im Pazifik mit seinem Biss töten kann, und zwar nicht, weil er giftig ist, sondern weil die Krankheitserreger, die er überträgt, nicht auf moderne Antibiotika ansprechen?«

»Animal Planet?« Linda verzog das Gesicht, als ihr das Desinfektionsmittel in die Wunde tropfte.

»Also kannst du ja das nächste Mal, wenn du denkst, sie bräuchte eine kleine Lektion, eine verdammte Echse anheuern.«

»Tut mir leid«, sagte Michael. Er wechselte augenblicklich den Ton. War beflissen. Einfühlsam. Er sah sich die gereinigte Schnittwunde an. »Ist ziemlich tief. Du könntest mit dem Truck in die Notaufnahme fahren und es nähen lassen. Das nächste Krankenhaus ist allerdings vermutlich eine Dreiviertelstunde weit weg. Ich kann hier so lange übernehmen, bis du zurück bist.«

Linda schüttelte den Kopf und sagte: »Wenn ich was draufdrücke, wird es schon verheilen.« Linda hielt einen Waschlappen über die Wunde und lief durch ihr Schlafzimmer zu einem der Fenster. »Keine Fahrten«, sagte Linda entschlossen. »Nicht, solange wir nicht wirklich etwas brauchen. Es ist nicht sinnvoll, dass uns jemand zu sehen bekommt.«

Sie blieb einen Moment stehen und starrte aus dem Fenster des Bauernhauses. Es war Spätnachmittag, und eine leichte Brise zupfte an den Blättern der Bäume, welche den Kiesweg säumten. Rechts von ihnen stand eine verwitterte rote Scheune, in der sie ihren Mercedes abgestellt und mit einer Plane zugedeckt hatten. Michaels ramponierter Truck stand draußen. Mit dem alten Vehikel passten sie sich ebenso wie mit ihren billigen Jeans und Sweatshirts an die ländliche Umgebung an, während sie in Wahrheit Seide und Haute Couture bevorzugten.

Sie liebten die Welt der Illusion, in die sie sich mit Serie Nummer 4 begaben: Sie waren das nette junge Paar, das in einer gottverlassenen Gegend von Neuengland ein Bauernhaus gemietet hatte. Der Maklerin hatten sie erzählt, Michael wolle seine Dissertation fertig schreiben und sie selber arbeite an ihren Skulpturen – diese Mischung aus akademischer und exotischer Tätigkeit hatte alle weiteren Fragen nach dem Zweck einer so einsamen Behausung erübrigt. Falsche Namen. Falsche Angaben zur Person. Das Ganze war fast ausschließlich übers Internet gelaufen. Der einzige physische Kontakt hatte stattgefunden, als Linda im Maklerbüro erschien und die Miete für sechs Monate im Voraus und in bar bezahlte.

Ein misstrauischer Mensch hätte sich vielleicht über das Bündel Hundert-Dollar-Noten gewundert, das sie herausgezogen hatte – doch in Zeiten der Wirtschaftskrise war Bares ein überzeugendes Argument.

Niemand hatte sie dabei beobachten können, wie sie ihre teure audiovisuelle Ausrüstung abluden. Als Michael das Studio vorbereitete, in dem Nummer 4 gefilmt wurde, war niemand in der Nähe gewesen, um über den Baulärm zu stutzen. Keine Nachbarn weit und breit, die ihre Nase in ihre Angelegenheiten steckten oder mit einer Kasserolle als freundschaftlichem Willkommensgruß auf der Matte standen. Keine Freunde. Keine Bekannten. Sie gehörten keiner Welt an außer Serie Nummer 4. Umgekehrt duldeten sie nicht, dass irgendein Teil der Welt da draußen in ihre Enklave eindrang. Für Linda machte das Gefühl, eine eigene Welt zu besitzen und zu kontrollieren, einen guten Teil ihres Vergnügens aus.

Sie hielt den Finger an das Licht, das durchs Fenster kam. Sie hoffte, dass es keine Narbe geben würde. Bei dem Gedanken, dass Nummer 4, ohne es zu wissen, eine Narbe an ihrer Haut hinterlassen würde, packte sie die kalte Wut. Jeder Makel an ihrem Körper, die Möglichkeit, ihr Körper könnte einmal nicht mehr perfekt sein, machte Linda Angst. »Ist halb so wild«, sagte sie, wenn auch mit wenig Überzeugungskraft. Sie hatte in diesem Moment nur das zügellose Verlangen, Nummer 4 auf unvergessliche Weise wehzutun.

»Dann mach ich dir einen Verband drum«, sagte Michael.

Sie streckte die Hand aus, und er nahm sie wie ein Bräutigam vor dem Traualtar. Jetzt ohne zu lachen. Er hielt den Finger ans Licht und tupfte ihn mit Watte trocken. Dann hob er ihre Hand wie ein mittelalterlicher Freier an die Lippen und küsste sie.

»Ich glaube«, sagte sie langsam und endlich wieder mit einem Lächeln, »es wird Zeit, dass Nummer 4 etwas Neues lernt.«

Michael nickte. »Eine neue Bedrohung?«, fragte er.

Linda grinste. »Eine alte Bedrohung im neuen Gewand.«

Mit der Waffe deutete Adrian auf das Innere des Hauses. Das Gewicht des Revolvers schien zu schwanken – eben noch leicht und luftig, im nächsten Moment so schwer wie ein eiserner Amboss. Er versuchte, innerlich eine Checkliste durchzugehen: Volles Magazin eingelegt? Abgehakt. Patronen in der Kammer? Abgehakt. Entsichert? Abgehakt. Finger am Abzug? Abgehakt.

Bereit zu schießen?

Er bezweifelte, dass er dazu in der Lage war, auch wenn er mit seiner Geste das Gegenteil nahegelegt hatte, auch wenn er bedachte, dass Mark Wolfe eindeutig nicht davor zurückschrecken würde, Unheil über unschuldige Kinder zu bringen. Er hörte, wie ihm Brian ins Ohr flüsterte: Wenn du ihn erschießt, kommst du ins Gefängnis, dann ist niemand mehr da, der nach Jennifer sucht, und sie ist für immer verschwunden.

Der praktische Einwand des Anwalts war typisch Brian. Der nüchtern sachliche Ton war typisch Brian. Doch Adrian wusste, dass sein Bruder nicht bei ihm war, nicht in diesem Moment. Ich bin auf mich gestellt, dachte er. Doch dann widersprach er sich. Nein, bin ich nicht. Er kämpfte gegen seine Verwirrung an.

Adrian beobachtete, wie Wolfe mit verschlagener Miene offenbar dabei war, sich in sein Wohnzimmer zurückzuschleichen. Die Gegenwart eines Mannes, dem es ziemlich gleichgültig war, was seine Begierden anrichteten, war ihm fast unerträglich. Gewöhnliche Menschen denken an die Folgen ihres Handelns. Die Mark Wolfes dieser Welt nicht. Sie denken nur an ihre eigenen Bedürfnisse.

Die Neunmillimeter fühlte sich plötzlich kalt in der Hand an und dann wieder glühend heiß, als hätte er sie gerade aus dem Feuer gezogen. Er packte fester zu. Aber wer weiß, ob ich so viel besser bin. Bei jedem Schritt hielt er sich einen Vortrag.

Wolfe hatte ein Grinsen auf den Lippen, das, wie Adrian nur vermuten konnte, symptomatisch für seine Krankheit war. Wenigstens hatte seine eigene Krankheit einen Namen und eine Diagnose und folgte einem erkennbaren Muster an Wahn und Desintegration. Mark Wolfes Zwanghaftigkeit dagegen führte auf ein Terrain, auf dem die Medizin nicht viel auszurichten vermochte. Doch beide waren sie, jeder auf seine eigene Weise, verloren.

»Na schön, alter Knabe«, sagte Wolfe mit spöttisch plumper Vertraulichkeit. »Hören Sie auf, mit der Kanone rumzuwedeln, und sagen Sie, was Sie wissen wollen.« Er trat ins Wohnzimmer. Trotz des Revolvers zwischen ihnen gab sein Ton kaum zu erkennen, dass er sich von Adrian bedroht fühlte. »Aber zuerst will ich diesen Laptop.« Adrian zögerte. »Der scheint Ihnen wichtig zu sein.«

»Ich will Ihnen sagen, was damit ist, Professor, er geht Sie nichts an.«

»Gehört es nicht zu Ihren Bewährungsauflagen, Mister Wolfe, dass Sie einige Dinge, die sich da auf diesem Computer tummeln, nicht ansehen dürfen? Was für Probleme bekämen Sie wohl, wenn meine Freundin bei der Polizei diese Dateien zu Gesicht bekäme im Unterschied zu denen auf dem Laptop, den Sie ihr gegeben haben?«

Wolfe lächelte. Ein künstliches Lächeln, das nichts mit Humor zu tun hatte. »Sie wären nicht hier und würden mit dieser Waffe herumfuchteln, wenn Sie die Antwort auf diese Frage nicht schon wüssten.«

Hinter ihm trat Rose ins Wohnzimmer. Sie hatte ein Geschirrtuch in der Hand, und sie lächelte, als sie Adrian sah.

»Oh, Marky, dein Freund ist wieder da«, sagte sie mit strahlendem Gesicht. Offenbar hatte sie die Automatik in Adrians Hand noch nicht gesehen oder aber nicht begriffen, was das für ein Ding war und wozu es diente, jedenfalls verlor sie kein Wort darüber.

Wolfe ließ Adrian nicht aus den Augen. »Stimmt, Mom«, sagte er gedehnt. »Mein guter Freund, der Professor, ist wieder zu Besuch gekommen. Er hat deinen Laptop mitgebracht.«

»Sehen wir uns alle zusammen unsere Serien an?«, fragte sie.

»Ja, Mom, ich glaube, deshalb ist der Professor gekommen. Er will mit uns fernsehen. Du kannst schon mal mit dem Stricken anfangen.«

Rose lächelte und begab sich zu ihrem Platz. Im nächsten Moment plumpste sie in den Sessel, und das leise Klickklack der Nadeln bildete ein leises Hintergrundgeräusch.

»Ich zeige ihr meine persönlichen Dateien nicht«, sagte Wolfe. »Auch wenn sie es sowieso nicht richtig mitbekäme. Ich Sorge immer dafür, dass sie ins Bett geht, bevor ich mir das reinziehe.«

Wie rührend, dachte Adrian. Er versteckt seine kranke Pornographie vor seiner Mutter. Was für ein guter Sohn.

»Also ...«, fing Adrian an.

»Sie werden sich gedulden müssen«, sagte Wolfe. »Das hier ist mein Haus, hier bestimme ich.«

Adrian nickte. Er setzte sich auf ein fadenscheiniges Sofa. »Dann warten wir zusammen«, sagte er. Die Waffe in seiner Hand blieb auf Wolfes Brust gerichtet.

»Wissen Sie«, sagte Wolfe und verzog das Gesicht zu einem verhaltenen Grinsen, »Leute wie ich, wir sind nicht wirklich gefährlich. Wir sind nur ... ein bisschen seltsam. Hat Dr. West Ihnen das nicht gesagt?«

Nicht gefährlich. Was für eine Lüge!, brüllte Adrian innerlich, während er äußerlich, wie er hoffte, den gleichmütigen Blick eines Klinikers aufrechterhielt. »Ich habe nicht mit Dr. West über Sie gesprochen«, antwortete Adrian. Wolfe wirkte für einen Moment erstaunt.

»Das ist interessant«, sagte der Triebtäter. Er sackte Adrian gegenüber schwer in einen Sessel und griff nach der Fernbedienung, die er auf den Kabelanschlusskasten unter dem Flachbildfernseher richtete und dabei murmelte: »Weil mir scheint, dass der gute Doktor Ihnen sehr ähnlich ist.«

»Inwiefern?«, fragte Adrian, als ein Programmmenü auf dem Bildschirm erschien.

»Er will etwas wissen«, sagte Wolfe. Er lachte kurz auf. »Nur dass er es nicht nötig hat, mir die Pistole auf die Brust zu setzen, um rauszufinden, was er wissen will.«

Adrian fühlte sich benommen. Er wünschte sich Hilfe, er brauchte Hilfe. Doch alle seine toten Besucher blieben stumm. Er glaubte, nicht für lange. Einer von ihnen wird mir helfen. Er war zuversichtlich. Sie werden mich nicht lange im Stich lassen.

»Was meinen Sie, Professor?«, fragte Wolfe unvermittelt. »Eine Wiederholung von MASH? Oder vielleicht lieber die alte Mary Tyler Moore Show? Der Humor von Die Simpsons ist meiner Mutter zu hoch.«

Er wartete keine Antwort ab, sondern drückte auf einen Knopf, und der Bildschirm füllte sich mit Armeehelikoptern in olivgrüner Tarnfarbe über einer Hügelkette in Südkalifornien, die sich als Korea anno 1950 ausgab. Aus den Lautsprechern drang vertraute Filmmusik. »Oh, gut«, sagte Rose erfreut. »Das sind Hawkeye und Major Burns.« Die Stricknadeln klickten energisch, während sie sich zum Fernseher vorbeugte.

»Die kennt sie alle auswendig«, sagte Wolfe. »Radar. Hot Lips. Trapper John und Klinger. Aber sie kann nicht sagen, wie ihre Schwester heißt. Oder irgendeiner von meinen Cousins. Die sind inzwischen alle Fremde für sie. Natürlich lassen sie sich auch nicht so oft bei ihr blicken wie Alan Alda und Mike Farrell. Auch sonst keiner. Es gibt nur uns beide. Ganz allein. Außer den Leuten auf dem Bildschirm. Das sind ihre einzigen Freunde.«

Adrian dachte: Er könnte dasselbe über sich sagen.

Wolfe wechselte auf seinem Sessel die Stellung, so dass er das Fernsehprogramm verfolgen konnte, und ignorierte Adrian, als existierten er und seine Waffe nicht mehr. Nur als Adrian die Tasche mit Roses Computer auf dem Boden zwischen seinen Füßen absetzte, verspannte sich Wolfe einen Moment. Adrian wusste nicht, wie lange er die Waffe noch halten konnte, die immer schwerer wurde und ihn wie ein Tauchergewicht in die Tiefe zu ziehen drohte.

Sie brachten den ganzen Abend mit alten Sitcoms herum. Die Figuren des 4077th Mobile Army Surgical Hospital wurden von Archie und Meathead abgelöst, denen in nahtlosem Übergang Diane und Sam folgten. Zwei Stunden lang füllten alberne Späße den Bildschirm. Rose lachte oft, zuweilen über einen tatsächlichen Witz, aber auch bei anderen Gelegenheiten. Mark Wolfe schien die auf ihn gerichtete Waffe vergessen zu haben und flegelte sich in seinen Sessel. Adrian rutschte auf dem Sofa herum und beäugte Wolfe, während er zugleich mit halber Aufmerksamkeit die Comedys verfolgte. Er hatte noch nie jemanden mit vorgehaltener Waffe bedroht, und er glaubte nicht, dass er in der Rolle überzeugte. Doch wen kümmerte das schon?

Die ganze Szene hatte etwas Surreales. Er fühlte sich wie auf einer avantgardistischen Bühne, nur dass der Souffleur fehlte, um ihm seinen Text zuzuflüstern. Die Titelmelodie am Ende von Cheers erfüllte den Raum, Mark Wolfe nahm die Fernbedienung und knipste aus. »Das genügt für heute, Mom«, sagte er. »Der Professor und ich haben noch was Geschäftliches zu erledigen. Zeit fürs Bett.«

Rose sah ihn traurig an. »Für heute Abend ist schon alles vorbei?«, fragte sie.

»Ja.«

Die Frau seufzte und steckte ihr Strickzeug wieder in den Korb. Sie blickte auf. »Hallo«, sagte sie zu Adrian. »Sind Sie ein Freund von Mark?« Adrian antwortete nicht.

»Ins Bett, Mutter«, sagte Wolfe. »Du bist müde. Du musst deine Pillen nehmen und schlafen gehen.«

»Es ist schon Zeit, ins Bett zu gehen?«

»Ja.«

»Gibt's jetzt nicht Abendessen?«

»Nein. Du hast schon gegessen.«

»Dann sollten wir jetzt unsere Serien sehen.«

»Nein, Mutter. Schluss für heute Abend.« Mark Wolfe stand auf. Er ging zu seiner Mutter und hob sie halb aus ihrem Sessel. Dann drehte er sich wieder zu Adrian um, der immer noch mit der Waffe zielte, auch wenn sie über der rasanten Abfolge von Sitcoms mit ihrem Konservenlachen und Roses Gedächtnisausfällen irgendwie ihre Wirkung verloren hatte.

»Wollen Sie mich weiter überwachen?«, fragte Wolfe. »Oder sind Sie bereit zu warten, bis ich zurück bin?«

Adrian stand auf. Er wusste, dass es ein Fehler wäre, Wolfe aus den Augen zu lassen, auch wenn ihm bei diesem absurden Theater nicht klar war, wieso. Er sah Rose mit einem Lächeln an.

»Also dann«, sagte Wolfe und nahm seine Mutter bei der Hand.

Adrian hatte das Gefühl, als folgte er einer Einladung zu einem Geheimritual, wie ein Anthropologe, der mit viel Geduld endlich das Vertrauen eines archaischen Indianerstamms im Amazonasbecken errungen hat. Aus wenigen Metern Abstand sah er zu, wie der Sohn der Mutter dabei half, sich fürs Bett fertig zu machen. Er half ihr bis an die Grenze der Schicklichkeit aus den Kleidern; er drückte ihr die Zahnpasta auf die Bürste. Auf einem Nachttisch legte er eine Reihe Tabletten zurecht und reichte ihr ein Glas Wasser. Er sorgte dafür, dass sie auf die Toilette ging, und wartete geduldig vor der Tür, während er hineinrief: »Hast du Klopapier benutzt?«, und: »Hast du daran gedacht, abzuziehen?« Als sie schließlich im Bett war, deckte er sie zu, und Adrian stand die ganze Zeit mit der Waffe in der Hand dicht daneben. Er kam sich irgendwie unsichtbar vor.

Nur wenig, was er im Leben gesehen hatte, bereitete ihm so viel Angst wie das Zubettgeh-Ritual von Rose. Nicht, dass sie kindisch war, machte ihm zu schaffen. Es ging darum, dass die Alltagsroutinen den Bezug zu ihrem Denken verloren hatten. Mit jeder Handlung, jedem kleinen Moment, in dem sich zeigte, dass ihr die Welt entglitten war, führte Rose ihm vor, was mit rasender Geschwindigkeit auf Adrian zukam. Bei mir wird es dasselbe sein, nur noch schlimmer.

Beschämt blieb er ein Stück zurück. Er hatte das Gefühl, kopfüber in so intime Einblicke gestürzt zu werden, dass er keine Worte dafür fand. Der Sexualstraftäter Mark Wolfe küsste seiner Mutter sogar liebevoll die Stirn. Als er das Licht im Schlafzimmer ausknipste, drehte er sich zu Adrian um. »Sehen Sie?«, fragte er, auch wenn sich eine Antwort erübrigte. »So läuft das. Jeden Abend.«

Wolfe drängte sich an ihm vorbei. Er strebte ins Wohnzimmer zurück. »Machen Sie die zu«, murmelte er und winkte Richtung Schlafzimmertür. Adrian drehte sich um und warf einen letzten Blick auf die Frau, die wie eine Wölbung auf dem Bett im Schatten lag.

»Vielleicht stirbt sie heute Nacht im Schlaf«, sagte Wolfe. »Aber wahrscheinlich nicht.« Adrian schloss Rose weg und folgte dem Sohn.

»Diese Polizistin«, sagte Wolfe, »mit der Sie das letzte Mal gekommen sind. Die ist wie alle anderen Bullen, mit denen ich schon zu tun hatte. Die haben's drauf angelegt, mich zu schikanieren. Beschlagnahmen meinen Computer. Schnüffeln in meinen Zeitschriften herum. Überprüfen meine Therapie. Belästigen mich an meinem Arbeitsplatz. Sind dahinter her, dass ich nichts tue, was sie nicht wollen, zum Beispiel, dass ich mal bei einer Schule oder einem Spielplatz vorbeischaue. Ich soll ums Verrecken nicht ich selbst sein.« Er lachte. »Könnte ihnen so passen.«

Adrian verlor ein wenig den Boden unter den Füßen. Naiverweise hatte er geglaubt, ein Sexualstraftäter wie Wolfe müsste sich wünschen, anders zu sein. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, es könnte das Gegenteil der Fall sein.

»Sie sind also an einer kleinen Besichtigungsrunde durch mein Leben interessiert, ja?« Wolfe wartete keine Antwort ab, sondern kehrte nur ins Wohnzimmer zurück. Er trat ans Fenster und ließ die Jalousien herunter. »Sie wissen, wo ich jeden Tag aufstehe und wo ich zur Arbeit gehe, wie sich das für einen kleinen Bewährungsknacki gehört.«

Adrian nickte. Er hielt die Waffe vor sich ausgestreckt.

»Und jetzt haben Sie mich und meine Mom gesehen. Uralte Sitcoms und Erwachsenenwindeln wechseln. Richtig nett, oder?« Die Waffe zitterte ein wenig in Adrians Hand. Er versuchte, die Hand ruhig zu halten. »Sie werden mich nicht erschießen«, sagte Wolfe. »Sie werden sich sogar meinen Wünschen beugen, weil ich Ihnen sonst nicht helfen werde. Und Hilfe brauchen Sie doch, nicht wahr, Professor?« Dies in ironisch aggressivem Ton.

Adrian schwieg. Er verstand nicht, wieso die Waffe Wolfe keine Angst einjagte. Er versuchte, den Grund dafür herauszufinden. Die Waffe war ein unmissverständlicher Schlüsselreiz. Gewaltsamer, schmerzhafter Tod. Eine entsprechende eindeutige Reaktion hätte er erwarten dürfen. Wegducken und unkontrollierbare Angst. Dass sie ausblieb, verwirrte ihn.

»Also, Professor, Zeit für einen kleinen Deal.«

»Ich mache keinen Deal mit Leuten Ihres Schlags«, konterte Adrian schwach. Kläglich daneben, räumte er ein.

»Und ob Sie das tun. Sie haben an die Tür da geklopft, weil Sie mir etwas verkaufen wollen. Oder vielleicht auch mir was abkaufen. Wir müssen uns nur auf die Konditionen einigen, bevor wir zum angenehmen Teil des Geschäfts kommen.« Für einen Mann, der in einen Revolverlauf blickte, wirkte Wolfe entspannt. »Ich will den Laptop meiner Mutter zurück. Liegt auf der Hand. Die Festplatte gehört mir und sonst keinem. Persönliche Dinge. Jetzt erzählen Sie, was Sie wollen, und wir verständigen uns auf einen Preis.«

»Ich muss jemanden finden.«

»Gut. Heuern Sie einen Privatdetektiv an.«

»Ich bin der Privatdetektiv«, antwortete Adrian.

Wolfe stieß ein kurzes, spöttisches Lachen aus. »Abgesehen von dieser durchschlagkräftigen Kanone, mit der Sie da herumwedeln, sehen Sie nicht danach aus. Wissen Sie, Professor, zunächst mal sollten Sie die Waffe mit beiden Händen halten. Dann haben Sie ein bessere Kontrolle darüber, und Sie können genauer zielen.« Wolfe lächelte. »Da. Schon haben Sie was von mir gelernt. Und auch noch gratis und franko.«

Adrian ging seine Möglichkeiten durch. Er konnte entweder die Waffe sinken lassen, weglegen und anfangen zu

verhandeln. Oder er konnte versuchen, Wolfe in derselben Manier zu drohen, wie es Terri Collins wohl getan hatte, doch er schätzte, dass ihm dazu die Bullen-Autorität abging und er wenig überzeugend wäre. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten war er hin- und hergerissen, als er Brian flüstern hörte: »Mach dir zunutze, wer du mal warst, wer du bist und wer du sein wirst ... das könnte funktionieren.«

Er nickte und merkte, wie sein Bruder ihm half, den Revolver in den Griff zu bekommen. Er hielt ihn höher und richtete den Lauf genau auf Wolfe. Er legte langsam den Finger um den Abzug, dann brachte er ein leichtes Zittern in seine Stimme. »Ich bin krank«, sagte Adrian ruhig. »Ich bin sehr krank. Ich werde bald sterben.«

Wolfe sah ihn fragend an.

»Ihre Mutter, wie viel Vertrauen haben Sie zu Ihrer Mutter? Meinen Sie, dass sie weiß, was sie tut? Wenn jetzt sie mit dieser Waffe vor Ihnen herumfuchtelte würde, wie sicher wären Sie wohl, dass sie nicht abdrückt und Ihnen ein verdammt Loch ins Gesicht schießt, ohne dass Sie die geringste Ahnung haben, wieso? Und selbst wenn sie Ihnen nur eine Ladung in den Bauch jubeln würde und Sie vielleicht eine klitzekleine Chance hätten, es zu überleben, meinen Sie, dass sie auch nur so geistesgegenwärtig wäre, einen Krankenwagen zu rufen? Oder könnte es sein, dass sie sich wieder an ihr Strickzeug und vor den Fernseher setzt?«

Wolfe kniff die Augen zusammen, und das spöttische Grinsen verflog.

»Also«, fuhr Adrian langsam fort, »das, was ich habe, ist so ähnlich wie das, was Ihre Mutter hat. Nur schlimmer. Es bringt mich dazu, alle möglichen, vollkommen unberechenbaren Dinge zu tun, und hinterher habe ich nicht die geringste Ahnung, warum.« Adrian sprach schnell, seine Stimme hob und senkte sich in Wellen. »Es besteht also durchaus die Gefahr, dass ich jeden Moment vergesse, was mich herführt, und dass diese Kanone, wie Sie so treffend sagten, Mister Wolfe, einfach losgeht, weil ich nicht mehr weiß, was ich von Ihnen wollte, und nur noch in Erinnerung habe, dass Sie ein Triebtäter erster Güte sind, ein richtig großer Haufen Exkremente, der es verdient hat, zur Hölle zu gehen. So bin ich nun mal. Unstet. Als stünde ich auf einem glitschigen Deck bei hohem Wellengang. Und ich habe nicht viel Zeit, lange herumzufeilschen.«

Wolfe schien ein Stück zurückzuweichen. »Das sollte genügen, damit er nicht länger das Maul aufreißt«, schnaubte Brian schadenfroh. »Gut gemacht, Audie. Er ist verunsichert, jetzt schnapp ihn dir.«

»Also gut, Professor.« Wolfe ging im Kopf seine Optionen durch. »Sagen Sie, was Sie brauchen.«

»Ich will eine Führung durch Ihre Welt. Die um Mitternacht.«

Wolfe nickte. »Das ist ein ziemlich großes Terrain, riesig, Professor. Ich muss erst wissen, wozu.«

»Eine rosa Kappe«, antwortete Adrian. Eine unsinnige Bemerkung, die Wolfe hoffentlich irritierte. Adrian machte einen Schritt nach vorn, indem er die Waffe mit beiden Händen auf Augenhöhe hielt. »Meinten Sie so?«, fragte er. »Ja, verstehe. So hat man sie wirklich viel besser im Griff.«

Wolfe wirkte plötzlich angespannt. Adrian sah einen Funken Angst in seinem Gesicht. »Sie werden mich nicht töten.«

»Wahrscheinlich nicht. Wäre allerdings ziemlich dumm von Ihnen, das Risiko einzugehen.« Einen Moment lang herrschte Schweigen im Raum. Adrian wusste, was der Mann als Nächstes sagen würde. Es gab für ihn nur einen einzigen logischen Ausweg. Und so schlimm war sein Anliegen nun auch wieder nicht.

»Na schön, Professor. Machen wir es nach Ihren Regeln.« Ein Zugeständnis. Wahrscheinlich gelogen, doch Adrian hatte das Gefühl, das Kräfteverhältnis im Raum ausbalanciert zu haben. Es war Wolfes Zuhause, und sie waren dabei, in sein Reich einzudringen. Doch Adrians Geheimnis - wie unzurechnungsfähig er tatsächlich war - wog schwerer als der ungeschönte Pragmatismus von Wolfe. Adrian hatte sich nie für besonders klug gehalten, doch jetzt schmunzelte er. Sein letaler Wahnsinn siegte über Wolfes psychopathische Begierden. Jetzt musste er die beiden Krankheiten nur noch miteinander verbinden.

Adrian schob die Tasche, in der sich der Laptop befand, mit dem Fuß zu dem Eigentümer hinüber. »Zeigen Sie's mir«, sagte er.

»Was soll ich Ihnen zeigen?«

»Alles.«

Wolfe zuckte die Achseln und wies Adrian mit einer stummen Geste an, sich auf den Sessel neben ihm zu setzen. Den Sessel seiner Mutter. Dann griff er eifrig nach dem Computer und spreizte die Finger über der Tastatur. Adrian fühlte sich an einen Baseball-Pitcher erinnert, der sich den Ball in der Hand zurechtlegt und sich auf den entscheidenden Wurf vorbereitet.

Die Zeit löste sich in einer Bilderflut auf. Sie waren alle verschieden und doch alle gleich. Rassen, Altersgruppen, Stellungen, alle denkbaren Perversionen brachen über Adrian herein, nachdem Wolfe ein paar Kabel an Roses Laptop angeschlossen hatte. Wie ein Maestro, der ein Orchester dirigiert, führte Wolfe Adrian die Unterwelt des Internets vor, ein nicht endendes Meer an geisttötendem Sex. Vorgetäuschte Leidenschaft verließ sich auf den Reiz des Expliziten und hatte nichts mit echten Beziehungen zu tun. Wolfe war ein sachkundiger Führer. Ein Vergil auf Adrians Suche. Adrian konnte nicht sagen, wie lange sie schon damit beschäftigt waren. Er war längst mitten auf hoher See, und das anfängliche Unbehagen angesichts der überwältigenden Flut an zur Schau getragenen Intimitäten hatte sich

verflüchtigt. Die endlose Wiederholung des Ganzen stumpfte ab.

Wolfe klickte ein paar Icons an, und die Bilder wechselten. Eine in ein hautenges schwarzes Bondage-Outfit aus Leder gezwängte Frau starrte sie an und lud sie in einen Raum zur Züchtigung ein. Der Zutritt kostete eine einmalige Gebühr von 39,99 Dollar.

»Jetzt passen Sie gut auf, Professor«, sagte Wolfe. Er tippte neue Instruktionen ein, und eine zweite in Leder gewandete Frau ersetzte Nummer 1. Sie bot dieselben Züchtigungsmaßnahmen an, nur dass ihr Preis bei 60 Euro lag und sie Französisch sprach. Noch eine Schnellfeuersalve auf der Tastatur, und Lederweib Nummer 3 erschien vor ihnen mit genau derselben Offerte auf Japanisch gegen eine Gebühr in Yen. Adrian begriff die Lektion.

»Sie sehen, Professor, Sie müssen mir schon genauer verraten, wonach Sie suchen.« Der Sexualstraftäter grinste wieder. Er hatte offenkundig seinen Spaß. Wolfe klickte eine Website nach der anderen an. Kinder. Alte Menschen. Dicke Menschen. Folter. »Was lässt Ihr Herz höher schlagen? Was fasziniert Sie? Worauf fahren Sie ab? Wobei steigt Ihr Blutdruck? Denn egal, was, irgendwo da draußen ist es zu haben.«

Adrian nickte, doch im nächsten Moment schüttelte er heftig den Kopf. »Zeigen Sie mir, was Sie interessiert, Mister Wolfe.«

Wolfe rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl herum. »Ich glaube nicht, dass wir dieselben Vorlieben haben, Professor. Und ich kann mir nicht denken, dass Sie mir da allzu weit folgen wollen.«

Adrian musste überlegen. Mit Hilfe des Revolvers war er bis hierher gekommen. Doch als er Wolfe forschend in die Augen sah, hatte er – mit oder ohne Waffe – nicht das Gefühl, dass der Mann ihm in seine eigene, geheime Welt Zutritt gewähren würde. Es musste eine andere Möglichkeit geben.

Er bemerkte seinen Bruder im Rücken, der offenbar auf und ab marschierte und nach einem Ausweg aus dem Dilemma suchte. Obwohl in Wolfes Haus überall Teppiche lagen, hörte er Brians Tritte auf dem Hartholzparkett. Jetzt beugte sich Brian vor, um ihm wie ein Ratgeber der Krone etwas ins Ohr zu flüstern.

»Köder ihn, Audie. Versuch's mit Bestechung.«

Leichter gesagt als getan. »Und wie, bitte schön?« Das hatte er wohl laut gesagt, denn er sah, wie Wolfes Augenbrauen in die Höhe schnellten.

»Wen kennt ihr beide?«

Adrian nickte. »Das klingt plausibel«, sagte er. »Er weiß im Grunde nicht, weshalb ich hier bin.«

»Mit wem reden Sie da?«, fragte Wolfe nervös.

»Erklär's ihm, Audie.«

»Es wird ihm helfen, wenn er weiß, was genau mich herführt«, antwortete Adrian seinem Bruder.

Wolfe wechselte nervös die Stellung. Es lagen nur wenige Zentimeter zwischen ihm und Adrian mit seiner Neunmillimeter, doch die Waffe schien ihm keine Probleme mehr zu bereiten. Die Nervosität, die ihm jetzt anzuhören war, hatte wohl eine andere Ursache.

»Alles in Ordnung, Prof? Sollen wir ein Päuschen einlegen?«

»Ich muss Jennifer finden. Jennifer ist jung. Sechzehn. Sie ist schön.«

»Ich komm nicht ganz mit«, sagte Wolfe. »Reden Sie jetzt mit mir?«

»Jennifer ist verschwunden«, fuhr Adrian fort. »Aber sie ist irgendwo. Ich muss sie finden.«

»Diese Jennifer, ist die Ihre Enkelin oder so?«

»Ich muss sie finden. Ich bin verantwortlich. Ich hätte sie daran hindern müssen, sie zu entführen, aber ich war nicht schnell genug. Ich versteh das nicht, Mister Wolfe. Es ist vor meiner Nase passiert, aber ich war irgendwie blind.«

»Jemand hat diese Jennifer entführt, sagen Sie?«

»Ja.«

»Hier aus der Gegend?«

»Ja, direkt vor meinem Haus.«

»Und Sie meinen, ich kenne sie? Das kann nicht sein. Die lassen mich doch gar nicht in die Nähe von Mädchen in dem Alter.«

»Sie wissen nicht, woher, aber in gewisser Weise kennen Sie das Mädchen. Es gibt eine Verbindung.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen, Professor.«

»Das werden Sie schon, keine Sorge.«

Wolfe nickte. »Und die Bullen ...«

»Die suchen nach ihr. Aber sie wissen nicht, wo.«

Wolfe schien verunsichert und frustriert. Er zeigte auf den Laptop. »Und Sie glauben, sie ist irgendwo da drin?«

Adrian nickte. »Zumindest ist es der einzige Ort, an dem wir uns überhaupt irgendwelche Hoffnungen machen können. Falls jemand Jennifer gekidnappt hat, um sie zu missbrauchen und dann zu töten, haben wir keine Chance. Falls sie aber jemand entführt hat, um anderweitig aus ihr Kapital zu schlagen ... vielleicht im wortwörtlichen Sinne ... und sie erst danach loszuwerden, in diesem Fall ...«

»Professor, falls dieses Mädchen in Damschlag mitnimmt, oder bei Sex-Video mitnimmt, oder sonst irgendwas in diese

»Professor, raus dieses Mädchen in Pornofilmen mitspielt oder bei Sex-videos mitmacht oder sonst irgendwie in diese Industrie abgetaucht ist, also, dann ist es vollkommen illusorisch, sie ausfindig zu machen, indem wir hier sitzen. Die Nadel im Heuhaufen. Es gibt Millionen von Sites mit Millionen von Mädchen, die sich auf jede noch so abwegige Nachfrage spezialisieren. Und dafür zu wirklich allem bereit sind. Es gibt nichts, was Sie hier drinnen nicht finden können. Ich meine, das ist wirklich unmöglich.«

»Sie wird zu gar nichts bereit sein, Mister Wolfe. Sie wird es nicht freiwillig tun.«

Wolfe schwieg mit leicht geöffnetem Mund. Dann nickte er. »Das grenzt die Suche allerdings ein«, gab er zu.

Adrian sah sich in dem kleinen Wohnzimmer um, als suchte er nach weiteren Anleitungen durch eine der Stimmen, überlegte dabei jedoch, was er sagen sollte, ohne zu viel preiszugeben. Als er sich wieder zu Wort meldete, sprach er leise und in hartem Ton. »Verstehe.« Er kniff die Augen zusammen und richtete sie eindringlich auf den Sexualstraftäter. Im Hintergrund hörte er, wie Brian ihn ansprach.

»Sie müssen sich also mit den Bildern begnügen. Das ist im Moment das Einzige, was Ihnen zu Gebote steht, nicht wahr, Mister Wolfe? Bilder sind natürlich nicht ganz dasselbe wie die Realität – aber fürs Erste sind sie ein akzeptabler Ersatz, nicht wahr? Und dann lassen Sie sich von Ihrer Phantasie leiten. Das hilft Ihnen, die Kontrolle zu bewahren, stimmt's, Mister Wolfe? Weil Sie Zeit gewinnen müssen. Sie können es sich nicht leisten, wieder in den Knast zu wandern, vorerst nicht, weil Ihre Mutter Sie braucht. Aber sie ist nach wie vor da, die große Begierde, oder? Lässt sich nicht verdrängen, also schaffen Sie sich ein Ventil, denn diese Bedürfnisse, die verschwinden nicht einfach so. Und das bietet Ihnen der Computer. Die Möglichkeit, zu phantasieren und zu spekulieren und sich so was wie ein inneres Gleichgewicht zu schaffen, bis sich Ihre Lebenssituation ändert und Sie wieder machen können, was Sie machen wollen.

Und das fühlt sich gar nicht mal so schlecht an, schließlich gehen Sie zur Arbeit und regelmäßig zur Therapie, und Sie glauben, Sie hätten Ihren Seelenklempner vollkommen eingewickelt, nicht wahr? Weil Sie nämlich rausgekickt haben, dass er in Bezug auf all diesen dunklen Sex ziemlich neugierig ist und Sie ihn spielend an der Nase herumführen können. Es hat mit Kontrolle zu tun, stimmt's, Mister Wolfe? Im Moment haben Sie all diese Dinge in Ihrem Leben unter Kontrolle, und Sie warten auf den geeigneten Moment, in dem Sie das, was Sie mehr als alles andere wollen, wieder in die Tat umsetzen können.«

Adrian legte eine Pause ein. »Er soll dir diese Dinge zeigen!«, forderte Brian, der dicht neben ihm stand, energisch.

»Öffnen Sie eine von diesen persönlichen Dateien«, sagte Adrian. Die Waffe richtete sich wieder auf Wolfe. Doch diesmal schien sie ihm in der Hand zu glühen, und er war entschlossen, notfalls auch Gebrauch davon zu machen.

Wolfe musste dasselbe gespürt haben. Er fletschte die Zähne, doch wenig überzeugend. Er schielte abwechselnd zum Laptop und zum Fernsehapparat. Er drückte ein paar Tasten, und das Bild eines sehr jungen Mädchens – wohl gerade mal elf Jahre alt – blitzte auf. Sie war nackt und starrte dem Betrachter mit einem koketten, vielsagenden Blick entgegen, der bei einer doppelt so alten Frau professionell gewesen wäre. Wolfe atmete schwer aus. »Sie glauben, mich zu durchschauen, Professor, nicht wahr?«

»Ich weiß genug, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen.«

Wolfe schwieg darauf. »Es gibt Domains«, sagte er dann bedächtig, »die ausgefallene Geschmäcker bedienen.

Verborgene Winkel. Tabuzonen. Ich glaube nicht, dass Sie diese Grenzen überschreiten wollen.«

»Und ob ich das will«, sagte Adrian. »Denn genau da ist Jennifer.«

Wolfe zuckte die Achseln. »Sie sind verrückt«, sagte er.

»Das sehen Sie richtig«, antwortete Adrian. »Vielleicht ist das ganz gut so.«

»Falls dieses Mädchen entführt wurde, Professor, und selbst wenn sie irgendwo hier drinnen zu finden ist ...«, er deutete auf den Laptop, »dann sollten Sie besser davon ausgehen, dass sie tot ist, denn das ist sie früher oder später.«

»Das gilt für uns alle früher oder später«, erwiderte Adrian. »Sie. Mich. Ihre Mutter. Für jeden kommt die Zeit. Nur dass sie für Jennifer noch nicht gekommen ist. Noch nicht.« Seine Überzeugung speiste sich aus nichts als Spekulation.

Wolfe schien fasziniert und widerstrebend zugleich. »Was kann ich Ihrer Meinung nach für Sie tun?«, fragte er, auch wenn die Frage schon den ganzen Abend im Raum stand.

Adrian spürte, wie ihn sein Bruder an der Schulter packte und ein wenig vor sich herschob. »Ich will Ihnen sagen, was ich von Ihnen will, Mister Wolfe. Ich will, dass Sie Ihre Phantasie benutzen. Genauso, wie Sie es tun, wenn Sie in der Pause an einem Schulhof vorbeikommen ...«

Wolfe schien sich anzuspannen wie ein Seil, das jemand straff zieht.

»Ich möchte, dass Sie sich in jemanden hineinversetzen. Ich möchte, dass Sie sich überlegen, wie Sie wären, wenn Sie Jennifer hätten. Ich möchte, dass Sie mir sagen, was Sie mit ihr machen würden, wie Sie es machen würden und wozu. Und dann stellen Sie sich bitte vor, Sie hätten eine Frau an Ihrer Seite. Eine junge Frau, die Sie liebt und die Ihnen helfen will.« Wolfe hörte aufmerksam zu. »Und Sie sollen sich vorstellen, Mister Wolfe, wie Sie mit Jennifer Geld verdienen würden.«

»Ich soll ...«

»Sie sollen Sie selbst sein, nur um einiges schlimmer.«

»Nehmen wir an, ich wäre einverstanden, was springt für mich dabei raus?«

Adrian ließ sich mit der Antwort Zeit. »Gib ihm, was er will«, sagte Brian.

»Was denn?«, fragte Adrian. Wolfe sah ihn wieder misstrauisch an.

»Das liegt auf der Hand – das, was sich jeder von seinem Schlag wünscht«, antwortete Brian im Brustton der Überzeugung.

Unbehelligt zu bleiben, dachte Adrian. »Ich kann Ihnen sagen, was ich nicht tun werde: Ich werde der Kommissarin nichts davon erzählen, was Sie treiben. Ich werde ihr auch nichts vom Laptop Ihrer Mutter erzählen. Ich werde niemandem davon erzählen. Und wenn Sie Jennifer für mich gefunden haben, können Sie wieder derjenige sein, der Sie in Wirklichkeit sind, und auf den Tag warten, an dem Sie alle an der Nase herumführen können und kein Mensch auf Sie achtet.«

Wolfe lächelte, durchaus nicht unangenehm. »Ich glaube, Professor, wir haben uns doch noch auf einen Preis geeinigt.«

Terri Collins brachte den Vormittag zwischen den körnigen Schwarzweißbildern einer Überwachungskamera an einem Busbahnhof sowie zwei Erstsemesterstudenten zu, die sich vergeblich bemühten, für das Dutzend Computer, Fernsehapparate und Playstations, die ein wachsamer Streifenpolizist im Laderaum ihres Lieferwagens gefunden hatte, eine harmlose Erklärung zu finden. Der Beamte hatte sie wegen Geschwindigkeitsübertretung herausgewunken. Wie dämlich muss man sein, fragte sich Terri, um nach mehreren Einbrüchen wie irre davonzujagen? Sie musste nichts weiter tun, als die beiden jungen Männer so lange getrennt zu vernehmen, bis sich ihre Geschichten widersprachen, was unvermeidlich war.

Die ausgemachte Dummheit bei diesen Diebstählen ödete sie einfach an. Sie wusste, dass früher oder später einer der beiden jungen Männer – kaum älter als Schuljungen – den anderen verpfeifen und den ganzen albern Plan gestehen würde. Sie würden ein, zwei Nächte in Gewahrsam verbringen, dann würden ihre Anwälte Rechtsmittel finden, um sie freizubekommen. Allerdings würden sie ihren Familien und künftigen Arbeitgebern einiges erklären müssen. Das zumindest, tröstete sie sich, gehörte in die Rubrik Dummheit tut weh. Sie fertigte den Papierkram im Eilverfahren ab. Auf diese Weise verlor sie wertvolle Zeit, die sie lieber auf das Video verwendet hätte, das sie zugleich faszinierte und zutiefst beunruhigte, und zwar sowohl in Bezug auf das, was darauf zu sehen war, als auch das, was darauf fehlte.

Vor allem: Jennifer.

Es hatte sie eine Reihe Anrufe gekostet, um die Person aufzuspüren, die in Lewiston, Maine, die Kreditkarte von Jennifers Mutter gefunden und die Sicherheitsabteilung von Visa angerufen hatte. Diese College-Studentin hatte eine Geschichte zu erzählen, die, so unglaublich sie klang, zweifellos der Wahrheit entsprach. Die Studentin war zusammen mit zwei Zimmergenossinnen und einem Freund in Boston gewesen, wo sie alte Freunde von der Highschool besuchten. Schließlich hatten sie spätabends einen Bus zurück zum College genommen. Vollkommen normal.

Erst als die Studentin beschrieb, wie sie die fremde Kreditkarte in ihrem Rucksack entdeckte, wich die Geschichte von der Normalität ab. Den Namen auf der Karte kannte sie nicht, und wie sie in die Außentasche ihres Rucksacks geraten war, konnte sie beim besten Willen nicht sagen.

Die meisten College-Studenten hätten sie einfach weggeworfen, doch dieses Mädchen hatte sich die Mühe gemacht, die Servicenummer auf der Karte anzurufen, die rund um die Uhr zu erreichen war. Die zuständige Sicherheitsabteilung der Bank wiederum hatte Mary Riggins angerufen.

Mit der Karte war ein Busfahrtschein nach New York gekauft worden, dem Ausreißer-Mekka an der Ostküste schlechthin. Das ergab einfach keinen Sinn. Wieso die Karte anschließend nicht einfach verschwinden lassen? Ein Versehen? Dann kam ihr der Gedanke: Bewusste Irreführung. Jemand hatte das Risiko der Kartenbenutzung gegen die Möglichkeit abgewogen, sie anonym als gestohlen zu melden. Er hätte lediglich nach dem Fahrkartenkauf unter falschem Namen aus einer Telefonzelle bei Visa anrufen müssen, und Visa hätte ihm geraten, die Karte zu vernichten, dann die Nummer gestrichen. Doch diese Person, wer immer das sein mochte, war auf Verzögerung aus.

Dreimal fragte sie die Studentin, ob sie oder ihre Freunde sich erinnerten, im Busbahnhof ein junges Mädchen gesehen zu haben, auf das Jennifers Beschreibung passte. Jedes Mal lautete die Antwort nein.

Ob sie jemand anders gesehen hätten? Jemand, der irgendwie auffiel? Verdächtig schien? Nein, nein und nein.

Es arbeitete in Terris Kopf, und hinter der kühlen Entschlossenheit der Polizistin trieb sie die Sorge um. Ihr dämmerte, dass sie es vielleicht an diesem Tag mit einem seltsamen Zusammenspiel zu tun hatte. Nachdem sie eben den dümmsten Kriminellen begegnet war, die ihr je untergekommen waren, fragte sie sich, ob sie gerade einem der gerissensten Kriminellen auf der Spur war.

Das Überwachungsvideo war ziemlich unscharf. Der Aufnahmewinkel von oben gab keine genauen Bilder her. Das Einzige, was sie sehen konnte, war ein Mann, der den Fahrkartenautomaten zu demselben Zeitpunkt benutzte, zu dem die Kreditkartenzahlung erfolgt war. Auf dem Filmmaterial war er nur schlecht zu erkennen, auch wenn moderner ausgestattete Polizeistationen über technische Aufarbeitungstechnik verfügten, mit deren Hilfe sie mehr Aufschluss bekäme.

Auf einer späteren Sequenz sah sie, wie derselbe Mann abseits saß und auf den Bus wartete. Vornübergebeugt. Die Kappe so ins Gesicht gezogen, dass es nicht zu sehen war. Kurz gesagt, ein Mann, der wusste, dass er gefilmt wurde, und der dafür sorgte, dass er weder zu erkennen war noch sonst irgendwie auffiel.

Sie sah ein Trio junger Leute, vermutlich die Studenten aus Maine, die sich vor der Fahrkartenausgabe in die Schlange stellten. Sie sah einen anderen Mann – er hatte offenbar einen Bart, der vorherige war glatt rasiert –, der sich hinter ihnen anstellte. Dieser Mann kam nicht bis zum Schalter, sondern scherte vorher aus, allerdings nicht, um einen Schalter mit weniger Andrang oder einen Automaten zu finden. Soweit sie sehen konnte, verließ er den Bahnhof durch den

Vordereingang und nicht durch den hinteren Zugang zu den Bussen. Der Mann hatte außer einer kleinen Schultertasche kein Gepäck dabei.

Terri spielte das ganze Video noch einmal ab. Was sie darauf nicht zu sehen bekam, war Jennifer.

Sie ging es noch einmal genauer durch und versuchte, sich Mann Nummer 1 und dann den bärtigen Mann Nummer 2 einzuprägen. Sie konzentrierte sich auf die jeweiligen Körpermaße, die Gangart, die hängenden Schultern und die Taktik, sich unter der jeweiligen Mütze zu verstecken. Sie versuchte, sich den Mann zu vergegenwärtigen, den Adrian ihr beschrieben hatte. Sie hatte nicht genug in der Hand, um zu vermuten, dass es sich bei dem Mann auf den körnigen Schwarzweißaufnahmen des Überwachungsfilms und dem Mann auf der Straße um ein und dieselbe Person handelte. Andererseits war dies die einzig logische Folgerung.

Terri schob den Bericht über das Einbrecherpaar zur Seite, um sämtliche Kenntnisse zusammenzufassen, die sie hinsichtlich Jennifers Verschwinden hatte. Es war ein Sammelsurium aus Bruchstücken und Einzelheiten, weniger wie ein Puzzle oder Mosaik als vielmehr die Trümmer eines Flugzeugabsturzes, bei dem die Ermittler das zusammenfügen, was nicht gänzlich zerstört, was zwar verbogen und verkohlt, aber doch noch so weit zu erkennen ist, dass es ihnen etwas Konkretes über das Geschehene sagt.

Eine rebellische junge Ausreißerin.

Ein alter Mann.

Ein ausgebrannter Lieferwagen.

Keine Lösegeldforderungen.

Kein Handygebrauch.

Eine Busfahrkarte nirgendwohin.

Anstelle von Jennifer ein Mann in Verkleidung.

Terri wirbelte auf ihrem Sitz herum. Die eingefleischte skeptische Distanz der Kriminalistin ließ sie im Stich. Es gibt einen Grad der Verzweiflung, der polizeiliche Ermittler überkommt, wenn sie erkennen, dass sie sich dem schlimmstmöglichen Verbrechen gegenübersehen, einem, bei dem Anonymität und moralische Abgründe zusammenkommen. Verbrechen werden aufgeklärt, wenn man Verbindungen herstellen kann – jemand sieht etwas, jemand weiß etwas, jemand sagt etwas, jemand hinterlässt etwas an einem Tatort – und irgendwann ein klar umrissenes Bild entsteht. Es gibt immer eine erste solche Verbindungslinie, aus der sich das weitere Vorgehen des Polizisten ergibt.

Jennifers Verschwinden entzog sich diesem Muster.

Terri wusste nur eins: dass sie nicht wusste, was sie machen sollte. Ebenso klar war allerdings auch, dass sie über das Bisherige hinausgehen musste. Sie sah sich auf ihrem Schreibtisch um, als müsse das, was zu tun war, dort irgendwo zu erkennen sein. Dann hob sie den Blick und sah sich in ihrer Bürokabine um, die sie zwischen dem kalten Grau von Polizei- und FBI-Meldungen mit Fotos von ihrer Familie sowie ein paar bunten Aquarellen und Kreidezeichnungen ihrer Kinder geschmückt hatte.

Sie hatte nach bestem Wissen alle angemessenen Schritte unternommen. Sie hatte alle Vorschriften und Richtlinien des Dezernats befolgt, hatte alles getan, was irgendein anderer Beamter an ihrer Stelle hätte tun können, doch nichts von alledem hatte sie der vermissten Jennifer auch nur einen Schritt näher gebracht.

Terri beugte sich wie unter plötzlichen Magenkrämpfen nach vorn. Jennifer war weg. Terri führte sich das Mädchen vor Augen, wie sie ihr bei einem ihrer früheren Fluchtversuche gegenübergesessen hatte – trotzig, wütend und wenig mitteilksam hatte sie auf die Ankunft ihrer Mutter nebst Freund gewartet, die sie genau an den Ort zurückbringen würden, dem sie mit aller Macht entfliehen wollte. Und Terri hatte ihr auch noch über den Fehler, den sie begangen hatte, eine Standpauke gehalten. Jetzt wurde ihr klar, dass sie damals die Chance verpasst hatte, das Mädchen zu retten. Sie hätte nichts weiter zu tun brauchen, als sich über den Tisch zu lehnen und zu sagen, rede mit mir, Jennifer, um einen Kommunikationsweg herzustellen.

Und was tat sie jetzt? Legte Berichte und Akten an, nahm nutzlose Aussagen eines verwirrten, pensionierten Professors auf, befragte einen Sexualstraftäter, der allem Anschein nach zu der Ausreißerin in keiner wirklichen Verbindung stand, verschickte Anfragen an andere Stationen, die einem Schuss ins Blaue oder der Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleichkamen. Dabei lief das Ganze, wie Terri sehr wohl bewusst war, eher darauf hinaus, einfach auf den Tag in der Zukunft zu warten, an dem ein Jäger auf der Pirsch nach einem Reh irgendwo im Wald Jennifers Gebeine fand oder ein Angler in einem See statt Schwarzbarsch ihre halb verwesene Leiche aus dem Wasser fischte.

Falls sie so viel Glück hatte. Terri tippte ein paar Tasten, und das Bild des Mannes im Busbahnhof erschien vor ihr auf dem Bildschirm. Sie vergrößerte es so lange, bis es den ganzen Monitor ausfüllte.

Na schön, dachte sie, ich denke, ich krieg raus, wer du bist. Das war leichter gesagt als getan. Doch sie griff nach dem Telefon, um das Labor der Staatspolizei anzurufen. Sollten die doch das Video durch eine Bilderkennungs-Software jagen. Vielleicht hatte sie ja Glück, auch wenn sie es bezweifelte. Ihr war bewusst, dass ihre Vorgesetzten diesen Schritt möglicherweise nicht befürworten würden; das konnte ihr nicht gleichgültig sein, ließ sie aber ziemlich kalt.

Mark Wolfe überquerte mit zügigen Schritten den geteerten Parkplatz bis zu der Stelle, an der Adrian neben seinem Auto

wartete. Adrian wusste seinen Bruder neben sich, konnte fast seinen beschleunigten Atem hören und wunderte sich darüber, wieso Brian nervös war. Schließlich kannte er ihn als beherrscht, nie in Eile, nie besorgt. Bis er erkannte, dass er seinen eigenen keuchenden Atem hörte.

Auf seinem Weg zu Adrian sah sich Wolfe mehrmals misstrauisch um. Adrian beschlich der Gedanke, dass Mark Wolfe sich in seinem eigenen Zuhause überaus sicher fühlte, draußen dagegen wie eine Hyäne alle paar Sekunden die Witterung nach Räubern aufnehmen musste. Irgendwie verkehrte Welt, dachte Adrian. Wolfe war das Raubtier.

Wolfe hatte ein schiefes Grinsen auf den Lippen. »Ich kann mir keine längere Pause leisten«, sagte er. »Möchte mir keinen größeren Geräteverkauf durch die Lappen gehen lassen. Hey, Professor, brauchen Sie vielleicht einen Flachbildfernseher und eine Surroundanlage? Die gibt's gerade im Angebot, und ich kann Ihnen einen richtig guten Schnäppchenpreis machen.« Nichts davon war aufrichtig gemeint.

»Es dauert nicht lang«, antwortete Adrian, zog den Vermissten-Handzettel heraus, den Detective Collins ihm gegeben hatte, und reichte ihn Wolfe. »Das ist das Mädchen, das ich suche«, sagte er.

Wolfe warf einen Blick auf das Bild. »Hübsch, die Kleine ...« Statt hübsch hätte er auch reif sagen können. Aus Wolfes Mund klang es obszön. Adrian glaubte, er müsste sich schütteln. »Eine Ausreißerin, sagen Sie?«

»Nein, das habe ich nicht gesagt. Ich sagte, sie ist schon mal weggelaufen. Aber diesmal wurde sie entführt.«

Wolfe las sich die Einzelheiten auf dem Handzettel durch, indem er sie halblaut vor sich hin murmelte: eins einundsiebzig groß, dreiundfünfzig Kilo schwer, dunkelblondes Haar, keine besonderen Merkmale, zuletzt gesehen ... Er las nicht weiter. »Wissen Sie, wenn bei meinem ...«, er zögerte, »... Background irgendein Bulle diesen Zettel in meinem Besitz finden würde, wäre das genauso schlimm, wie ...« Wieder brach er mitten im Satz ab.

»Wir haben einen Deal«, sagte Adrian. »Sie wollen, dass ich nicht zur Polizei gehe und denen was von Ihrem zweiten Laptop erzähle und was da drauf ist.«

Wolfe nickte. »Klar, schon verstanden. Das ist also die Kleine, von der Sie glauben, dass sie benutzt wird. Nach der soll ich das Internet absuchen.«

»Na ja, die andere Möglichkeit ist natürlich, dass sie ...«

»Klar. Dass sie gevögelt und getötet worden ist. Oder schlimmer.«

Wolfes Gesicht zuckte ein wenig. Adrian konnte nicht sagen, ob die unwillkürliche Bewegung von Abscheu oder freudiger Erregung zeugte. Beides schien möglich zu sein. Vielleicht lagen beide Reaktionen bei Mark Wolfe auch ganz dicht beieinander. Adrian hielt das für wahrscheinlich.

»Also, all dieser Mist von wegen Snuff-Filmen. Sie wissen schon, dass das alles reine Stadtlegenden sind? Reine Fiktion, Erfindung. Quatsch. Nichts dran.«

Je mehr Wörter er aneinanderreihete, um seine Aussage zu bekräftigen, desto stärker erweckte er den gegenteiligen Eindruck. Versuch die Worte zu durchschauen, die er benutzt, die Art, wie er dasteht, seinen Ton, seine Bewegungen. Das hätte Cassie wohl zu ihm gesagt, und es kam ihm so vor, als hätten seine Überlegungen den melodischen Klang ihrer Stimme.

Adrian starrte den Triebtäter an und blickte von ihm in den wolkenlos blauen Himmel, der schönes, warmes Wetter versprach. Über ihm zog ein Düsenflugzeug einen langen, geraden, watteweichen Streifen – Menschen, die mit hoher Geschwindigkeit zu ihren verschiedenen Reisezielen eilten. Ihm wurde bewusst, dass er nie wieder fliegen, nie wieder an einen anderen, exotischen Ort reisen würde. Er war wie gebannt vom geraden Kurs, den die Maschine dort oben so mühelos flog, während er selbst in Krankheit und Zweifel wie in einem Sumpf feststeckte. Wenn er nur gewusst hätte, welche Schritte er unternehmen sollte und wie viele Meilen ihm auf seiner Reise noch blieben.

»Audie, pass auf!«, hörte er seinen Bruder in scharfem Ton, und Adrian senkte den Blick. »Komm schon, Audie, konzentrier dich!« Er hatte das Gefühl, als ob ihn Brian in den Rücken stieße.

»Alles, klar, Professor?«

»Ja, ja, mir fehlt nichts.«

»Also, das Knifflige ist, rauszukriegen, was real ist und was nicht. Das ist das Problem mit dem Internet. Da liegen Lügen und Phantasie und Vorspiegelungen dicht neben richtig guten, soliden Informationen. Nicht leicht, beides voneinander zu unterscheiden. Selbst in der Sex-Welt, wissen Sie. Was ist real? Was nicht?«

»Snuff-Filme ...«

»Wie gesagt, fauler Zauber. Aber ...«

Wolfe legte eine Pause ein, in der er seine Worte einzeln abzuwägen schien, bevor er hinzufügte: »... aber all diese Mythen, na ja, die schaffen Gelegenheiten, wenn Sie wissen, was ich meine, Professor.«

»Erklären Sie's mir.«

»Na schön. Snuff-Filme existieren nicht, aber kaum sagt das FBI oder Interpol: ›Snuff-Filme sind ein moderner Mythos‹, ist das nicht etwa das letzte Wort zu diesem Phänomen, sondern es kann auch den einen oder anderen erst auf Ideen bringen, Professor. So ist das eben mit dem Internet. Es existiert, um aus nichts etwas zu machen. Sie sagen, etwas ist nicht wahr, und jemand anders, vielleicht am anderen Ende der Welt, fühlt sich bemüßigt zu beweisen, dass Sie sich

vielleicht irren. Mord-Pornos zum Beispiel gibt es zwar eigentlich nicht, aber ... Sie nehmen am Morgen die Zeitung zur Hand – und was lesen Sie da? Vielleicht haben irgendwo in Osteuropa ein paar Jugendliche sich dabei gefilmt, wie sie jemanden zu Tode prügeln. Nur so zum Spaß. Oder irgendwelche Typen in Kalifornien haben das Handy draufgehalten, als sie eine Anhalterin töten, nachdem sie das Mädchen zu allem Möglichen gezwungen haben. Oder ... na ja, ich glaube, Sie verstehen, was ich meine. Ein Terrorist nimmt eine Geisel und schlägt ihr vor laufender Kamera den Kopf ab. Das wird dann ins Internet eingestellt. Sicher, die CIA und das Militär stürzen sich darauf, fragt sich nur, wer noch? Ist es mal da, kann es jeder sehen.«

»Was wollen Sie mir damit sagen?«

»Ich will damit nur sagen ...«, mit einem lasziven Grinsen betrachtete er den Handzettel, bevor er fortfuhr, »dass Klein-Jennifer durchaus missbraucht werden könnte, dass das durchaus nicht abwegig ist. Und das könnte nebenan oder auch am anderen Ende der Welt eingestellt werden.«

»Wie wollen Sie nach ihr suchen?«, fragte Adrian.

»Da gibt es Mittel und Wege. Man tippt einfach so lange in die Tasten, bis man was findet. Wird möglicherweise nicht ganz billig.«

»Nicht billig? Wieso?«

»Glauben Sie, dass jemand andere für nichts und wieder nichts ausbeutet? Einfach nur so zum Spaß? Sicher, der eine oder andere vielleicht. Aber die meisten wollen damit Kasse machen. Und um auf diese Seiten zu kommen, also ...«

»Ich bezahle.«

Wieder lächelte Wolfe. »Das kann teuer werden ...«

Wieder hörte Adrian, wie sein Bruder ihm Befehle ins Ohr sagte. Er griff in die Tasche und zog seine Brieftasche heraus. Er zückte eine Kreditkarte und reichte sie Wolfe.

»Was für ein Passwort soll ich benutzen?«, fragte der Hilfsdetektiv.

Adrian zuckte die Achseln. Er sah keinen Grund, es zu verheimlichen. »Psychoprof«, antwortete er. »Und führen Sie über alle Seiten, die Sie benutzen, schriftlich Buch. Irgendwelche Extraausgaben, und ich geh zur Polizei.«

Wolfe nickte, doch selbst diese Geste konnte gelogen sein. Adrian war das ziemlich egal. Ich leb sowieso nicht lange genug, um mir über diese Rechnungen Sorgen zu machen. Er hörte Brian schnauben, als fände er irgendetwas amüsant.

»Sie müssen schnell vorankommen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit ihr noch bleibt.«

Wolfe zuckte die Achseln. »Falls jemand sie als Spielzeug benutzt und er sie mit anderen teilen will ...«

»Er und sie ...«, warf Adrian ein.

»Richtig. Zwei Leute, das könnte es ein bisschen erleichtern. Jedenfalls, wenn die beiden sie mit anderen teilen wollen, ist das gut für uns, das erhoffen Sie sich ja, weil sie dann irgendwo da draußen zu finden ist.«

Er lachte wieder. Wolfes Lachen erinnerte Adrian an eine aus nächster Nähe abgefeuerte Waffe. Es ging in zynisches Kichern über, als hätte er immer noch ein Geheimnis auf Lager, das er für sich behielt. »Eins könnte Ihr Glück sein, Prof ...«, sagte er grinsend.

»Und das wäre?«

»So wie die Dinge heute liegen, bleibt eigentlich gar nichts mehr verborgen. Jeder rührt für sich die Werbetrommel. Wie hieß das noch gleich, wir sind alle für fünfzehn Minuten berühmt. Na ja, das stimmt.«

Warhol, dachte Adrian. Ein Triebtäter, der Warhol zitiert.

»Gibt da allerdings ein Problem.«

Oder war es Marshal McLuhan? Plötzlich konnte sich Adrian nicht erinnern. Vielleicht auch Woody Allen. Mühsam richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf Wolfe. »Nämlich?«

»Sobald Sie denjenigen nahe kommen, sobald Sie diese leidige elektronische Barriere einzureißen drohen und die beiden, die das Mädchen haben, spitzkriegten, dass jemand nach ihr sucht, ist von heute auf morgen ihr Verfallsdatum abgelaufen.«

Adrian schnappte hörbar nach Luft.

»Und was macht man mit schlecht gewordener Ware?«, fuhr Wolfe fort, während Adrian merkte, dass sich zwar seine Lippen weiterbewegten, seine Stimme sich aber verändert hatte, so dass sie klang, als spräche sein Bruder mit ihm. Adrian schärfte sich ein, einfach weiter zuzuhören und sich die Verwirrung nicht anmerken zu lassen. »Na ja«, sagte Wolfe bedächtig, »ich weiß ja nicht, wie Sie das halten, aber wenn in meinem Kühlschrank was schlecht wird, schmeiß ich es weg.«

Jennifer hockte auf dem Bett, kniff hinter der Binde die Augen zu und versuchte, sich ihr Zimmer zu Hause vorzustellen. Sie hatte angefangen, sich Dinge aus ihrer Erinnerung mit der Präzision eines Bauzeichners vorzustellen und jeden Winkel, jede Form und jede Farbe auszumalen. Spielzeug, Bilder, Bücher, Kissen, Poster. Ihr Schreibtisch stand an der und der Stelle, ihre Tagesdecke auf dem Bett hatte ein Quiltmuster aus sich überschneidenden Quadraten in Rot, Blau, Grün und Violett. Auf einer Kommode stand ein Foto in den Maßen 15 mal 10, auf dem sie bei einem Jugendfußballspiel den Ball köpfte.

Sie ließ sich damit Zeit, alles zusammenzutragen; sie wollte nicht das geringste Detail vergessen. Sie schwelgte in ihren Erinnerungen – die Handlung und die Figuren eines Buchs, das sie als Kind gelesen hatte; die ersten Ohrringe, nachdem sie sich Ohrlöcher hatte stechen lassen. So malte sie sich im Kopf genüsslich ihre Vergangenheit aus. Es half ihr dabei, sich ins Gedächtnis zu rufen, dass sie erst seit wenigen Tagen Nummer 4, aber viele Jahre lang Jennifer gewesen war. Es war ein ständiger Kampf.

Die Augenbinde markierte, selbst wenn sie unter dem Rand hervor einmal einen kurzen Blick auf ihr Gefängnis werfen konnte, die Grenzen ihrer Existenz. Es kam vor, dass sie aufwachte und große Mühe hatte, sich irgendetwas aus ihrer Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Was sie fühlen, riechen und hören konnte – das, was sie sich von ihrer Gefängniszelle eingeprägt hatte und was, wie sie wusste, von der Kamera festgehalten wurde –, war alles, was ihr geblieben war. Dann hatte sie für eine Sekunde Angst, dass es weder gestern eine Jennifer gegeben hatte noch morgen eine geben würde, sondern nur die Jennifer in dieser Sekunde existierte.

Sie wusste tief in ihrem Innern, dass sie sich auf einem Schlachtfeld befand, nur dass sie nicht wusste, wo der Gegner stand und welche Waffen er gegen sie führte. Es wäre leichter gewesen, als Schiffbrüchiger auf einem winterlichen Meer zu treiben. Wenigstens wäre dann klar gewesen, dass sie gegen die Strömung und gegen die Wellen ankämpfen musste und dass sie, falls sie sich nicht über Wasser halten konnte, ertrinken würde.

Innerlich schluchzte sie. Äußerlich blieb sie ruhig.

Sie dachte: Ich bin erst sechzehn. Ich gehe noch auf die Highschool. Sie wusste, dass sie nicht viel von der Welt kannte. Sie war nicht in ferne Länder gereist und hatte keine ausgefallenen Sehenswürdigkeiten besucht. Sie war keine Spionin oder Soldatin, geschweige denn eine Kriminelle – oder sonst irgendjemand, der auch nur über die geringste Erfahrung mit Gefängnissen verfügte. Eigentlich hätte sie die Erkenntnis lähmen müssen, doch seltsamerweise tat sie es nicht. Ein paar Dinge weiß ich immerhin, redete sie sich gut zu. Zum Beispiel, wie man sich wehrt. Wahrscheinlich machte sie sich etwas vor, doch das war ihr egal. Jedenfalls war sie entschlossen, das wenige, das sie wusste, zu nutzen, um sich selbst zu helfen.

Wenn sie sich wehren wollte, dann fing es schon mal damit an, dass sie sich an das Leben erinnern musste, zu dem sie einmal gehört hatte. An das Gute und das Schlechte. Ihre Wut auf ihre Mutter, ihre Verachtung für den Mann, der es darauf abgesehen hatte, ihr Stiefvater zu werden – diese Dinge gaben ihrer Entschlusskraft Nahrung.

Neben der Kommode steht eine Bodenlampe aus schwarzem Metall mit einem roten Schirm. Der Teppich ist ein mehrfarbiger Kelim, der eine fleckige, alte beigefarbene Auslegeware abdeckt. Der schlimmste Fleck stammt von einer Tomatensuppe, die ich aus der Küche mit hochgenommen habe, was ich eigentlich nicht durfte. Sie hat mich angeschrien. Hat gesagt, ich sei unverantwortlich. War ich auch. Aber ich hab mich trotzdem mit ihr gestritten. Wie oft haben wir uns gestritten? Einmal am Tag? Nein, öfter. Wenn ich heimkomme, wird sie mich in die Arme nehmen und mir sagen, wie sie geweint hat, als ich verschwunden bin, und das wird mir guttun. Ich vermisse sie. Sie hat jetzt schon ein bisschen graue Haare, nur ein paar Strähnen, die sie zu färben vergisst, und ich weiß nicht, ob ich es ihr sagen soll. Sie könnte schön sein. Sie sollte schön sein. Werde ich je hübsch sein? Vielleicht weint sie jetzt. Vielleicht ist Scott bei ihr. Ich hasse ihn. Immer noch. Mein Vater hätte mich längst gefunden, aber er kann es nicht. Sucht Scott überhaupt nach mir? Sucht irgendjemand nach mir? Mein Vater sucht nach mir, aber er ist tot. Das hasse ich. Er wurde mir weggenommen. Krebs. Ich wünschte, ich könnte dafür sorgen, dass der Mann und die Frau Krebs bekommen. Mister Braunbär weiß Bescheid. Ich würde ihn neben mir ins Bett legen. Er kann sich erinnern, wie das Zimmer aussieht. Wie kommen wir nur hier raus?

Jennifer wusste, dass die Kamera alles einfing, was sie tat. Sie wusste, dass der Mann und die Frau – wer von beiden ihr mehr Angst machte, konnte sie nicht sagen – sie vielleicht beobachteten. Doch ganz still – als würde sie keine Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn sie still war – strich sie mit den Fingerspitzen über die Kette an ihrem Hals. Ein Glied. Zwei. Sie tastete jedes ab. Sie fühlten sich glatt an. Sie konnte sie sich vorstellen. Sie waren vermutlich silbern und glänzend, und sie hatten sie bestimmt in einer Tierhandlung gekauft. Die Glieder hatten nicht die Stärke und das Gewicht für einen Pitbull oder Dobermann. Aber sie waren wahrscheinlich stark genug, um sie festzuhalten. Sie griff sich

hinter den Kopf und fand die Stelle, an der die Kette in einer Öse endete, die an der Wand befestigt war. Rigips, schätzte sie. Trockenbau.

Als sie sich einmal mit ihrer Mutter gestritten hatte – sie war länger als erlaubt draußen geblieben –, hatte sie einen Briefbeschwerer gegen die Wand geworfen. Es hatte einen dumpfen Aufschlag und ein großes Loch in der Wand gegeben, dann war er zu Boden gefallen. Ihre Mutter musste einen Handwerker rufen, um die Wand reparieren zu lassen. Rigips ist nicht stark. Vielleicht konnte sie die Öse herausreißen? Sie merkte, wie sie bei der Frage die Lippen bewegte, ohne dass ein Laut in ihrem Gefängnis widerhallte. Der Mann hatte das sicher bedacht.

Ich hab den Briefbeschwerer nicht wie ein Mädchen geworfen, rief sich Jennifer ins Gedächtnis. Mein Vater hat mir schon, als ich klein war, beigebracht, wie man einen Ball wirft. Er liebte Baseball. Er hat mir meine Red-Sox-Kappe geschenkt. Er hat mir beigebracht, wie es geht: den Arm am Ellbogen beugen und kräftig nach hinten ausholen. Nicht die Schulter bewegen. Dann mit aller Kraft werfen. Fastball. Ins Schwarze treffen. Den Gegner kaltstellen.

Sie lächelte, nur ein bisschen, weil sie nicht wollte, dass es von der Kamera eingefangen wurde. Vielleicht kann ich ein kleiner Pitbull sein, dachte sie. Jennifer strich sich mit den Fingern über das Lederhalsband. Wahrscheinlich in derselben Tierhandlung gekauft. Sie stellte sich die Unterhaltung vor. »Und was für eine Rasse wollen Sie damit anketten, Ma’am?« Sie sah die Frau an der Theke vor sich. Ihr habt keine Ahnung, dachte Jennifer. Ihr wisst nicht, was für eine Art Hund ich sein kann. Wie ich beißen kann.

Sie bohrte den Fingernagel in das Halsband und fing an, am Leder zu schaben. Es fühlte sich billig an. Sie ertastete ein kleines Schloss, so eins, mit dem man einen Koffer verschließt. Es sollte sie daran hindern, das Halsband zu öffnen. Sie kratzte ein bisschen fester, nur so viel, dass sie hinterher die Stelle wiederfinden konnte. Vielleicht, dachte sie, konnte sie so lange daran schaben, dass es zerriss.

Es musste einen Weg in die Freiheit geben. Zuerst musste sie von dieser Kette loskommen. Dann durch die Tür – war sie abgeschlossen? Sie musste es aus dem Kellerraum, in dem sie gefangen war, nach oben schaffen. Wo ist die Treppe? Muss ganz in der Nähe sein. War sie erst mal oben, galt es, eine Tür nach draußen zu finden. Dann musste sie rennen. In welche Richtung, war egal. Nur weg.

Das war der leichte Teil. Wenn ich erst mal so weit komme, dass ich wegrennen kann, hält mich keiner auf. Ich bin schnell. Auf jedem Spielfeld war ich die Schnellste. An der Highschool wollte der Trainer für Geländelauf, dass ich bei ihm mitmache, aber ich hab nein gesagt. Dabei hätte ich all die anderen Mädchen geschlagen, sogar die meisten Jungen. Ich muss nur die Chance bekommen.

Jennifer ließ die Hände von der Kette und dem Halsband sinken und fing an, ihren Teddy zu streicheln. Sie flüsterte Mister Braunbär zu: »Ein Schritt nach dem andern. Wir schaffen es, das verspreche ich dir.« Ihre Stimme hallte durch den Raum, und sie war erstaunt, dass sie laut gesprochen hatte. Einen Moment lang dachte Jennifer, sie hätte geschrien, doch dann schätzte sie, dass es nur ein Flüstern gewesen war. Beides schien möglich. Es hallte ihr in den Ohren nach, bis ein anderer Laut in ihr Bewusstsein drang.

Jemand war an der Tür. Sie zuckte zusammen und reckte den Kopf in die Richtung. Sie biss sich auf die Lippe. Sie hatte keinen Schlüssel im Schloss gehört. Sie hatte nicht gehört, wie ein Riegel zurückgeschoben wurde. Sie versuchte sich zu erinnern, wie es bei den früheren Gelegenheiten gewesen war. Hatte sie da etwas gehört? Nein, es war nur das Geräusch des Türknaufs gewesen, der gedreht wurde. Was sagte ihr das?

Bevor sie auch nur den Bruchteil einer Sekunde Zeit hatte, ihre eigene Frage zu beantworten, hörte sie die Stimme des Mannes.

»Steh auf, zieh deine Unterwäsche aus.«

Michael und Linda verstanden, dass es in Serie Nummer 4 nicht nur um Sex ging, sondern auch um Besitz und Kontrolle. Die sexuelle Komponente war wesentlich und nach ihrer Überzeugung der Dreh- und Angelpunkt, von dem der Erfolg der Show abhing.

Michael hatte Stunden damit zugebracht, sich die Hostel-Filme mit jeder Einzeleinstellung genau anzusehen, und war zu dem Schluss gekommen, dass sie am Ende zu einem Blutbad verkamen, das ihre Zuschauer auf Teenager einschränkte, denen es vor allem um platte Brutalität ging. Spritzte erst mal das Blut, war die Spannung bald dahin.

Linda fand diese Streifen ihrerseits widerwärtig; stattdessen hatte sie fast jedes Buch über Patty Hearst und die Symbionese Liberation Army, das sie auftreiben konnte, wieder und wieder verschlungen. Was sie faszinierte, war die psychologische Veränderung, der die Erbin unterzogen wurde, bis sie zu Tanya, der späteren Revolutionärin, wurde. Zwar hatten sie nicht vor, Nummer 4 unter Drogen zu setzen und ihr eine Waffe in die Hand zu drücken, damit sie bei einem unausgerekten Banküberfall und einer nebulösen Revolution mitmischte, um die Armen durchzufüttern. Was Linda umso mehr an dem Fall interessierte, waren die Methoden, mit denen Hearst dazu gebracht wurde, ihre Identität aufzugeben: Isolation. Fortwährende Bedrohung. Sexueller Druck. Diese virtuose Mischung hatte nach und nach alles, was Patty Hearst ausmachte, ausgelöscht und sie zu einem unbeschriebenen Blatt werden lassen, mit dem ihre Entführer machen konnten, was sie wollten.

Dies waren Elemente, die sie in ihre Show einbauen konnten. Dabei ging sie einfach davon aus, dass sie ihre Faszination

mit den Zuschauern rund um den Globus teilte. Ganz anders als Michael, der sowohl zur Show als auch zu den Menschen, die dafür bezahlten, rund um die Uhr Zugang zu Nummer 4 zu haben, eine klinische Distanz wahrte, wusste sie, dass sie einen Teil ihrer Passionen mit ihnen teilte.

Natürlich wurde sie mit zunehmender Sogwirkung umso grausamer. Sie wollte Nummer 4 besitzen – und sie wollte ihr wehtun.

Manchmal schlich sie, wenn Michael schlief, aus dem Bett, wickelte sich den nackten Körper in eine Decke, ging zu den Monitoren und sah zu. Dabei schlug ihr Herz wie bei den Benutzern, die irgendwo anonym dasselbe taten, höher. Es war eine andere Form der Intimität. Sie wurde in einer Weise erregt, die sie nicht erreichte, wenn Michael und sie sich liebten. Ihr Atem kam keuchend. Sie hatte den glühenden Wunsch, sich selbst zu berühren, und ihre Erregung steigerte sich noch, indem sie es sich versagte. Sie übte Verzicht, damit es, wenn sie sich Michael hingab, noch leidenschaftlicher war. Sie wusste, dass sie ihn mit dieser hemmungslosen Leidenschaft überraschte, doch er sagte nichts und gab ihr, was sie brauchte.

Die Jungfräulichkeitsuhr war ihre Idee. Sie war eine einfache Ergänzung. Ein Zeitmesser, der in die Bilder, die hinausgingen, eingeblendet wurde. Die Zuschauer wurden aufgefordert, zu wetten, wann genau Nummer 4 von ihren beiden maskierten Geiselnern gezwungen würde, ihre Jungfräulichkeit aufzugeben. Es war ein bisschen wie eine Tippgemeinschaft im Büro, nur dass es bei dieser Wette nicht um ein Fußball- oder Basketballspiel ging, sondern um Vergewaltigung.

Es war unmöglich vorherzusagen, wann es dazu kommen würde, doch es bezog die Zuschauer in ein interaktives Spiel ein.

Als die Uhr und die Angaben dazu, wie man eine Online-Wette posten konnte, das erste Mal erschienen, hatte es einen augenblicklichen Anstieg im E-Mail-Verkehr gegeben.

Viele Menschen lieben die Lotterie, dachte Linda, das Entscheidende war nur, den Anreiz nahezu beständig aufrechtzuerhalten.

Von Anfang an war bei Serie Nummer 4 das Element der Suggestion entscheidend gewesen, dazu ein gehöriges Maß an Action. Linda war peinlichst darauf bedacht, bei den Benutzern keine Langeweile aufkommen zu lassen und zugleich den Höhepunkt hinauszuschieben. Es ging darum, all die Menschen, die zuschauten, mit der Geschichte von Nummer 4 zu fesseln, so dass das Publikum, abgesehen von der sexuellen Stimulation, die Drehungen und Wendungen des Geschehens genoss, als wäre die Gefangenschaft von Nummer 4 eine Seifenoper, die sich real und andererseits auch nicht real vor aller Augen abspielte.

Die Jungfräulichkeitsuhr war nur so etwas wie ein kleiner Wechsel in der Kulisse.

Sie erschien in der Ecke gegenüber der anderen Uhr zu Nummer 4 in Rot, die fortlaufend die Zeit von Jennifers Gefangenschaft angab.

»Gut«, sagte Michael. Seine Stimme war barsch und tief. Nummer 4 hatte sich verschüchtert, fast wie ein Soldat, der strammsteht, am Fußende des Bettes postiert, nur dass sie, wie zuvor, als sie sich wusch, mit den Händen versuchte, ihre Blöße zu bedecken.

Er wusste, dass sie das nicht mit Absicht tat. Er wusste auch, dass diese Verschämtheit die meisten Zuschauer elektrisieren würde. Sie waren so an die Pornoindustrie gewöhnt, die ihre Akteure gar nicht schnell genug ausziehen konnte, um alles unverhüllt vorzuführen, dass der Widerwille von Nummer 4, zu zeigen, was die Leute sehen wollten, sie erregen würde.

»Hände an die Seite, Nummer 4«, sagte er kalt.

Er sah, wie sie zitterte. Er trat ein Stück nach links, um sicherzustellen, dass er die Kamera nicht blockierte, und noch deutlich näher heran. Nummer 4 sollte seine Anwesenheit, vielleicht sogar seinen Atem an der Wange spüren. Er vertraute darauf, dass Linda die anderen Kameraeinstellungen ebenfalls wechselte. Auch wenn sie mit der Kameraführung nicht so versiert war wie er, wusste sie genug, um wechselnde Blickwinkel zu gewähren. Streichele sie mit der Kamera, dachte Michael. Er versuchte, Linda diese Botschaft zu schicken, und er war zuversichtlich, dass er damit Erfolg hatte. In diesen Dingen waren sie auf derselben Wellenlänge.

»Sieh geradeaus.«

Nummer 4 tat, was er sagte. Sie biss sich auf die Lippe; hoffentlich fing Linda das in einer Nahaufnahme ein.

»Wir haben noch weitere Fragen, Nummer 4«, fing er an. Sie nickte zwar nicht, doch er sah, wie sie den Kopf ein wenig in seine Richtung drehte. »Lass hören, Nummer 4, wie hast du dir dein erstes Mal vorgestellt?«

Wie nicht anders erwartet, traf sie die Frage unvorbereitet. Sie öffnete den Mund ein wenig, als hätte sie etwas auf der Zunge, wollte es aber doch nicht sagen.

Er soufflierte. »Hast du gedacht, du würdest dich verlieben? Hast du es dir romantisch vorgestellt? In einer lauen Sommernacht bei Mondenschein am Strand? Vor einem brennenden Kaminfeuer, in einer gemütlichen Hütte, während es draußen stürmt und schneit?« Er lächelte. Diese Phantasien hatte Linda beigesteuert. »Oder eher knallharter Sex auf

dem Rücksitz eines Autos? Oder auf einer Party zwischen anderen Teenagern, wo du mitspielst, weil einer hartnackig ist oder du zu viel getrunken oder vielleicht Drogen genommen hast?»

Nummer 4 antwortete nicht.

»Lass hören, Nummer 4. Wir wollen wissen, wie du es dir vorgestellt hast.«

»Ich hab nie, ich ...«, stammelte sie.

»Klar hast du, Nummer 4«, knurrte Michael. Er bemühte sich, so bedrohlich wie möglich zu klingen. »Das tut jeder. Jeder stellt sich was vor. Nur dass die Wirklichkeit nie der Phantasie entspricht. Aber wir wollen es wissen, Nummer 4. Wovon hast du geträumt?«

Er beobachtete, wie sie erstarrte.

»Ich dachte, ich würde mich verlieben«, sagte sie stockend.

Michael grinste unter der Maske, die er trug. »Raus damit, Nummer 4. Wir sind neugierig, was du unter Liebe verstehst.«

Jennifer schwieg. Sie sagte sich, dass nicht Jennifer nackt vor der Kamera stand. Es war Nummer 4. Ich hab keine Ahnung, wer das ist. Jemand anders als ich, vollkommen anders, denn ich bin immer noch ich. Auch diejenige, die mit ihm spricht, ist jemand anders. Dann dachte sie: Gib ihm, was er haben will. Also spann sie sich eine Lüge aus. »Da war dieser Junge in meiner Schule, er hieß ...«

Der Mann war mit einem Schritt vor ihr und packte sie augenblicklich am Kinn. Sein Griff war fest, und er drückte brutal zu.

Jennifer schnappte nach Luft. Sie war starr vor Schreck, als der Druck auf ihr Kinn zunahm. Das Furchteinflößende war zunächst nicht so sehr der Schmerz als vielmehr das Unerwartete der Bewegung. Doch als er immer fester drückte, wurde der Schmerz immer heftiger. Sie sah Farben hinter ihrer Augenbinde, ein Kaleidoskop an Rot und Weiß, dann spürte sie nur noch einen schwarzen, tiefen Schmerz.

»Nein. Keine Namen, Nummer 4. Keine Ortsangaben. Keine kleinen Einzelheiten, die jemand hören soll, damit jemand kommt und nach dir sucht. Ich sag das nicht noch einmal, Nummer 4, das nächste Mal tu ich dir richtig weh.«

Sie spürte seine Kraft. Es war, als schwebte eine dunkle Gewitterwolke über ihr. Sie nickte. Die Hand, die ihr Kinn gepackt hatte, ließ langsam los, und in ihren ganzen Körper kehrte das Gefühl zurück. Und die Erinnerung daran, dass sie nackt war.

»Weiter, Nummer 4, aber nimm dich in Acht.«

Sie merkte, dass er keinen halben Meter zurückgetreten war. Er stand immer noch ganz dicht bei ihr. Sie wollte nicht, dass er ihr wieder wehtat. Also phantasierte sie weiter. »Er war groß und dünn. Und er hatte dieses übermütige Lachen, das ich an ihm mochte. Er liebte Actionfilme und war richtig gut in Englisch. Ich glaube, er hat Gedichte geschrieben, und im Winter trug er diese komische Mütze, mit diesen Ohrenschützern zum Runterklappen, mit denen er ein bisschen wie ein Elefant ohne Rüssel aussah ...«

Der Mann lachte kurz. »Gut«, sagte er. »Und was genau hast du dir vorgestellt, Nummer 4?«

»Ich dachte, wenn er mit mir ausgeht, dann darf er mich nach dem ersten Date küssen.«

»Ja. Und?«

»Und wenn er mich dann noch mal einladen würde, dann dürfte er mich wieder küssen und vielleicht meine Brüste anfassen.«

Sie hörte, wie der Mann näher herankam. Er sprach im Flüsterton, als sei sein Ärger verflogen und etwas anderem gewichen, was nur sie beide etwas anging.

»Ja, erzähl mir mehr, Nummer 4. Was würde beim dritten Date passieren?«

Jennifer starrte geradeaus. Sie wusste, dass sie in die Kamera blickte. Sie hegte den Verdacht, dass die Kamera auf ihre Brüste gerichtet war, als sie davon sprach. Allerdings, rief sie sich ins Gedächtnis, nicht auf meine. Sondern die von Nummer 4. Unter der Augenbinde blinzelte Jennifer, während sie versuchte, sich einen Jungen auszumalen, der nicht existierte.

Niemand war je mit ihr ausgegangen. Und außer bei einer Flaschendreh-Party mit zwölf hatte bis jetzt auch niemand sie küssen wollen. Zumindest nicht, dass sie wüsste. Manchmal hatte sie das auf den Gedanken gebracht, sie sei nicht hübsch. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass vielleicht das Gegenteil der Fall war; dass sie zu hübsch und zu anders und zu rebellisch war und dass dies alles zusammen ihre Klassenkameraden dazu gebracht hatte, ihre Hoffnungen weniger hoch zu stecken.

Sie erfand das Blaue vom Himmel herunter. Sie schöpfte aus Einschlafphantasien. Filmen. Büchern. Alles, was Romanzen bot, die man sich leicht merken konnte. »Und falls er wieder anrief und ich es einrichten konnte ... einen Ort, an dem wir allein sein konnten und wo es ruhig war ... dachte ich, wir würden ...«, sie suchte nach Worten, »es miteinander tun.«

»Ich höre, Nummer 4.«

»Ich wollte, dass es in einem Zimmer passiert. Einem richtigen Schlafzimmer. Nicht auf einem Sofa oder im Auto oder in einem Keller. Und ich wollte, dass es langsam ist. Ich dachte, dass es wie ein Geschenk ist, das ich ihm gebe. Ich wollte, dass es etwas Besonderes ist. Und ich wollte nicht, dass er danach gleich wegläuft. Es sollte nicht beängstigend sein.«

Der Mann kam noch näher heran. Sie merkte, dass er sich hin und her bewegte. Als seine Finger sie am Arm berührten, hätte sie fast geschrien. Vor Angst war sie vollkommen verkrampt.

»Aber so wird es nun nicht kommen, nicht wahr, Nummer 4? Dieser Junge aus deiner Schule – der ist nicht hier. Und meinst du, er wird je erfahren, was für einen Leckerbissen er sich hat entgehen lassen?«

Sie antwortete nicht. Sie merkte, wie er ihr mit den Fingerspitzen so eben über die Haut strich. Sie zeichneten ihren Körper nach, als lenkten sie die Aufmerksamkeit auf jede Partie. Sie strichen die Schultern entlang. Den Rücken hinunter, über ihren Hintern. Um ihre Taille herum, über ihren Bauch. Dann weiter hinunter. Sie schauderte. Bei jemandem, den sie liebte, wäre es, das wusste sie, erotisch gewesen. Bei dem Mann war es, als legte sich Dunkelheit über sie. Sie zitterte und musste den Wunsch herunterkämpfen, zurückzuzucken.

»Willst du es hinter dich bringen, Nummer 4?«

»Ich weiß nicht ...«

»Willst du es hinter dich bringen, Nummer 4?«

Jennifer schwieg. Würde ein Ja ihn darin bestärken, sie auf der Stelle zu packen? Sie niederzuwerfen und sich auf sie zu stürzen? Wäre ein Nein eine Beleidigung? Es konnte genauso gut zum selben Ergebnis führen. Sie atmete tief ein und hielt die Luft an, als würde es ihr vielleicht dabei helfen, die richtige Antwort zu finden, wenn sie fast erstickte – falls es überhaupt eine richtige Antwort gab. Ihre Schultern zuckten. Was wäre danach von ihr übrig?

Hätte sie noch irgendeinen Wert?

»Beantworte meine Frage, Nummer 4.«

Sie holte Luft. »Nein«, sagte sie.

Er flüsterte immer noch. »Du hast gesagt, du wolltest, dass es etwas Besonderes wird.«

Sie nickte. Der Mann sprach weiter sehr leise, und es war verhaltener Hass, nicht Liebe herauszuhören.

»Das wird es auch. Nur nicht so, wie du es dir gedacht hast.« Er lachte. Dann hatte sie das Gefühl, dass er zurücktrat.

»Bald«, sagte er. »Denk drüber nach. Sehr bald. Es kann jede Minute so weit sein. Und es wird hart, Nummer 4. Es wird nicht das Geringste mit dem zu tun haben, was du dir vorgestellt hast.«

Dann hörte sie, wie er den Raum durchquerte. Eine Sekunde später noch ein Geräusch, als die Tür auf- und zuging. Sie blieb, immer noch nackt, stehen. Lange, wohl mehrere Minuten lang, rührte sie sich nicht vom Fleck. Als die Stille ringsum immer übermächtiger wurde und zu schreien schien, atmete sie tief und langsam und tastete nach ihrer Wäsche. Sie schlüpfte hinein und kehrte aufs Bett zurück. Sie merkte, wie ihr der Schweiß aus den Achseln rann. Es kam nicht von der Hitze, es kam von der Bedrohung. Sie fand ihren Bären und flüsterte ihm zu: »Das geschieht nicht mit uns, Mister Braunbär. Es geschieht mit jemand anderem. Jennifer ist immer noch deine Freundin. Jennifer hat sich nicht geändert.«

Sie wünschte sich, sie hätte es selber glauben können. Sie begriff, dass etwas in ihr schwankte, hin und her. Ein ständiger Wechsel der Person, die sie war. Sie wusste nicht, ob sie es noch lange ausbalancieren konnte. Sie war dabei, das Gleichgewicht zu verlieren, als drehte sich der Raum außerhalb der Augenbinde. Sie fühlte sich schwindelig und schamrot und hätte schwören können, dass die Hand des Mannes überall an ihrem Körper rote Striemen und Narben hinterlassen hatte. Sie drückte Mister Braunbär an sich. Wehr dich, so viel du kannst, Jennifer. Das Übrige hat nichts zu bedeuten.

Sie nickte, wie um ihren eigenen Gedanken zu bestätigen. Dann sagte sie sich in ihrem tiefsten Innern: Egal, was passiert, es hat nichts zu bedeuten, es hat nichts zu bedeuten, es hat nichts zu bedeuten. Nur eins zählt: Bleib am Leben.

Adrian war für den größten Teil des Wochenendes ins Haus eingesperrt – nicht durch Schloss und Riegel, sondern durch seine Krankheit. Er schlief nur selten, und wenn er es tat, quälten ihn lebhaftere Träume. Stundenlang lief er ziellos von einem Zimmer zum anderen und blieb nur einmal stehen, um mit Cassie zu reden, die ihm nicht antwortete, oder um Tommy anzuflehen, dass er sich nur ein einziges Mal zeigte, damit er seinen Sohn noch einmal umarmen konnte. Dieser Gedanke jagte ihm unablässig durch den Kopf – noch ein einziges Mal noch ein einziges Mal noch ein einziges Mal, doch sein Sohn hörte ihn nicht, sondern blieb stumm und unsichtbar.

Als er sich im Spiegel erblickte, glaubte er, einen Schatten vor sich zu haben. Er trug ein Pyjamaoberteil und eine verwaschene Jeans, als sei ihm mitten im An- oder Ausziehen etwas dazwischengekommen. Sein Haar war schweißgetränkt, sein Kinn mit grauen Stoppeln bedeckt.

Er hatte das Gefühl, als tobte ein heftiger Streit in seinem Innern, bei dem ein Teil von ihm darauf bestand, endlich alles zu vergessen, während der andere ihm ebenso hartnäckig befahl, einen klaren Kopf zu bewahren, seine Gedanken und Erinnerungen unter Kontrolle zu bekommen. Die eine Seite brüllte und zeterte, während die andere ruhig und leise mit ihm sprach. Ab und zu befahl ihm der vernünftige Teil in ihm, etwas zu essen, zur Toilette zu gehen, sich die Zähne zu putzen, zu duschen und sich zu rasieren – all die kleinen Routineverrichtungen im Leben, die jeder für selbstverständlich hält und die für Adrian immer schwieriger und beängstigend kompliziert zu werden drohten.

Am liebsten hätte er die Verantwortung auf seine Frau abgewälzt. Cassie hatte stets sämtliche Termine für sie beide im Kopf gehabt. Sie hatte ein unglaublich gutes Gedächtnis für die Namen von Leuten, die sie auf Cocktailpartys trafen. Sie hatte Daten, Orte, das Wetter und den Inhalt von Gesprächen mit der Genauigkeit eines Stenographen im Kopf. Ihre Gabe, sich die aus seiner Sicht belanglosesten Aspekte des Lebens auf Kommando zu vergegenwärtigen, hatte ihn immer in Erstaunen versetzt. Ihm selbst schwirrten meist zu viele Zahlen und Messungen aus den jüngsten Laborexperimenten im Schädel herum, dazu Worte und Phrasen für das nächste Gedicht. Es kam ihm so vor, als sei da einfach kein Platz, um sich zu merken, wie die Frau des außerplanmäßigen Professors, die er auf der Jahresabschluss-Grillparty des Instituts getroffen hatte, mit Vornamen hieß, oder auch, wann der Ölwechsel für seinen Volvo fällig war.

Er fragte sich, ob alle Künstler einen solchen Sinn fürs Detail besaßen. Es hätte ihm eingeleuchtet. Tommy hatte die Fähigkeit seiner Mutter geerbt, sich mühelos Namen und Orte einzuprägen. Diese Aufnahme hatte er bei der und der Belichtungszeit, mit der und der Blende und der und der Beleuchtung gemacht. In seinem Metier war er ein wandelndes Lexikon.

Jeder von ihnen, glaubte Adrian, wäre besser geeignet, nach Jennifer zu suchen. Jeder von ihnen hätte Einzelheiten und Beobachtungen zu Fakten zusammengefügt. Sie wären wie Brian in der Lage gewesen, sich anhand winziger Bruchstücke ein Bild zu machen.

Er war eifersüchtig. Sie waren alle bessere Detektive als er selbst. Wieder einmal starrte Adrian angestrengt auf den Queen-Anne-Sessel, Cassies Lieblingsplatz, auf dem sie jetzt hätte sitzen sollen. Er fühlte sich schrecklich allein. Er war sich vage darüber im Klaren, dass sein Heim dieselben Anzeichen der Verwahrlosung zeigte wie er selbst. Er wusste, dass sich im Ausguss das Geschirr stapelte. Er wusste, dass der Korb mit der schmutzigen Wäsche überquoll. Er wusste, dass der Staubsauger und der Wischmopp danach schrien, zum Einsatz zu kommen, auch wenn er nicht einmal sagen konnte, in welcher Sprache solche Geräte redeten. Irgendeine metallisch klingende Geisterstimme wie eine Ansage im Zug oder Bus.

Adrian mahnte sich, seinen Kopf zu gebrauchen, um ihn in Schuss zu halten, und so suchte er, nachdem er mitten im Wohnzimmer abrupt stehen geblieben war und gebrüllt hatte: Hör zu, Cassie, verdammt noch mal, du musst mir helfen, an diesen ganzen Mist zu denken!, nach einem Besen und fing an zu fegen. Da er keine Schaufel fand, kehrte er einen Teil des Drecks unter den Teppich. Darüber musste er selber lachen, und er konnte sich denken, dass er die Missbilligung seiner Frau auf sich zog. Ein gespenstisches Audie, wie kannst du nur! schien von den Wänden widerzuhallen, doch sie erschien immer noch nicht, und so fühlte er sich wie ein kleines Kind, das mit einem Verstoß gegen die Hausordnung davongekommen war. In das schlechte Gewissen mischte sich die heimliche Befriedigung. Dann stellte er den Besen weg und ließ ihn mit einem hohlen Knall auf den abgetragenen Holzboden fallen. Er ging in die Küche. Er schaffte es, eine Fuhre in den Geschirrspüler zu räumen und die Maschine in Gang zu setzen. Dann wandte er sich der Waschmaschine und dem Trockner zu. Nachdem es ihm gelungen war, das Pulver abzumessen, ins richtige Fach zu füllen und anschließend die richtigen Knöpfe zu betätigen, um den Waschvorgang zu starten, war er über alle Maßen mit sich zufrieden. Es waren die banalsten und einsamsten Erledigungen, die man sich denken konnte.

Das alles schien nicht fair, haderte er, sie waren nicht da, obwohl er sie so dringend brauchte. Doch als die Maschine die vertrauten zischenden und rumpelnden Geräusche von sich gab und sich mit Wasser und Seifenlauge füllte, um seine

Kleider zu waschen, wurde ihm bewusst, dass sie bei ihm waren.

Er war nie allein. All die Menschen, die er liebte und die ihm wichtig waren, hatte er an seiner Seite.

In dieser Sekunde begriff er, dass es nichts mit ihnen zu tun hatte, ob er sie hörte oder nicht. Er wirbelte herum, als hätte ihn ein Geräusch überrascht.

Cassie stand hinter ihm. Er strahlte übers ganze Gesicht. Es war die junge Cassie; sie trug ein loses Sommerkleid, und er sah, dass sie schwanger war – hochschwanger, vielleicht nur Tage oder Minuten vor den ersten Wehen. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Küchentür. Sie lächelte ihn an, und als er sehnsüchtig einen Schritt in ihre Richtung machte und die Hand nach ihr ausstreckte, schüttelte sie den Kopf und zeigte wortlos zur Seite.

»Cassie«, sagte er. »Ich brauche dich. Du musst hier bei mir bleiben und meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen ...« Sie lächelte wieder und deutete immer noch zur Seite. Adrian verstand nicht ganz, worauf sie zeigte, und er trat mit fragend erhobenen Händen näher heran.

»Ich weiß, es war nicht immer perfekt. Ich weiß, es gab Streit und traurige Zeiten und Frust, und du hast dich darüber beklagt, in einer kleinen Universitätsstadt zu versauern, in der nichts los ist, und du hättest es verdient, eine prominente Künstlerin in der Großstadt zu sein, und ich würde dich daran hindern. Das weiß ich alles. Und ich entsinne mich, wie schwer es war, besonders, als Tommy seine rebellischen Phasen hatte und wir uns darüber gestritten haben, was wir machen sollen. Aber jetzt will ich mich nur noch an das erinnern, was großartig und wundervoll und ideal war ...« Wieder deutete sie zur Seite, und er las aus ihren Augen, dass sie mit ihrer Geduld am Ende war und genug hatte von seinem langen Rechtfertigungssermon. Ihre schwarzen Augen blitzten so wie bei manchem früheren Gewitterdonner um eine Forderung, die keine Diskussionen duldete.

»Was meinst du?«, fragte er.

Sie lächelte und warf zum zweiten Mal den Kopf zurück wie bei einem Kind in der Schule, das auf seiner Leitung stand und das Einfachste von der Welt nicht begriff.

»Was ist ...« Er erwiderte ihren fordernden Blick. Und dann sah er, worauf sie zeigte. Das an der Küchenwand angebrachte Telefon. Adrian horchte, und langsam, als drehte jemand den Knopf an einer Stereoanlage lauter, hörte er immer deutlicher das ferne Klingeln. Er griff nach dem Hörer und hielt ihn ans Ohr. »Hallo?«

»Na, Professor, schon auf meinen Anruf gewartet? Sollen wir uns treffen? Ich hab einige Fortschritte gemacht.«

Es war der Sexualstraftäter. Unverwechselbare Stimme. Wie dickes Öl, das aus der Erde quillt, musste er denken.

»Mister Wolfe.«

»Was dachten Sie denn?«

»Haben Sie Jennifer gefunden?«

»Nicht direkt. Aber ...«

»Also, was gibt's?« Adrian hatte das Gefühl, dass er unverbindlich hart klang, und fragte sich, woher das kam.

»Ich denke, Professor, dass Sie mir an dieser Stelle vielleicht helfen wollen. Ich hab ein paar Sachen gefunden ...« Er verstummte. Nach einer Weile fuhr er fort: »Also, ich hab ein paar Dinge gefunden, die Sie sich mal ansehen sollten. Und ich denke, Sie müssen sie sich selber hier bei mir anschauen.«

Adrian spähte zu seiner Frau hinüber. Sie strich sich mit kreisenden Bewegungen über den vorgewölbten Bauch. Sie sah zu ihm auf und nickte eifrig. Sie brauchte nicht ausdrücklich zu sagen: Geh, Adrian. »In Ordnung«, antwortete er. »Ich komm rüber.«

Er legte auf. Er wollte seine Frau umarmen, doch sie zeigte auf die Tür. »Beeil dich«, sagte sie schließlich in melodischem Ton. Er war überglücklich, sie sprechen zu hören. Das Schweigen hatte ihm Angst gemacht. »Von jetzt an musst du dich wirklich beeilen, Audie. Du weißt nicht, wie viel Zeit dir noch bleibt.«

Er betrachtete ihren Bauch. Er erinnerte sich an die letzten Tage, bevor ihr einziger Sohn zur Welt kam. Sie schwitzte, wusste nicht, wie sie liegen oder sitzen sollte, doch all das, was Grund genug zu Ungeduld und Reizbarkeit gewesen wäre, schien sie irgendwo sicher verschlossen zu haben. Sie litt in der Sommerhitze und wartete. Er brachte ihr immer Eiswasser und half ihr dabei, vom Sessel aufzustehen. Nachts lag er neben ihr und tat so, als ob er schlief, horchte, wie sie sich auf der vergeblichen Suche nach einer bequemen Stellung von einer Seite auf die andere drehte. Er wusste nicht, wie er ihr sein Mitgefühl ausdrücken sollte, da es keinen Grund für Mitgefühl gab und es sie nur wütend gemacht hätte. Sie setzte ja schon alles daran, ihre eigenen Gefühle unter Kontrolle zu bringen.

Adrian machte einen Schritt auf sie zu.

»Du kannst nicht einfach nur die guten Dinge in Erinnerung behalten«, sagte Cassie. »Es gab auch eine Menge schwere Zeiten. Wie nach Brians Tod. Das war schlimm. Du hast wochenlang getrunken und dir selbst die Schuld gegeben. Und dann, als Tommy ...« Sie sprach nicht weiter.

»Wieso hast du ...«, setzte er zu der Frage an, die in den letzten Wochen ihres Lebens zwischen ihnen gestanden, die er aber nicht über die Lippen gebracht hatte. Er sah, dass Cassie auf ihren Leib blickte, als sähe sie dort alles voraus und als mischte sich in ihre freudige Erwartung unsägliche Traurigkeit. Und dann dämmerte Adrian, dass er selbst sich so fühlte, und zwar jeden Tag und jede Sekunde, ob in seinen klaren oder seinen verwirrten Momenten.

Es war falsch gewesen, am Leben festzuhalten, nachdem Tommy und Cassie tot waren. Das wäre seine Zeit gewesen. Er

hätte ihnen ohne zu zögern folgen sollen. Weiterzuleben war der Ausweg eines Feiglings gewesen. Als er sich noch einmal zu Cassie umdrehte, schüttelte sie den Kopf. »Was ich getan habe, war verkehrt«, sagte sie langsam. »Andererseits auch wieder richtig.«

Das schien ebenso einleuchtend wie widersinnig. Als Psychologe verstand er, dass Trauer einen fast psychotischen, suizidalen Zustand auslösen konnte. Auf seinem Forschungsgebiet gab es eine beachtliche Menge an Literatur zu diesem Thema. Doch wenn er jetzt seine Frau so jung, so schön vor sich sah, verkörperte sie all die Möglichkeiten ihres gemeinsamen Lebens, und sämtliche klinischen Studien der Welt konnten ihm letztlich nicht dabei helfen zu verstehen, weshalb sie es getan hatte, so wie ihm all sein Wissen über die Spätfolgen der posttraumatischen Belastungsstörung auch nicht dabei helfen konnte, über den Tod seines Bruders etwas anderes als Verlust und Schuld zu empfinden. Adrian kniff die Augen zusammen, um sich Momente in ihrem Zusammenleben in Erinnerung zu rufen. Er wollte sie fragen, warum sie ihn allein gelassen hatte. Er musste die Worte wohl, ohne es zu merken, ausgesprochen haben, denn in seinen Tagträumen erhob sie plötzlich ihre Stimme. »Nach Tommys Tod war ich nur noch ein Schatten meiner selbst«, sagte sie. »Ich wusste, dass du stark genug warst, noch etwas zu finden, für das es sich zu leben lohnte. Aber ich war schwach. Und ich dachte, wenn ich weiterlebe, bringt es dich um. Ich konnte es nicht ertragen, in einem Haus mit so vielen Erinnerungen und so viel Qual zu leben. Alles erinnerte mich an ihn. Sogar du, Audie. Besonders du. Wenn ich dich ansah, hatte ich ihn vor Augen, und es hat mich innerlich fast zerrissen. Also bin ich an dem Abend mit überhöhter Geschwindigkeit gefahren. Es schien das Richtige zu sein.«

»Es war aber nicht richtig«, sagte Adrian. Er öffnete langsam die Augen und sog die Erscheinung seiner jungen Frau in sich auf. »Es konnte niemals richtig sein. Ich hätte dir geholfen. Wir hätten zusammen einen Weg gefunden.«

Cassie berührte ihren Bauch. Sie lächelte. »Das sehe ich jetzt auch.«

»Du hast dich geirrt«, sagte Adrian. »Wenn ich dir stark vorkam, dann nur, weil du bei mir warst. Du hättest mich nicht verlassen dürfen.«

Sie nickte und lächelte immer noch. »In der Hinsicht, ja, da lag ich falsch.«

»Ich verzeih dir«, platzte Adrian heraus. Ihm war zum Weinen. »Ach, Possum, ich verzeih dir.«

»Selbstverständlich«, erwiderte Cassie in sachlichem Ton. »Aber du kannst es dir nicht leisten, diese kostbaren Minuten mit mir zu verschwenden. Du hast Wichtigeres zu tun. Meinst du nicht, da gibt es eine andere Mutter, Jennifers Mutter, die sich jetzt so fühlt wie ich damals?«

»Aber ...«, fing er an, sprach aber nicht zu Ende.

»Du musst dich waschen. So wie du aussiehst, kannst du nicht vor die Haustür«, sagte Cassie.

Adrian zuckte die Achseln und ging ins Bad, seifte sich das Gesicht ein und griff nach dem Rasiermesser. Er putzte sich die Zähne und wusch sich das Gesicht. Dann eilte er ins Schlafzimmer. Er wühlte die Schubladen durch, bis er eine saubere Cordhose, frische Unterwäsche und einen Pullover fand, der eine kurze Riechprobe bestand. Unter Cassies strengem Blick zog er sich hastig an. »Ich beeil mich«, sagte er.

Er spürte, wie sie lachte. »Adrian, beeilen war noch nie deine Stärke«, sagte sie. »Aber du musst dein Tempo beschleunigen.«

»Schon gut, schon gut«, antwortete er ein wenig gereizt. »Wenn ich bei diesem Mann bin, fühle ich mich irgendwie schmutzig, Cassie. Es ist nicht leicht, mich zu beeilen, um ihn zu sehen.«

»Sicher, aber er ist so ziemlich die einzige Hoffnung auf eine Antwort. Wer weiß besser, wie man einen Brand legt, Audie, der Feuerwehrmann oder der Brandstifter? Wer ist der bessere Mörder, der Detective oder der Auftragskiller?«

»Schon gut«, räumte Adrian ein, während er sich ächzend die Schnürsenkel zuband. »Ich hab verstanden.«

»Puzzles. Labyrinth. Ratespiele. Denksportaufgaben. Knocheien. Adrian, nutz deine alten Fähigkeiten. Teile, die dir zusammengenommen etwas sagen. Streng dich an, Audie. Nutz deine Vorstellungskraft.«

Adrian wusste, dass seine Frau recht hatte. Er seufzte und wäre gerne länger geblieben, um all die Antworten von ihr zu hören, die er bereits wusste, statt sich in die Nacht hinauszubegeben und Antworten zu finden, die ihm noch verborgen waren. Er schlurfte zur Tür, zog sich ein Tweedjackett über und trat in einen strahlend sonnigen Vormittag. Für einen Moment überlegte er, da er mitternächtliche Dunkelheit erwartet hatte, wie es zu dieser seltsamen Vertauschung kommen konnte.

Es verstieß gegen die Dienstvorschriften, doch es gehörte zu den Regeln, die oft missachtet und selten durchgesetzt wurden. Terri Collins hatte die Akte Jennifer Riggins übers Wochenende mit nach Hause genommen und hoffte, dass ihr all die zusammenhanglosen Einzelheiten irgendeine Richtung weisen würden. Während die Kinder draußen mit Freunden spielten, der Lärm, den sie machten, sich in Grenzen hielt und, wie sie dankbar registrierte, bis jetzt noch kein tränenreicher Streit ausgebrochen war, brütete sie über dem Ordner auf ihrem Schoß.

Ihre eigene Frustration hatte sich verdoppelt. Die Kriminaltechniker der Staatspolizei hatten das Überwachungsvideo so weit aufarbeiten können, dass man die Gesichtszüge ein bisschen besser erkennen konnte – aber eben nur ein bisschen. Hätte sie den Namen des Mannes gewusst, würde es vor Gericht vielleicht eine Hilfe sein können, denn es würde ihr

ermöglichen, ein paar harte Fragen zu stellen, wenn ihr der Mann gegenübersaß. Doch die Aufnahmen halten ihr nicht dabei, den Mann zu identifizieren und festzustellen, was er am Busbahnhof gemacht hatte und ob er zu Jennifer in irgendeiner Beziehung stand. Hätte sie über hochentwickelte Software aus der Terrorbekämpfung und eine Phalanx an Computern verfügt, hätte die Sache vielleicht anders ausgesehen. Hätte, wäre, wenn.

Sie befand sich in einem klassischen Ermittlerdilemma: Hätte sie einen Verdächtigen gehabt, mit einem Namen und einer Verbindung zu einem ähnlichen Verbrechen, wäre es zwar durchaus knifflig gewesen, eine Beweiskette aufzubauen und bis zu ihm zurückzuverfolgen, aber zumindest nicht auszuschließen. Wenn man aber auf ein verschwommenes, kaum fokussiertes Standbild angewiesen war, das einfach aus einem Video gerissen wurde, und man keine Ahnung hatte, wer der Mann am anderen Ende des Bundesstaates war, weshalb er sich dort aufhielt ...

Terri wandte den Blick ab und legte das Foto zurück. Unmöglich, dachte sie. Aus dem Garten hörte sie das Klirren von Töpfen und Pfannen, Geräusche, die nur Eltern von kleinen Kindern einordnen können. Küchenutensilien, die zum Graben oder Musizieren verwendet werden. Die Erde war um diese Jahreszeit noch feucht, und sie rechnete damit, dass die Kinder, wenn sie hereinkamen, die halbe Krume hereintragen würden.

Sie starrte auf ihre Akte. Sackgassen und unwahrscheinliche Verbindungen. Es gab wenig Anhaltspunkte, und die ergaben noch weniger Sinn. Sie schüttelte den Kopf und wünschte sich, sie hätte die Unbeirrbarkeit des Professors. Er könnte recht haben, dachte Terri, aber es ist trotzdem unmöglich. Serienmörder im England der sechziger Jahre. Ein Paar in einem Transporter auf einer Vorstadtstraße. Ein Albtraum. Eine spurlos Verschwundene.

Sie rechnete halb damit, dass ihre berufliche Laufbahn ebenso am Ende war wie Jennifer Riggins' Leben – und schämte sich für diesen Vergleich zwischen ihren Bezügen und dem Leben einer Sechzehnjährigen, doch der Gedanke hatte sich ihr aufgedrängt. Durchaus möglich, dass der Professor mit allem richtigliegt, sagte sie sich. Aber das heißt noch lange nicht, dass ich irgendetwas tun kann.

Eine Sekunde lang war sie wütend. Sie wünschte sich, nie von Jennifer Riggins gehört zu haben. Sie wünschte sich, nicht diejenige gewesen zu sein, die mit den ersten Ausreißversuchen des Teenagers befasst gewesen war, dann wäre ihr Name in den Dienstakten nie mit dem misslichen Geschick des jungen Mädchens in Verbindung gebracht worden. Sie wünschte sich, sie hätte nie den Anruf der Einsatzzentrale entgegengenommen, der sie zum Ort von Jennifers letztem Fluchtversuch gebracht hatte. Sie wünschte sich, nichts mit der Familie zu tun zu haben, der all die schrecklichen Ungewissheiten bevorstanden, die diese moderne Welt zuweilen bereithält.

Alle Welt redet heute von Schlussstrich ziehen und Trauerarbeit, dachte sie, als könnte man damit das Unrecht ungeschehen machen. Wir erfahren, was mit unserem Kind passiert ist, wir verstehen eine Krankheit, wir begreifen, dass der fahnenbedeckte Sarg aus dem Irak oder aus Afghanistan zurückkehrt. Irgendjemand behauptet, damit könnten wir es verarbeiten und unseren Frieden machen – wie eine Monopoly-Karte, die uns aus dem Gefängnis befreit –, aber so ist es nicht. Nichts ist so griffig und so simpel.

Sie hörte plötzlich erhobene Stimmen, das erste Weinen von draußen, doch ebenso schnell verstummte es wieder. Sie ertappte sich dabei, an ihren Ex-Mann zu denken. Vermutlich war er wieder zwischen zwei Einsätzen. Sie rechnete mit seinem Anruf. Er pochte vielleicht auf sein Besuchsrecht, auf einen seiner seltenen Begutachtungsbesuche, die sie ihren Kindern mit aller Macht ersparen wollte.

Terri ballte eine Faust. Sie starrte auf den Handzettel mit der vermissten Jennifer. Sie ließ den Ordner plötzlich auf den Boden fallen und hätte beinahe dagegengetreten. Keinerlei Hinweise in die eine oder andere Richtung. Keine lohnenswerte Spur, nicht das kleinste Indiz, dem sie etwas abgewinnen konnte.

Sie seufzte und stand auf. Sie trat ans Fenster und starrte hinaus. Sie sah den Kindern beim Spielen zu; alles war für einen Vormittag am Wochenende vollkommen normal. Für die Riggins wohl kaum.

Sie holte tief Luft und machte sich mit dem Gedanken vertraut, dass sie bald Mary Riggins beiseitenehmen und ihr eröffnen musste, sie wüssten vorerst nicht weiter, bis vielleicht irgendein neuer Hinweis oder Beweis auftauchte. Dieses Gespräch stand ihr bevor. Polizisten sind darin versiert, schlechte Nachrichten zu übermitteln. Es ist eine besondere Kunst, der Familie des Opfers die Einzelheiten einer Überdosis oder eines Unfalls oder eines Mordes zu erklären, ihnen die Fakten zu vermitteln, ohne dass sie unter der Willkür des Lebens zerbrechen. Die emotionale Seite dieser Gespräche überließ man besser Priestern und Therapeuten. Dennoch lag es bei ihr, Mary Riggins zu erklären, dass sie vorerst nicht weiterkam, was vermutlich bedeutete, dass Jennifer, falls sie überhaupt noch am Leben war, voraussichtlich nicht zurückkehrte. Es war nicht fair.

So viele Tragödien im Leben sind vermeidbar, dachte Terri. Doch die Menschen sind zu passiv. Sie warten ab, bis es zu spät ist. Sie betrachtete ihre eigenen Kinder. Sie war anders, sie hatte Schritte unternommen, um Schlimmeres zu verhüten.

Der Gedanke war irgendwie beruhigend, auch wenn sie wusste, dass es nur die halbe Wahrheit war. Wir lügen uns gerne in die Tasche, flüsterte sie. Sie sammelte ihr ganzes Material zusammen und beschloss, Mary Riggins und Scott West noch am selben Tag aufzusuchen. Sie würde ihnen keine neuen Informationen bringen und sie behutsam auf das vorbereiten, was aus Terris Sicht das wahrscheinlichste Ergebnis war: Jennifer würde nicht wiederkommen.

Sie scheute sich, nie hinzuzusetzen. Das tat kein Polizist, und so wäre es auch für das bevorstehende Gespräch tabu.

Jennifer träumte halb von ihrem Zuhause in den Jahren, bevor ihr Vater starb, halb von Essen und Trinken – mehr als irgendetwas anderes wünschte sie sich eine kalte Cola light und ein Sandwich mit Erdnussbutter, Avocado und Kresse – als sie plötzlich in der Ferne den Knall einer Tür hörte, die zugeschlagen wurde, und in einem Streit erhobene Stimmen. Wie zuvor bei dem schreienden Baby und bei den spielenden Kindern drehte sie den Kopf in die Richtung des körperlosen Krachs, um auszumachen, worum es ging: Bei der Lautstärke waren die Worte nicht zu verstehen, die Gefühle, die sie zum Ausdruck brachten, dagegen schon. Jemand war sehr wütend.

Zwei Jemands, korrigierte sie sich. Der Mann und die Frau. Wer sonst.

Sie horchte angespannt nach links und rechts. Nur am Rande war ihr bewusst, dass vielleicht sie der Grund der Auseinandersetzung war. Sie lauschte und merkte, wie sie sich an jedes Geräusch klammerte, um die schrillen Wutausbrüche zu verstehen und sich einen Reim darauf zu machen, was vor sich ging.

Sie konnte einzelne Kraftausdrücke verstehen: Du kannst mich mal! Wichser! Fotze! Jedes schneidende Wort traf sie wie ein Messerstich. Sie schnappte einzelne Satzketten auf: Hab ich's nicht gesagt! Wieso sollte irgendjemand auf dich hören! Du hältst dich ja für so gescheit, aber da täuschst du dich gewaltig! Es war, als platzte sie mitten in eine Geschichte hinein, mit einem ungewissen Ende und einem nicht zu rekonstruierenden Anfang.

Mister Braunbär in den Armen, lag sie reglos und hellwach auf dem Bett. Der Streit schien zunächst heftiger zu werden, dann zu verebben, sich erneut zu erhitzen und zu beruhigen, bis sie auf einmal hörte, wie Glas zersprang. Sie stellte sich vor, wie ein großes Gefäß quer durch ein Zimmer geworfen wurde und an der Wand zerbrach, so dass die Scherben in alle Richtungen flogen. Es folgte ein dumpfes Geräusch wie von einem Schlag, dann ein verhaltener Schrei. Er hat sie geohrfeigt, dachte sie.

Dann kamen ihr Bedenken. Vielleicht eher sie ihn?

Sie griff nach jeder Gewissheit, die womöglich durch die Wände ihres Gefängnisses hereindrang, doch es gab keine – außer dass jenseits ihrer Dunkelheit etwas Gewalttätiges, Heftiges vor sich ging. Es schien, als stünde dort draußen etwas kurz vor dem Ausbruch, als bebte die Erde und die Decke drohte einzustürzen. Sie wurde nur am Rande gewahr, wie sie die Beine über den Bettrand schwang und an der nächstgelegenen Wand stand. Sie drückte das Ohr daran – doch die Geräusche schienen eher ferner. Sie trat in unterschiedliche Richtungen, um die Laute irgendwie einzukreisen, doch wie jedes andere Blindekuhspiel, das sie seit ihrer Gefangenschaft in diesem Raum gespielt hatte, blieben sie außer ihrer Reichweite.

Jennifer ging im Kopf noch einmal alles durch. Ein Baby schreit. Kinder spielen auf einem Schulhof oder Spielplatz. Ein heftiger Streit bricht aus. Das alles musste irgendeinen Sinn ergeben. Das alles musste ihr irgendeinen Hinweis darauf vermitteln, wo sie sich befand und was ihr vielleicht als Nächstes passierte. Alles setzte sich zu einer Antwort zusammen. Sie stolperte durch den Raum, bis sie ans Ende der Kette kam, und versuchte mit ausgestreckten Händen etwas vor sich zu finden, das sie berühren konnte und das ihr half, ihre Situation zu verstehen.

Nur mit äußerster Mühe konnte sie dem Drang widerstehen, die Binde ein wenig anzuheben und sich umzusehen, als müsse sie das, was sie sehen konnte, auch leichter verstehen. Doch sie hatte zu viel Angst. Bis jetzt hatte sie sich jedes Mal nur einen ganz kurzen, verstohlenen Blick erlaubt, so dass sie die auf sie gerichtete Kamera bemerkte, die jeden Atemzug von ihr festhielt, ihre ordentlich auf einem Tisch gefalteten Kleider, die Maße ihrer Zelle. Bis jetzt hatte sie sich bemüht, das, was sie machte, zu verbergen, damit der Mann und die Frau es nicht merkten und sie nicht dafür bestrafen. Doch der Streit hatte etwas zutiefst Beunruhigendes, Beängstigendes – gerade klang es wieder so, als ob etwas zerbrechen würde – ein Stuhl? Ein Tisch? Hat jemand mit Geschirr geworfen?

Sie drehte sich im Kreise. All die Auseinandersetzungen zwischen ihr und ihrer Mutter standen ihr plötzlich lebendig vor Augen. Sie versuchte zu bestimmen, was diese Streitereien zu bedeuten hatten, und ihr fiel nur eine Lehre ein: Nach einem Streit sind Menschen gemein. Sie wollen verletzen. Sie wollen bestrafen. Sie schauderte bei dem Gedanken, dass derjenige, der als Nächstes durch die Tür in ihr Verlies kam, voll aufgetauter Wut wäre, die sich dann an ihr entlud.

Kaum hatte sich dieser Gedanke eingenistet, kehrte sie zu dem Bett zurück, als sei es der einzige sichere Hort.

Sie machte sich klein. Eine Woge der Ungewissheit spülte über sie hinweg. Tränen stiegen ihr in die Augen, und ihr Atem kam kurz und keuchend, als könne der Streit nur sie betreffen. Am liebsten hätte sie geschrien: Ich hab nichts getan! Ich kann nichts dafür! Ich hab alles gemacht, was ihr wolltet! Auch wenn diese Beteuerungen nicht ganz der Wahrheit entsprachen. Sie steckte in der Dunkelheit, die ihre Augenbinde schuf, konnte sich aber nicht verbergen. Sie wich noch weiter zurück und horchte beklommen auf das nächste Geräusch, auf Geräusche von der Tür, weitere Ausbrüche oder etwas, das zerbrach.

Und dann hörte sie den Schuss.

Die Zweitsemesterstudenten an der University of Georgia hatten es sich in ihrem Zimmer im Haus der Tau-Epsilon-Phi-Verbindung bequem gemacht, als das unverkennbare Geräusch eines Schusses aus den Lautsprechern krachte. Einer der Studenten lag auf einem Metallbett unter einem Werbeplakat der Army, das den Betrachter drängte: Hol aus dir raus, was in dir steckt. Er blätterte in einer Zeitschrift mit dem Titel Sweet and Young, während sein Zimmergenosse an einem verkratzten, ramponierten Eichentisch vor einem Apple-Laptop saß. »Gott!«, sagte der erste Student und fuhr in die Höhe. »Ist jemand erschossen worden?«

»Klang echt so.«

»Mit Nummer 4 alles klar?«, erkundigte sich der andere.

»Ich guck gerade«, antwortete sein Kommilitone. »Sieht so aus.«

Der erste Student war schlaksig, mit langen Beinen. Er trug eine gebügelte Jeans und ein T-Shirt, das für Frühlingsferien in Cancún warb. Mit wenigen Schritten hatte er den Raum durchquert. »Aber sie hat Angst?«

»Klar. Wie immer. Aber vielleicht mehr als sonst.«

Beide große Jungen beugten sich vor, als könnten sie so in den kleinen Raum eindringen, in dem Nummer 4 an die Wand gekettet war.

»Was ist mit dem Mann und der Frau? Haben die sich mal blicken lassen?«

»Bis jetzt nicht. Meinst du, einer hat den anderen erschossen? Erinnerst du dich an die riesige Scheißknarre, mit der sie Nummer 4 schon mal vor dem Gesicht herumgefuchelt haben?«

Sie konnten warten. Wie so viele ihrer Kommilitonen waren sie mit Videospielen aufgewachsen und daran gewöhnt, Stunden vor einem Computerbildschirm mit einem interaktiven Drama wie Grand Theft Auto oder Doom zuzubringen.

»Wir müssen sie beobachten. Mal sehen, ob sie noch irgendwas hört.«

Die beiden Zimmergenossen waren sich nicht bewusst, dass sie die Bewegungen des Mädchens imitierten und wie sie den Kopf in die Richtung der Geräusche wendeten. Irgendwo auf demselben Stock des Verbindungshauses machte jemand laut stampfenden Christian Rock an, so dass die beiden Zimmergenossen unisono fluchten. Es war überaus wichtig zu hören, was in der kleinen Welt von Nummer 4 passierte.

»Sie wird sich gleich ins Höschen machen«, sagte der eine. »Die geht bestimmt gleich aufs Klo.«

»Nee, ich tippe auf den Bären. Sie redet wieder mit dem Teddy.«

Auf dem Bildschirm wechselte die Kameraeinstellung zu einer Nahaufnahme des Gesichts. Sie sahen die Furcht und Anspannung daran, wie sie die Lippen zusammenpresste, auch mit verbundenen Augen. Jeder der Studenten stellte sich vor, dass Nummer 4 vor Angst eine Gänsehaut hatte. Jeder von ihnen hätte am liebsten die Hand ausgestreckt und über die kleinen Härchen an ihren Armen gestrichen. Es war, als wären sie unmittelbar bei ihr. Ihre Bude schien genauso heiß und stickig wie die Zelle von Nummer 4 zu sein. Einer der Jungen berührte sie auf dem Bildschirm.

»Ich glaube, sie ist am Arsch«, sagte der eine.

»Wie kommst du darauf?«

»Falls der Mann und die Frau sich wirklich streiten, dann vielleicht, weil sie sich in Bezug auf die Show nicht einig sind. Vielleicht geht es um die Vergewaltigung. Vielleicht ist die Frau eifersüchtig auf den Mann, der es mit Nummer 4 treiben will ...«

Sie schauten beide auf die Uhr, die in einer Ecke des Bildschirms tickte.

»Hast du unsere Wette durchgegeben?«, fragte der Zimmergenosse unvermittelt.

»Ja. Zweimal. Das erste Mal lagen wir viel zu früh. Wir haben verloren. Deine Schuld. Nur weil du keine Zeit verschwenden würdest, wenn Nummer 4 hier wäre ...« Er schwieg einen Moment, und beide Verbindungsstudenten grinnten. »Jedenfalls konnte man sich ja denken, dass sie es in die Länge ziehen würden. Zeugt nur von gutem Geschäftssinn. Jetzt haben wir uns, glaube ich, für irgendwann morgen eingeloggt oder den Tag danach.«

»Zeig mal.«

Der erste Student tippte ein paar Tasten, und das Bild von Nummer 4 in ihrem Zimmer schrumpfte augenblicklich zum Kleinformat. Quer über den restlichen Bildschirm stand in fetter Boldoni-Kursivschrift: »Willkommen, TITTSERATOPS. Deine derzeitige Wette ist STUNDE 57. Es verbleiben noch 25 Stunden, bevor deine Wette zum Einsatz kommt. Du teilst deine Wette mit 1099 anderen Subscribern. Der gesamte Spieleinsatz steht derzeit bei über € 500 000. Weitere Wetten können noch angenommen werden. Noch einmal wetten?« Unter dieser Nachricht waren zwei Kästchen eingeblendet, JA und NEIN.

Der Student bewegte den Cursor zum Ja-Kästchen und drehte sich zu seinem Kommilitonen um, doch der schüttelte den Kopf. »Nee. Ich glaub, meine Kreditkarte ist kurz vor dem Anschlag. Hab keine Lust, mir die Fragen von meinen Leuten anzuhören. Ich hab ihnen gesagt, das hier sei eine Offshore-Poker-Website, und sie haben mir einen endlosen, öden Vortrag gehalten und mir gesagt, ich sollte mit dem Wetten aufhören.«

»Wahrscheinlich kommen sie dir als Nächstes mit 'nem Zwölf-Schritte-Programm und wollen wissen, ob du sonntags in die Kirche gehst.«

Er zuckte die Achseln, bewegte den Cursor auf NEIN und klickte. Augenblicklich füllte Nummer 4 wieder ihren

Bildschirm.

»Weißt du, was? Auf einem LED-Flachbildschirm wär das Ganze um einiges cooler.«

»Kannst du einen drauf lassen. Ruf deine Leute an.«

»Keine Chance. Nach meinen Noten letztes Semester sind die nicht in Spendierlaune.«

»Und?«, sagte der erste Student, während er sich zurücklehnte. »Wie geht es weiter?« Er sah auf die Uhr. »Ich hab in einer halben Stunde dieses verdammte Seminar über Nutzen und Missbrauch des ersten Zusatzartikels. Ich hasse es, was zu verpassen – ich meine nicht die Vorlesung, damit wir uns nicht missverstehen.«

»Du kannst jederzeit gehen und das, was du verpasst hast, im ›Nachhol-Fenster sehen.«

Der Student tippte wieder ein paar Tasten und verschob die Echtzeit-Aufnahme von Nummer 4 erneut in eine Ecke. Wie zuvor erschien ein Menü in Boldoni-Kursiv. Es enthielt eine Anzahl kleinerer Bilder, jeweils mit einem Titel wie ›Gang zur Toilette‹ oder ›Nummer 4 beim Essen‹ oder ›Interview 1‹.

»Sicher, aber ich hasse das. Den richtigen Kick hast du nur in Echtzeit.« Er griff nach einem Stapel Lehrbücher. »Mist. Ich muss los. Wenn ich noch mal fehle, kostet es mich eine halbe Note.«

»Dann mach dich vom Acker.«

Der Student stopfte Bücher in seinen Rucksack und schnappte sich ein zerschlissenes Sweatshirt von einem Wäschestapel. Doch zum Abschied beugte er sich vor und küsste das Bild von Nummer 4 auf dem Monitor. »Bis in ein paar Stunden, Darlin'«, sagte er, indem er einen Südstaatenakzent nachahmte. In Wahrheit stammte er aus einer Kleinstadt in Cleveland, Ohio. »Tu nichts ohne mich. Tu wenigstens nichts, was ich nicht tun würde. Und lass nicht zu, dass jemand anders was mit dir macht. Jedenfalls nicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden.«

»Ja. Bleib am Leben und bleib Jungfrau, solange das Arschloch hier neben mir in sein Seminar muss, damit er nicht durchrasselt und seinen Lebensunterhalt an der Würstchenbude verdienen muss.«

Sie lachten beide, auch wenn es nicht ganz und gar spaßig gemeint war.

»Gib mir Bescheid, wenn du was siehst. Sims mir gefälligst, ja?«

»Geht klar.«

Sein Zimmernachbar streichelte den Bildschirm und machte es sich vor dem Computer bequem. »Hey«, sagte er. »Dein widerlicher Zungenkuss hat einen Sabberfleck hinterlassen.« Der andere zeigte ihm den Stinkefinger und ging.

Der zurückgebliebene Student drehte sich wieder zu Nummer 4 um. Er liebte das, was er als ihren Einfallsreichtum bezeichnet hätte, während er andererseits auf keinen Fall die Vergewaltigung verpassen wollte, wenn es so weit war. Er spekulierte, ob es schnell und brutal sein würde oder ob sie es als ein Verführungstheater in die Länge ziehen würden. Er tippte auf Letzteres. Er fragte sich, ob sie sich einfach in ihr Schicksal fügen und es über sich ergehen lassen oder ob sie sich mit Händen und Füßen wehren würde. Was ihm lieber war, konnte er im Moment nicht sagen. Einerseits konnte er sich nicht daran sattsehen, wie der Mann und die Frau Nummer 4 drangsalierten. Andererseits hielt er instinktiv zum Underdog, was sie nun offensichtlich war. Genau das liebten er und sein Zimmernachbar an Serie Nummer 4. Alles war vorhersehbar und zugleich vollkommen unerwartet.

Manchmal kam ihm die Möglichkeit in den Sinn, dass es auf dem Campus noch andere Studenten gab, die dafür bezahlten, Nummer 4 zu sehen. Vielleicht lieben wir sie alle, dachte er. Sie erinnerte ihn entfernt an ein Mädchen, das er an der Highschool gekannt hatte. Oder auch an alle Mädchen, die er an der Highschool gekannt hatte. Eines stand jedoch fest: Die Tage von Nummer 4 waren gezählt.

Der Schuss markierte vielleicht den Anfang vom Ende. Andererseits vielleicht auch nicht. Er konnte es nicht sagen. Er wusste nur, dass sie am Ende sterben musste. Er war gespannt, wie es passieren würde. Er konnte nicht genug bekommen von Dschihad-Videos und von YouTube-Beiträgen von blutrünstigen Autounfällen, und sein Traum war es, einmal bei Survivor oder einer anderen Reality-Fernsehshow aufzutreten, wo er, da war er sich absolut sicher, die Million Dollar gewinnen würde.

Nummer 4 zitterte wieder heftig. Er hatte schon mit diesem Verlust ihrer Körperkontrolle gerechnet. Sie war der Beweis, dass ihre Angst nicht gespielt war. Er fand das toll. So viel von dem, was er sah, war gespielt. Pornostars täuschten Orgasmen vor. Videospiele täuschten Tote vor. Fernsehshows täuschten Dramen vor.

Nicht so Whatcomesnext.com. Nicht Nummer 4.

Manchmal hatte er das Gefühl, dass sie die wirklichste unwirkliche Sache war, die er je gesehen hatte. Seine Spekulationen kamen zu einem abrupten Ende. Es tat sich etwas in dem Raum. Er sah, wie sich Nummer 4 ein wenig zur Seite drehte. Die Kamera schwenkte mit.

Die Tür ging auf.

Jennifer zuckte bei dem Geräusch zusammen.

Sie hörte das Rascheln und wusste, dass die Frau in der knisternden Kleidung ins Zimmer kam. Statt sich wie sonst langsam zu bewegen, schien sie es diesmal eilig zu haben. Eben noch war sie an der Tür, jetzt beugte sie sich dicht über Jennifers Gesicht. »Nummer 4, hör gut zu: Tu genau, was ich dir sage.«

Jennifer nickte. Sie hörte aus dem Ton der Frau Besorgnis heraus. Ihre gewöhnlich kalte, monotone Sprechweise war

beschneunigt, ihre Stimme trotz des Geräusches lauter als bisher. Sie spürte, dass die Frau die Lippen ganz nah an ihre Stirn hielt, so dass ihr warmer Atem Jennifer traf. »Du gibst keinen Laut von dir. Du darfst nicht einmal schwer atmen. Du bleibst genau da, wo du bist. Keine Bewegung. Wechsle nicht einmal die Stellung. Keinerlei Geräusche, bis ich wiederkomme. Verstehst du, was ich dir sage?«

Jennifer nickte. Sie hätte gerne nach dem Schuss gefragt, traute sich aber nicht.

»Ich höre, Nummer 4?«

»Ich habe verstanden.«

»Was hast du verstanden?«

»Keine Geräusche. Nichts. Einfach nur hierbleiben.«

»Gut.« Die Frau schwieg. Jennifer horchte auf ihren Atem. Sie war nicht sicher, ob ihr eigenes Herz so pochte, dass es im Raum widerhallte, oder das der Frau.

Plötzlich spürte Jennifer, wie sie am Gesicht gepackt wurde. Sie schnappte nach Luft und erstarrte, als die Frau ihr die Fingernägel in die Wangen grub und immer fester drückte. Jennifer zitterte, kämpfte gegen den Drang an, die Hand, die sie packte, wegzuzerren, und versuchte sich gegen den unerwarteten Schmerz zu wappnen. »Wenn du einen einzigen Muckser von dir gibst, bist du tot«, sagte die Frau.

Jennifer bebte heftig und bemühte sich, etwas zu sagen, brachte aber nichts heraus. Das Schütteln, das ihren ganzen Körper erfasste, musste als Antwort genügen. Der Griff lockerte sich; Jennifer verharrte in derselben Stellung und wagte nicht, sich zu bewegen.

Das Nächste, was sie fühlte, war ihr unbekannt, aber heftig. Es war eine scharfe Spitze. Es fing an ihrer Kehle an, wanderte an ihr hinunter, indem es vom Hals, über die Brust, den Bauch und den Schritt in stetigen, gleitenden Bewegungen und kleinen nadelartigen Stichen in die Haut ihren Körper nachzeichnete. Ein Messer!, erkannte Jennifer.

»Und ich werde dir einen schrecklichen Tod bereiten, Nummer 4. Ist das klar?«

Jennifer nickte wieder, und das Messer schabte ein wenig tiefer ihren Bauch entlang. »Ja, ja, verstanden«, wisperte sie und merkte, wie sich die Frau zurückzog.

Das raschelnde Geräusch entfernte sich. Jennifer horchte auf das Schließen der Tür, doch es blieb aus. Sie verharrte reglos auf dem Bett, hielt den Bären in den Armen und versuchte, sich darüber klarzuwerden, was mit ihr geschah. Sie strengte die Ohren an, und als sie gerade den Gedanken formte, dass etwas nicht stimmte, fühlte sie, wie sie eine Hand am Hals packte und zudrückte.

Eine gewaltige Kraft presste ihr das letzte bisschen Luft ab. Ihr war, als würde sie unter einer riesigen Betonplatte zerquetscht. Vor Angst und Schock legte sich hinter die Augenbinde ein Film so rot wie Blut. Sie trat um sich, traf aber nichts als Luft. Ohne nachzudenken, hob sie die Hände, erstarrte aber, als sie die Stimme des Mannes hörte.

»Ich kann genauso schlimm sein, Nummer 4. Vielleicht sogar schlimmer.«

Sie bebte am ganzen Körper. Zuerst glaubte sie, in der Dunkelheit unter der Binde ohnmächtig zu werden, und dann fragte sie sich, ob sie, während sie nur noch einen Rest Luft bekam, nicht schon ohnmächtig geworden war.

»Vergiss das nicht«, flüsterte der Mann.

Sie schauderte nicht nur wegen der Botschaft, sondern auch wegen der zischenden Stimme.

»Denk dran, du bist nie allein.«

Plötzlich löste sich die Hand des Mannes. Jennifer hustete und versuchte mit aller Macht, die Lunge zu füllen. In ihrem Kopf drehte sich alles. Sie hatte nicht mitbekommen, dass der Mann der Frau ins Zimmer gefolgt war. Jetzt passte gar nichts mehr zusammen: Ein Streit, ein Schuss – das hatte bei ihr die Vorstellung von einem Streit heraufbeschworen, doch dass nun beide zusammen in ihrer Zelle erschienen und gemeinsam agierten, stürzte sie in einen Strudel der Verwirrung. Ihr wurde so schwindelig, dass sie sich an dem nächstbesten Gegenstand festklammerte, der vielleicht ihren Sturz in den Abgrund verhindern konnte.

»Sei still, Nummer 4. Egal, was du hörst. Was du spürst. Was deiner Meinung nach draußen passiert. Sei still. Wenn du einen Muckser machst, ist es das Letzte, was du in dieser Welt tust, außer dass du unvorstellbare Schmerzen aushalten wirst.«

Jennifer kniff die Augen fest zu. Sie hatte wohl stumm genickt. Sie glaubte nicht, dass sie laut gesprochen hatte, doch sie hörte, wie die Tür zuging. Dem Mann war es offenbar gelungen, den Raum zu durchqueren, ohne dass sie es mitbekommen hatte. Das war so schlimm wie alle die Drohungen, die sie ausgesprochen hatten.

Sie blieb in der Dunkelheit, als steckte sie in einem Eiswürfel. Ein Teil von ihr wollte sich bewegen, ein anderer einen Blick riskieren. Ein Teil wollte das Bett verlassen. Das waren die gefährlichen Stimmen, die mit den auf Sicherheit bedachten im Widerstreit lagen, welche ihr rieten, sich genau an ihre Anweisungen zu halten. Sie versuchte, den Mann oder die Frau zu hören. Kein Laut. Dann hörte sie etwas Vertrautes, etwas, das verwirrender als alles Dagewesene war. Eine Sirene. Eine Polizei- oder Feuerwehrsirene, die rasch näher kam.

Adrian scherte abrupt vor dem anderen Wagen aus, was lautes Hupen und quietschende Reifen nach sich zog. Das Geräusch hallte im Inneren des Volvos wider, und es war nicht schwer, sich die entsprechenden wütenden Flüche und Schimpfkanonaden vorzustellen. Er sah auf und merkte, dass er eindeutig bei Rot über die Ampel gefahren und einem Unfall nur um wenige Meter entkommen war. Er murmelte: »Tut mir leid, tut mir wirklich leid, ich hab nicht gesehen, wie sie auf Rot gesprungen ist«, als ob ihn der andere Fahrer, der noch einmal Glück gehabt hatte und davonbrauste, hören oder sein reumütiges Gesicht sehen könnte.

»Das ist ein bedenkliches Zeichen, Audie«, sagte Brian vom Beifahrersitz aus. »Es geht bergab. Du musst deine Sinne zusammenhalten.«

»Versuch ich ja«, antwortete Adrian ein wenig genervt. »Ich bin nur manchmal mit den Gedanken woanders. Kann schließlich jedem passieren. Hat nichts weiter zu bedeuten.«

»Mach dir nichts vor«, antwortete sein Bruder. »Du weißt so gut wie ich, was Sache ist. Und wahrscheinlich auch der Typ in dem anderen Auto.«

Adrian fuhr ziemlich geladen weiter und reagierte die Ängste über seinen eigenen Geisteszustand an seinem Bruder ab.

»Sagt der Richtige«, knurrte er nach einer Weile. »Muss ich dich daran erinnern, wer von uns beiden vor allen verheimlicht hat, was mit dir los war? Vor allen, die dir hätten helfen können?«

Brian schnaubte nur. »Ist es dir schon mal in den Sinn gekommen, Bruderherz, dass all die Therapien nichts brachten? Dass ich vielleicht von all den Pillen und den Seelenklempnern und dem Reden, Reden, Reden, bis es einem zu den Ohren rauskommt, genug hatte?«

»Ach ja? Das konntest du beurteilen? Wusste gar nicht, dass du Psychologie studiert hast!« Die sarkastische Tirade tat Adrian gut. Sein Bruder hatte recht – wenigstens wenn es darum ging, sich beim Fahren nicht ablenken zu lassen. Ob er in Bezug auf seinen Selbstmord recht hatte, stand auf einem anderen Blatt.

»Ich finde, was du getan hast, war feige«, fügte Adrian mit einem hässlichen, selbstgefälligen Unterton hinzu. »Am Ende blieb es an mir hängen, mich durch das Chaos zu wühlen, das du hinterlassen hast.« Eigentlich wollte Adrian sagen, dass Brian ihn genau wie Cassie und Tommy mit einer Menge offener Fragen zurückgelassen hatte. Und jede Frage gab neue Rätsel auf. Doch das konnte er nicht sagen, weil er Angst hatte, seinem toten Bruder zu viel zuzumuten.

Brian schwieg eine Weile. Die helle Mittagssonne blitzte in der Windschutzscheibe auf und verblasste wieder. Sie waren nur noch wenige Straßen von Mark Wolfes Haus entfernt, und Adrian hielt es für angebracht, sich schon einmal zu überlegen, was er sagen sollte. Er machte sich außerdem klar, dass ein richtiger Detektiv ahnen würde, weshalb Wolfe ihn gebeten hatte, zu ihm zu kommen.

Sein Bruder kam ihm mit Überlegungen zu seinem eigenen Tod in die Quere. »Ich wusste nur so viel, Audie, dass ich einen wirklich wichtigen Teil von mir zurückgelassen hatte, und zwar an irgendeinem Ort, an dem er unwiederbringlich verloren war, egal, was ich machte, um ein Loch zu füllen, das einfach nicht zu füllen war. Danach sah alles in meinem Leben aus wie eine Beschönigung. Manchmal macht der Kampfeinsatz das mit einem. Wahrscheinlich nicht mit jedem. Bei mir, na ja, bei mir war es nun mal so.«

Aber das stimmt nicht, dachte Adrian. Wir verstehen posttraumatische Belastungsstörungen heute viel besser. Ich könnte dir die Untersuchungen und die Beispiele erfolgreicher Therapien zeigen. Nur weil man einmal im Leben eine harte Zeit durchgemacht hat, ist man nicht in alle Ewigkeit verdammt. Menschen überleben das. Menschen lassen es hinter sich. Menschen blühen danach wieder auf ... Doch er sagte nichts von alledem, weil ihm bewusst wurde, dass er es hätte sagen sollen, als Brian noch am Leben war. Nicht jetzt.

Er hat eine Welt des Tötens gegen eine Welt der Gesetze getauscht. Er hing zwischen dem Rationalen und dem Irrationalen fest und hat den Rest seines Lebens versucht, den Unterschied herauszufinden.

Es ist ihm einfach nicht gelungen.

Brian seufzte, bevor er fortfuhr: »Du siehst, Bruderherz, da war ich nun mal, fast noch ein Kind und bis oben hin voll vom Töten und Sterben, und ich wusste, ich wusste es einfach, verflucht noch mal, dass ich es immer mit mir herumschleppen würde und dass es mich, egal, was ich in all den Jahren danach mit mir anfang, nie in Ruhe lassen würde.«

Brians Stimme klang auf einmal so weich, dass Adrian sie kaum wiedererkannte. Sein Bruder hatte immer laut und leidenschaftlich für seine Mandanten gekämpft, und es war befremdlich, ihn so niedergeschlagen und kleinlaut zu erleben. Es war unmöglich. Adrian spähte zur Seite und schnappte nach Luft. Brians Gesicht war blutverschmiert und die Vorderseite seines Hemdes tiefrot verfärbt. Sein Haar war verfilzt. Adrian konnte zwar nicht das Einschussloch in seiner Schläfe sehen, doch er wusste, dass es da war, nur außerhalb seines Blickfelds.

»Weißt du, was mich überrascht hat, Audie? Du warst immer der Akademiker, der intellektuelle Typ. Gedichte und

wissenschaftliche Experimente. Dabei hatte ich keine Ahnung, wie robust du bist«, fuhr Brian im ausdruckslosen Berichterstatterton fort. »Ich hätte nicht weiterleben können, nachdem Tommy drüben im Irak gestorben ist. Ich hätte auch nicht weitermachen können, nachdem Cassie gegen den Baum gefahren ist. Ich war egoistisch, ich hab allein gelebt. Ich hatte Mandanten und Fälle. Ich hab niemanden in mein Leben gelassen. Das hat es alles so viel leichter für mich gemacht – weil ich mich nicht um geliebte Menschen sorgen musste.«

Adrian richtete den Blick wieder vor sich auf die Straße. Er überprüfte mehrfach, ob er sich an die Geschwindigkeitsbegrenzung hielt.

»Wolfes Haus kommt gleich da drüben«, sagte Brian. Er zeigte voraus. Er hatte Blut am Finger.

»Bleibst du bei mir?«, fragte Adrian. Seine Frage stand eine Weile im Raum.

»Wenn du mich brauchst, bin ich da«, antwortete Brian. Und plötzlich war wieder ein bisschen vom alten Brian, dem selbstbewussten, gradlinigen, unerschrockenen Brian, da. Adrian sah, wie sein Bruder anfang, die Vorderseite seines Hemdes abzuwischen, als handelte es sich um Brotkrumen und nicht um Blut. »Hör zu, Audie, du wirst mit dem Burschen fertig. Vergiss nur nicht, was dir jeder Ermittler sagen kann: Es gibt immer eine Verbindung. Irgendwo da draußen gibt es etwas, das dir sagen kann, wo du nach Jennifer suchen musst. Vielleicht ist es ja gleich so weit. Du musst nur die Augen aufhalten, damit du es siehst, wenn es vorbeirauscht. Wie dieser Wagen an der Ampel. Du musst bereit sein, in Aktion zu treten.«

Adrian nickte. Er fuhr an den Bürgersteig und blickte zu Mark Wolfes Haus hinüber. »Bleib einfach in der Nähe«, sagte er in der Hoffnung, dass sein toter Bruder das als Anweisung verstand, während es in Wahrheit eine Bitte war.

»Ich bin immer so nah, wie du willst«, antwortete Brian.

Erst jetzt sah Adrian, dass Wolfe in der Tür stand und nach ihm Ausschau hielt. Er winkte Adrian zu wie einem guten Nachbarn an einem Sonntagmorgen.

Adrian war über die fröhliche, behagliche Atmosphäre erstaunt, die ihm in Wolfes Haus entgegenschlug. Durch die geöffneten Jalousien flutete die Sonne herein. Es lag ein Frühlingsduft in der Luft, wenn auch vielleicht nur aus einer Dose Raumspray. Wolfe deutete in das inzwischen vertraute Wohnzimmer. Als Adrian eintrat, kam Wolfes Mutter aus der Küche. Sie begrüßte ihn freundlich mit einem Kuss auf jede Wange, auch wenn sie sich offenbar nicht an seine früheren Besuche erinnern konnte. Kurz darauf verschwand sie geschäftig in einem Hinterzimmer, um »ein bisschen aufzuräumen und Wäsche zu sortieren«, vermutlich eine verabredete Erklärung dafür, dass sie nicht länger blieb. Er konnte sich vorstellen, dass Wolfe seiner Mutter genau eingepaukt hatte, was sie sagen sollte, wenn Adrian kam.

Wolfe folgte seiner Mutter und schloss eine Tür hinter ihr. »Ich hab nicht allzu viel Zeit«, sagte er. »Sie wird unruhig, wenn ich sie zu lange alleine lasse.«

»Was ist, wenn Sie bei der Arbeit sind?«

»Daran mag ich gar nicht denken. Ich hab dafür gesorgt, dass eine ihrer Freundinnen immer mal vorbeischaut. Ich hab eine Liste mit Leuten, die sie kannte, bevor das Ganze anfang, die bereit sind auszuhelfen, also rufe ich sie an, sooft ich kann. Manchmal gehen sie mit ihr spazieren. Aber wegen meiner ...«, er legte eine Pause ein, »... wegen meiner Probleme mit dem Gesetz lassen die meisten sich nicht gern hier blicken. Deshalb heuere ich einen Nachbarsjungen an, der mittags nach der Schule vorbeikommt und ein paar Minuten nach ihr sieht. Die Eltern von dem Jungen wissen nichts von unserem Arrangement, denn sonst würden sie es ihm wahrscheinlich verbieten. Jedenfalls kann sie sich neun von zehn Mal sowieso nicht an seinen Namen erinnern, aber sie freut sich, wenn er kommt. Ich glaube, sie hält das Kind für mich – vor zwanzig Jahren. Na, jedenfalls kostet mich das 10 Dollar am Tag. Ich leg ein Sandwich für ihr Mittagessen raus – sie kann immer noch selbständig essen, auch wenn ich nicht weiß, wie lange, denn wenn sie sich verschluckt ...« Er sprach nicht weiter. Auch so war offensichtlich, wie sehr er in der Klemme steckte.

Zwar wusste Adrian nicht recht, was das alles mit ihm zu tun hatte, doch er hörte, wie ihm Brian ins Ohr flüsterte: »Du weißt, was gleich kommt, nicht wahr?«

Sekunden danach drehte sich Wolfe zu Adrian um. »Ich weiß, wir hatten eine Verabredung, aber ...« Adrian hörte das Prusten seines Bruders. »Aber ich brauche mehr. Nur das Versprechen, dass Sie nicht zur Polizei gehen, ist nicht genug. Ich muss für das, was ich mache, eine Bezahlung bekommen. Es kostet mich eine Menge Zeit und Energie. Ich könnte sonst bei meinem Job eine Extraschicht einlegen und mir was dazuverdienen.«

Wolfe trat bedächtig ins Wohnzimmer. Er zog den Laptop seiner Mutter aus dem Strickkorb und machte sich daran, ihn mit dem großen Flachbildfernseher zu verbinden.

»Wie kommen Sie darauf ...«, fing Adrian an, wurde jedoch unterbrochen.

»Ich weiß über Sie Bescheid, Professor. Ich weiß über all die reichen Akademikertypen Bescheid. Sie haben doch alle Geld zurückgelegt. All die Jahre, in denen Sie staatliche Forschungsgelder, all die Vergünstigungen eingesackt haben. Und Ihre Kollegen drüben an der WISO haben Ihnen wahrscheinlich richtig gute Anlagetipps gegeben. Ich meine, dieser alte Volvo, diese verlotterten Kleider – auch wenn Sie aussehen, als hätten Sie keinen Pfifferling, haben Sie in Wirklichkeit wahrscheinlich Millionen auf irgendeinem Konto geparkt.«

Adrian fühlte sich in seiner alten These bestätigt, dass diejenigen, die behaupten, sie wüssten über jemanden oder etwas

Bescheid, im Allgemeinen keinen Schimmer haben. Doch er behielt diese Meinung für sich. »Woran hatten Sie gedacht?«

»Meinen Anteil. Eine angemessene Bezahlung für meine Zeit.«

Brian flüsterte Adrian Anweisungen ins Ohr. Adrian hörte eine gewisse Schadenfreude heraus. Ein gefundenes Fressen für einen Anwalt: eine Falle stellen. »Das klingt mir nach Erpressung.«

»Nein, nach Bezahlung für erbrachte Dienste.«

Adrian nickte. Alles, was folgte, geschah auf unmittelbares Geheiß seines Bruders, der ihm ohne Punkt und Komma Instruktionen erteilte. »Lass dir dein Handy geben!« Adrian gehorchte.

»Nun, haben Sie ein Handy, damit ich einen Anruf machen kann? Ich hab leider nie eins dabei.«

Wolfe lächelte. Er griff in die Tasche, zog sein Handy heraus und warf es Adrian zu. »Telefonieren Sie nach Herzenslust«, sagte er.

»Und jetzt bluffe.« Für einen Moment wusste Adrian nicht, worauf sein Bruder anspielte, doch schon sah er seinen eigenen Fingern dabei zu, wie sie Zahlen eingaben. Eine Sekunde lang glaubte er, es sei Brians Hand. Er wählte den Notruf.

»Du weißt, nach wem du verlangen musst«, sagte Brian kurz und bündig.

»Detective Collins, bitte.«

Wolfe nickte. »Vielleicht hab ich sie ja gefunden«, beeilte er sich fast in panischer Hast richtigzustellen. »Aber wenn dieser Anruf durchgestellt wird, vielleicht auch wieder nicht.«

Adrian zögerte, hörte ein fernes Hallo und trennte augenblicklich die Leitung.

»Damit wird es ein bisschen knifflig«, sagte Brian leise. »Jetzt pass auf, ich mach das nicht zum ersten Mal. Erster Schritt: Er soll konkret werden.«

»Nun, Mister Wolfe, wie denn nun? Haben Sie Jennifer gefunden oder nicht?«

Wolfe schüttelte den Kopf. »So einfach ist das nicht.«

»Ist es doch.«

»Gut«, sagte Brian.

»Haben Sie das Mädchen gefunden?«, hakte Adrian nach.

»Ich weiß, wo ich nach ihr Ausschau halten muss.«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Sicher«, sagte Wolfe. »Aber ziemlich nah dran.«

»Gut, Audie, weiter so. Du hast das Heft in der Hand.«

»Haben Sie einen Vorschlag?«, fragte ihn Adrian unvermittelt.

»Ich möchte nur, dass es fair zugeht.«

»Das ist eine Aussage, kein Vorschlag.«

»Professor, ich glaube, Sie haben mich gut verstanden.«

»Nun, Mister Wolfe, wollen Sie mir dann nicht näher erläutern, was Sie unter fair verstehen?«

Wolfe zögerte. Er grinste. Er machte ein Gesicht, das an die alte Version der Grinsekatz erinnerte, die sich in nichts auflöste und auf der Leinwand nur dieses irritierende, zähnefletschende Lächeln hinterließ. Adrian erinnerte sich, wie er mit Tommy Alice im Wunderland gesehen und danach seinem kleinen Sohn stundenlang erklärt hatte, wieso die Wahrscheinlichkeit, dass er durch einen Kaninchenbau in eine Welt hinunterfällt, in der eine rote Königin den Leuten vor dem Gerichtsurteil die Köpfe abschlägt, gering war. Als sein Sohn noch sehr klein war, machten ihm Phantasiegeschichten Angst und nicht die Realität. Er konnte wie gebannt eine Sendung über Angriffe von Haien in Kalifornien oder von hungrigen Löwen in der Serengeti sehen. Wasserpfeifen rauchende Raupen dagegen bewirkten, dass er sich im Dunkeln hin und her warf und schrie, statt zu schlafen.

»Audie, schweif nicht ab!« Brian wachte streng über ihm.

»Wissen Sie, Professor, ich bin mir nicht ganz sicher. Was meinen Sie, wie viel meine Zeit wert ist?«

»Also, nennen Sie selber einen Preis. Den doppelten Stundenlohn von Ihrer Arbeit im Baumarkt.«

»Aber es geht um spezialisierte Arbeit. Hochspezialisierte Arbeit. Da wäre schon ein ...«, er zögerte, »... Bonus angebracht.«

»Mister Wolfe, Sie wollen bei mir abkassieren, geht's also etwas genauer?«

»Gut«, sagte Brian. »Das macht ihn sicher sauer.« Sein toter Bruder, dachte Adrian, hatte viel mehr Ahnung von Kriminalpsychologie, als er je für möglich gehalten hatte.

»Na ja«, überlegte Wolfe, »was ist es Ihnen denn wert?«

»Erfolg ist unschätzbar, Mister Wolfe. Unschätzbar. Andererseits bin ich nicht bereit, Sie für einen Fehlschlag zu bezahlen.«

»Nennen Sie einen Preis«, wiederholte Wolfe. »Ich will wissen, wie sehr ich mich ins Zeug legen soll.«

»Egal, was für eine Zahl ich Ihnen nenne, werden Sie später hingehen und sie beliebig ändern. Wenn ich tausend, zehntausend oder eine Million sage und Sie haben was für mich, werden Sie es verdoppeln und verdreifachen. Etwa

nicht?«

Wolfe wandte sich einen Moment ab. Adrian wusste, dass er gepunktet hatte. Er konnte nicht fassen, dass er wegen Jennifers Verschwinden beinharte Verhandlungen führte. Es überraschte ihn. »Wissen Sie, was, Mister Wolfe, wir setzen eine Belohnung aus. So was wie diese altmodischen Handzettel im Western, GESUCHT – TOT ODER LEBENDIG. Sagen wir, zwanzigtausend Dollar. Das ist eine stattliche Summe. Wenn Sie Informationen beschaffen, die zu ihrer Entdeckung und Heimkehr führen – also, wenn –, dann zahle ich Ihnen zwanzigtausend Dollar. Helfen Sie mir dabei, Jennifer zu retten, machen Sie einen Haufen Geld. Bringt Ihre Suche nichts, bekommen Sie auch nichts. Das ist Ihr finanzieller Anreiz. Ich kann mir nicht denken, dass ich es an Ihrer Stelle mit diesen armseligen Erpressungsversuchen bei ihrer Familie oder sonst wem versuchen würde, da die Polizei dafür wohl weniger Verständnis haben wird als ich und Sie wieder im Gefängnis landen. Bei mir ist das was anderes, ich bin ein bisschen verrückt«, Adrian lächelte so wie der Bösewicht auf der Bühne, »und deshalb erlaube ich Ihnen, mich um ein bisschen Geld zu erpressen.«

»Wie kann ich Ihnen trauen?«, fragte Wolfe.

Adrian brach in schallendes Gelächter aus. »Diese Frage, Mister Wolfe«, sagte er mit dem ganzen Nachdruck eines selbstgewissen Redners am Katheder, »müsste wohl eher ich Ihnen stellen.«

Wolfe schien konsterniert.

»Sie sind in solchen Dingen nicht besonders gut, nicht wahr, Mister Wolfe?«

»Worin? In Bezug auf Computer und Websurfen finden Sie erst mal einen Experten wie mich ...«

»Nein, ich meine, als Krimineller.«

Wolfe schüttelte den Kopf und drehte sich wieder zu seinem Laptop um. »Ich bin kein Krimineller. War ich noch nie.«

»Das können wir ein andermal diskutieren.«

»Es ist kein Verbrechen, Professor. Meine Vorlieben. Das ist einfach nur ...« Er sprach nicht weiter, auch wenn Adrian nicht sagen konnte, ob er vielleicht nur merkte, wie albern er klang. »Also gut, Professor. Solange da zwischen uns Klarheit herrscht – zwanzig Riesen.«

Adrian rechnete mit einer weiteren Drohgebärde nach dem Motto Falls Sie nicht bezahlen, werde ich ..., doch er konnte nicht recht einschätzen, wozu Wolfe oder er selber imstande war.

Wolfe wollte Geld. Doch Wolfe wusste, dass Adrian einfach aus seinem Haus spazieren konnte. Nach seinem Eindruck herrschte zwischen ihnen eine perfekte Pattsituation. Also konnte das Spiel beginnen.

Er hatte keine Ahnung, ob er so viel Geld auf einem Konto liegen hatte und ob er Wolfe überhaupt etwas zahlen würde.

Er bezweifelte es. Er spürte Brians Hand auf der Schulter und hörte die Stimme seines Bruders: »Das weiß er auch, Audie. Der Mann ist nicht blöd. Das heißt, er hat noch was im Ärmel. Du musst darauf gefasst sein, wenn er es rauszieht.«

Wolfe übersah Adrians langsames Nicken.

»Ich bin kein böser Mensch«, sagte Wolfe. »Egal, was diese Polizisten sagen.«

Adrian antwortete nicht. Er wünschte sich, dass Brian ihm schnell eine schlagfertige Antwort vorsagte, doch er schwieg. Adrian hätte gerne gewusst, ob Brian ebenso erstaunt war über die Äußerung des Sexualstraftäters wie er selbst.

»Ich bin hier nicht der Böse«, sagte Wolfe fast im selben Wortlaut wie zuvor und in einem gleichmütigen Ton, als wäre ihm im Grunde egal, was Adrian dachte.

»Habe ich auch nie behauptet«, antwortete Adrian. Das war gelogen, und er kam sich albern vor, als er es aussprach.

Die Computertasten klangen wie ein Trommelwirbel zum Auftakt eines symphonischen Crescendos. »Ist sie das?«, platzte Wolfe auf einmal heraus.

Der Nachmittag war schon fortgeschritten; Terri saß in ihrem Auto vor dem Haus der Riggins und versuchte, allen Mut dafür zusammenzukratzen, bis zur Haustür zu gehen und die schlechte Nachricht zu überbringen. An einem Baumstamm in der Nähe hatte jemand – vermutlich Scott – einen eigenhändigen Aushang angetackert, mit einem Bild von Jennifer und dem Wort VERMISST in Großbuchstaben. Es folgte ein Abschnitt ZULETZT GESEHEN AM sowie SACHDIENLICHE HINWEISE BITTE UNTER.

Er ähnelte den Zetteln, die Leute in Vorstadtvierteln verteilten, weil sie einen Hund oder eine Katze vermissten. Nur dass diese Tiere wahrscheinlich längst von einem Auto überfahren oder sogar einem Kojoten aus den nahe gelegenen Wäldern zum Opfer gefallen waren, die kleine Hunde gerne in einen Hinterhalt lockten.

Sie war ein wenig überrascht, dass er bis jetzt noch nicht die Fernsehsender angerufen hatte. Leute wie Scott neigten von Natur aus dazu, aus einer Suchaktion einen spektakulären Nebenschauplatz zu machen. Mary würde mit verweintem Gesicht vor den Scheinwerfern und Kameras stehen und die Unbekannten händeringend anflehen, die kleine Jennifer laufenzulassen. Das war, wie Terri sehr wohl wusste, so herzergreifend wie nutzlos.

Terri raffte ein paar Polizeidokumente sowie Kopien der innerbehördlichen Vermisstenmeldung zusammen. Es war eine Sammlung, die ihnen zumindest den Eindruck vermitteln musste, dass sie sich intensiv mit dem Fall beschäftigt hatte, auch wenn es in Wahrheit nur eine Enttäuschung nach der anderen bezeugte. Alles, was mit dem Überwachungsvideo am Busbahnhof zu tun hatte oder sich aus ihren Gesprächen mit Adrian Thomas ergab, hatte sie im Büro gelassen.

Sie atmete langsam aus und richtete den Blick erneut auf das Haus von Mary Riggins. Sie fragte sich, was sie selber unternähme, würde eins ihrer Kinder vermisst. Sie würde sich unweigerlich bei dem Wunsch ertappen, von allen Erinnerungen, die sie zu Hause auf Schritt und Tritt verfolgten, zu entfliehen, würde andererseits genau da ausharren, weil sie die Hoffnung nicht aufgeben könnte, das vermisste Kind würde wie durch ein Wunder zur Tür hereinspazieren. Vor eine unmögliche Wahl gestellt, dachte sie. So viel Schmerz und Ungewissheit.

Sie wünschte sich, sie wäre besser in solchen Dingen.

Als sie ausstieg und sich auf dem Bürgersteig dem Haus der Riggins näherte, schlug ihr Isolation entgegen. Bei den anderen Häusern waren Menschen draußen, um das letzte Winterlaub zusammenzuharken oder in den Gärten, in denen sich endlich der Frühling regte, Stauden zu pflanzen. Die Vorstadtbewohner brachten Elektrogeräte und Rasenmäher zum Einsatz, um ihren Gärten die Pflege angedeihen zu lassen, die sie an den zurückliegenden kurzen, dunklen Tagen aufgeschoben hatten.

Am Riggins-Domizil dagegen regte sich nichts. Kein Lärm, keine Bewegung. Es schien, als hätte es zu sehr unter den Winterstürmen und -unwettern gelitten, um sich von den Schäden zu erholen.

Sie klopfte an und hörte Schritte, bevor jemand öffnete. Mary Riggins stand in der Tür. Kein Gruß. Kein Austausch von Höflichkeiten. »Detective ...«, sagte sie. »Gibt's was Neues?«

Sie sah sowohl Hoffnung als auch Angst in Mary Riggins' Augen. Terri blickte ihr über die Schulter. Scott West saß an einem Computer. Er legte eine Pause ein und starrte der Polizistin entgegen. »Nein«, sagte Terri. »Ich fürchte, nein. Ich wollte Ihnen nur berichten, was wir bis jetzt unternommen haben.« Dann: »Sie haben nichts gehört? Irgendeine Verbindung? Irgendetwas, das vielleicht ...«

Als sie Mary Riggins' leeren Blick sah, sprach sie nicht weiter.

Sie wurde ins Wohnzimmer geleitet, wo ihr Scott West sowohl einen Facebook-Auftritt als auch eine Website zeigte, die er für Informationen über Jennifer eingerichtet hatte. Bis dato hatte beides noch nicht viel gebracht, doch Terri nahm pflichtbewusst einen Ausdruck mit sämtlichen Eingängen an beiden Speicherstellen entgegen. Sie wusste, dass Facebook bei jeder polizeilichen Ermittlung kooperieren würde, und sie wusste auch, dass sie jede Internetverbindung zurückverfolgen konnte, falls sie Erfolg versprach.

Allerdings beschränkten sich die meisten Reaktionen auf Beiträge von der Art: Wir beten für ihre Seele. Jesus weiß, dass es keine vermissten Kinder gibt, nur Kinder, die er zu sich gerufen hat. Oder auch: Ich wünschte, dass die Vermisste mir in die Visage pisste. Die obszönen Reaktionen waren ebenso vorhersehbar wie die religiösen. Daneben gab es einige Einträge mit dem Tenor »Ich weiß genau, wo sie steckt«, die alle erst einmal Geld einsacken wollten, bevor sie weitere Auskünfte erteilten. Terri nahm sich vor, alles, was auch nur den geringsten Anschein von Erpressung hatte, dem FBI zu melden.

Sie starrte auf das Material in ihren Händen und erkannte, dass sie den Rest ihres Lebens damit hätte zubringen können, jedem Beitrag nachzugehen. Aus Sicht der Ermittlerin lag genau da das Problem.

Falls tatsächlich jemand darunter war, der etwas wusste, konnte man ihn kaum von den Spinnern und Perversen unterscheiden, die sich zu Tragödien wie dieser magisch hingezogen fühlten. Und sie mit ihrem Treiben nur noch verschlimmern, dachte Terri. Als genügte dieser Schlag nicht, kommen die Sticheleien und Schmähungen dazu.

Sie fragte sich, ob das wirklich nur für das Internet galt. Kaum gab man etwas Persönliches preis, war damit zu rechnen, dass sich Fremde darauf stürzten.

»Glauben Sie, dass Ihnen irgendetwas davon weiterhelfen könnte?«, fragte Scott.

»Das kann ich noch nicht sagen.«

Er starrte auf den Monitor. »Ich schon«, sagte er finster. Scott sprach nicht weiter, sondern warf einen Blick durchs Zimmer. Mary Riggins war in die Küche gegangen, um für alle drei Kaffee zu holen. »Ich hab's für sie getan. Es gibt ihr das Gefühl, bei der Suche nach Jennifer mitzuhelfen. Es ist ein bisschen so, wie wenn jemand mit dem Auto durchs Viertel fährt, als könnte man sie irgendwo entdecken wie ein verlorenes Paar Handschuhe am Straßenrand. Aber so funktioniert das nicht, oder, Detective?«

»Ich weiß nicht«, log Terri. »Vielleicht doch. Es hat solche Fälle gegeben. Andererseits ...«

Wie so oft unterbrach Scott seinen Gesprächspartner und brachte Terris Satz für sie zu Ende. »... ist es allzu oft ein vergebliches Unterfangen, nicht wahr, Detective?«

Terri überlegte einen Moment, was für ein Mensch in einem solchen Gespräch »vergebliches Unterfangen« sagen würde. Sie nickte mit ungerührter Miene. Scott schien so abgeklärt zu sein, dass es an kaltherzige Grausamkeit grenzte. Sie vermutete, dass sich dieser Zug auch in seinen Therapiesitzungen zeigte.

»Ich helfe ihr nur dabei, den Fakten ins Auge zu sehen«, sagte er. »Es sind Tage vergangen. Ein Tag nach dem anderen ist verstrichen. Stunde um Stunde sitzen wir hier, als rechneten wir damit, dass das Telefon klingelt und Jennifer sagt: ›Hey, könnt ihr mich an der Bushaltestelle abholen?‹ Aber dieser Anruf kommt mit Sicherheit nicht. Jennifer ist wie vom Erdboden verschluckt.«

Scott beugte sich zurück und wedelte mit den Händen in der Luft. »Ich komme mir hier drinnen wie in einem Mausoleum vor. Man kann nicht einfach den Rest ihres Lebens im Dunkeln sitzen und warten ...«

vor. Mary kann nicht einfach den Rest ihres Lebens im Dunkeln sitzen und warten.«

Terri dachte, dass Mary gar nichts anderes übrigblieb. Alle glauben immer, man müsse realistisch sein, bis das eigene Kind betroffen ist. Dann gibt es keine Realität mehr. Man kann nur tun, was man kann.

Und es hört nie auf.

In Terris Augen konnten Appelle, den Tatsachen ins Auge zu sehen, nicht fruchten. Andererseits war ihr bewusst, dass sie zu den Problemen, die sich in diesem Haus abspielten, noch erheblich beitrug. Sie nahm die Tasse Kaffee entgegen, die Mary Riggins ihr hinhielt, setzte sich ihr gegenüber und sah sie an. Sie wird schnell altern, dachte Terri. Jedes Wort, das ich zu sagen habe, lässt ihr Herz um Jahre altern. Sie wird vierzig sein, wenn ich anfangen, und hundert, wenn ich fertig bin.

»Ich wünschte, ich hätte gute Neuigkeiten«, sagte sie leise.

Das Sirenengeheul erreichte ein dramatisches Crescendo, so dass Jennifer das Gefühl bekam, es ertönte unmittelbar außerhalb ihrer Zelle. Dann hörte es mit einem Schlag auf. Mit dumpfem Knall wurden offenbar mehrere Wagentüren zugeschlagen. Es folgte heftiges Donnern an eine ferne Tür. Zwar konnte sie nicht direkt hören, wie jemand rief: »Aufmachen! Polizei!«, doch die Lücke füllte sie mit ihrer Vorstellungskraft aus, besonders, als sie auf einem Fußboden über ihr den Trommeltakt von lauten Schritten hörte.

Sie war wie erstarrt – allerdings weniger, um zu gehorchen, sondern vielmehr, weil sie von Gedanken und Bildern, die sie in der Dunkelheit bedrängten, überwältigt wurde. Das Wort Rettung nistete sich in ihrem Kopf ein.

Jennifer schnappte unwillkürlich nach Luft und konnte das Schluchzen, das folgte, nicht unterdrücken. Ein reißender Sturzbach widersprüchlicher Gefühle wirbelte durch ihre Gedanken.

Sie wusste, dass die Kamera auf sie gerichtet war, und wenn die Linse jede noch so kleine Bewegung von ihr aufnahm, war klar, dass sie auch irgendwo auf einem Monitor ankam. Doch zum ersten Mal bestand die Chance, dass sie noch jemand anders sehen könnte. Jemand anders als die Frau und der Mann. Nicht jemand Anonymes und Körperloses, sondern jemand, der vielleicht auf ihrer Seite stand. Nein, dachte sie, jemand, der mit absoluter Sicherheit auf meiner Seite steht.

Jennifer drehte den Kopf ein wenig zur Zellentür. Sie reckte sich vor und horchte. Sie versuchte, Stimmen herauszuhören, doch ihr schlug nichts als Stille entgegen. Sie sagte sich, dass das ein gutes Zeichen war. Sie malte sich aus, was gerade vor sich ging.

Sie müssen die Haustür öffnen. Wenn die Polizei anklopft, kann man sie nicht einfach stehen lassen. Es wird einen Wortwechsel geben ... »Sind Sie ...?«, und: »Wir haben Grund zu der Annahme, dass Sie hier eine junge Frau in Ihrer Gewalt haben. Jennifer Riggins. Kennen Sie die junge Frau?« Der Mann und die Frau werden nein sagen – aber damit sind sie die Cops noch lange nicht los, denn die werden ihnen nicht glauben. Die Cops werden hartnäckig sein. Sie lassen sich nicht verarschen. Sie kaufen ihnen die Lügen nicht ab. Sie erzwingen Einlass, und jetzt stehen sie alle oben in irgendeinem Raum. Die Polizisten sind misstrauisch und stellen Fragen. Höflich, aber bestimmt. Sie wissen, dass ich hier bin oder zumindest in der Nähe, aber sie wissen noch nicht, wo genau. Es ist nur eine Frage der Zeit, Mister Braunbär. Sie sind jeden Moment da. Der Mann versucht, sich rauszureden. Die Frau versucht, die Polizei davon zu überzeugen, dass alles in bester Ordnung sei, aber die Polizei weiß es besser. Der Mann und die Frau bekommen es mit der Angst zu tun. Sie wissen, die Sache ist für sie gelaufen. Die Cops ziehen ihre Waffen. Der Mann und die Frau versuchen wegzurennen, aber sie sind umstellt. Sie können nirgends hin. Jeden Moment werden die Cops nach ihren Handschellen greifen. Ich hab das hundertmal im Film gesehen. Die Cops werden den Mann und die Frau auf den Boden drücken und die Handschellen zuschnappen lassen. Vielleicht fängt die Frau dann zu weinen an und der Mann zu fluchen »Ihr könnt mich mal«, aber das kümmert die Cops nicht. Kein bisschen. Das haben sie alles schon tausendmal gehört. Einer von ihnen wird sagen: »Sie haben das Recht zu schweigen ...«, während die anderen ausschwärmen, um nach uns zu suchen, Mister Braunbär. Pass gut auf, wir werden sie jeden Moment hören. Die Tür fliegt auf, und jemand sagt: »Mein Gott«, oder so was Ähnliches, und dann werden sie uns helfen. Sie zerreißen dieses Halsband mit der Kette um meinen Hals. »Alles in Ordnung? Bist du verletzt?« Sie werden mir die Augenbinde runterreißen. Jemand wird rufen: »Wir brauchen einen Krankenwagen!« Jemand anders wird zu uns sagen: »Keine Angst, also ... kannst du laufen? Sag uns, was sie dir angetan haben.« Und ich werd's ihnen sagen, Mister Braunbär. Ich werd ihnen alles sagen. Du auch. Und im nächsten Moment helfen sie mir in meine Sachen, und es wimmelt hier nur so von Sanitätern und Cops. Ich bin mittendrin. Jemand reicht mir ein Handy, und es ist meine Mom am anderen Ende.

Sie ist so glücklich, dass sie weint, und vielleicht verzeih ich ihr diesmal ein bisschen, weil ich wirklich nach Hause will, Mister Braunbär. Ich will einfach nur nach Hause. Vielleicht können wir wegen alldem hier noch mal ganz von vorn anfangen. Kein Scott. Vielleicht eine andere Schule mit neuen Leuten, die nicht so gemein sind, und von jetzt an ist alles anders. Es wird so sein wie damals, als Dad noch lebte, nur dass er nicht da ist, aber ich kann ihn dann wieder fühlen. Ich weiß, dass er ihnen geholfen hat, mich zu finden, auch wenn er tot ist. Es ist, als ob er ihnen gesagt hätte, wo sie nach mir suchen müssen, und sie sind gekommen, und da sind wir. Und dann, Mister Braunbär, holen uns die Cops hier raus. Es wird Nacht sein, und überall sind Kameras und Blitzlichter und Reporter, die irgendwelche Fragen brüllen, aber ich werde nichts sagen, weil ich nach Hause gehe. Du und ich zusammen. Sie setzen uns auf den Rücksitz eines Streifenwagens, die Sirene geht an, und ein Staatspolizist sagt: »Da hast du ja noch mal ganz schön Glück gehabt, Jennifer. Wir sind gerade noch rechtzeitig gekommen. Also, bist du bereit, heimzufahren?« Und ich sage: »Ja. Bitte.« Und in einer Woche oder so ruft jemand von 60 Minutes oder CNN an, und sie werden sagen »Wir zahlen dir eine Million Dollar, nur um deine Geschichte zu hören, Jennifer«, und dann, Mister Braunbär, können wir ihnen sagen, wie es

gewesen ist. Wir sind reich und berühmt, und von da an wird alles anders.
Jeden Moment.

Sie horchte angestrengt und wartete darauf, dass etwas aus ihrer Phantasievorstellung ein Geräusch verursachte und ihr bestätigte, was gerade ganz in ihrer Nähe passierte.

Doch es war still. Das Einzige, was sie hören konnte, war ihr eigener Atem, schnell und kräczend. Sie hatten ihr befohlen, ruhig zu sein. Sie wusste, dass sie fast zu allem fähig waren. Es gab Regeln, die sie nicht übertreten durfte. Gehorsam war alles. Andererseits war das hier ihre Chance. Sie war sich nur nicht sicher, was sie machen sollte. Jede lautlose Sekunde war wie ein Nadelstich. Sie merkte, wie sie heftig zu zittern begann, wie die vertrauten Muskelkrämpfe sie von oben bis unten erfassten. Es war fast unmöglich stillzuhalten. Es kam ihr so vor, als forderte jeder Nerv, jedes Organ in ihrem Körper, jeder Pulsschlag etwas anderes von ihr. Sie hatte das Gefühl, als würde sie hilflos durchgeschüttelt, wie im ersten Moment auf einer Achterbahn, wenn die Schienen hinunterführen und der Wagen plötzlich kopfüber in atemberaubendem Tempo und unter all dem Geschrei in die Tiefe stürzt.

Jennifer wartete. Es war die Hölle. Sie rechnete damit, jeden Moment in Sicherheit zu sein. Sie reckte den Kopf und versuchte, etwas zu hören, irgendetwas, das ihr klarmachte, was los war. Doch die Stille lähmte sie. Und dann drängte sich ihr der Gedanke auf: Das dauert zu lange, Mister Braunbär, das dauert zu lange!

In ihrer Panik überstürzten sich die Ideen, was sie tun könnte. Sie konnte rufen: Ich bin hier! Oder sie konnte anfangen, mit der Kette zu rasseln. Sie konnte das Bett umwerfen oder gegen die Toilette treten. Irgendetwas, damit diejenigen, die da oben waren, horchten und merkten, dass sie in der Nähe war.

Tu was! Irgendetwas! Damit sie nicht wieder gehen!

Sie hielt es nicht länger aus und schwang die Beine über die Bettkante, doch sie fühlten sich so schwach wie Gummi an, ohne jede Kraft. Sie zwang sich aufzustehen. Sie war so nah dran! Sie wusste, dass sie um Hilfe rufen, einen gewaltigen Lärm veranstalten, schreien, kreischen musste – egal, was, wenn nur jemand kam.

Jennifer öffnete den Mund und nahm allen Mut zusammen.

Und verstummte, bevor sie einen Laut herausgebracht hatte. Sie werden mir wehtun.

Nein, die Polizei wird dich hören. Die werden dich retten.

Falls die Cops nicht kommen – bringen sie mich um.

Es schnürte ihr die Luft in der Brust ein. Es fühlte sich an, als würde sie erdrückt.

Sie bringen mich sowieso um.

Nein.

Ich bin wertvoll. Ich bin wichtig. Ich bedeute ihnen etwas. Ich bin Nummer 4. Sie brauchen Nummer 4.

Von all den Möglichkeiten hin und her gerissen, war sie wie versteinert. Alles machte ihr Angst.

Jennifer wusste, dass sie sich in Sicherheit bringen musste. Doch hinter der Augenbinde sah sie zwei Wege, beide dicht an einer Klippe entlang. Sie konnte nicht sagen, welcher der richtige war, welcher in die Sicherheit führte, aber eines war ihr klar: Wenn sie sich für einen Pfad entschieden hatte, gab es kein Zurück, denn der Weg würde sich hinter ihr in nichts auflösen. Ihr liefen heiße Tränen die Wangen hinunter. Sie wollte um jeden Preis etwas hören, das ihr sagte, welche Richtung sie einschlagen sollte, doch die Stille bereitete ihr genau solche Qualen wie alles, was der Mann und die Frau ihr angetan hatten. Jennifer dachte: Ich werde sterben. So oder so werde ich sterben.

Nichts ergab einen Sinn, nichts war klar.

Es war unmöglich, auch nur ansatzweise vorherzusagen, was richtig und was falsch war. Sie krallte die Finger um Mister Braunbär.

Und dann – als ob jemand anders ihre Hand nähme und bewegte – schob sie den Rand ihrer Binde hoch.

»Tu's nicht!«, rief der Filmemacher.

»Doch! Doch! Mach schon!«, brüllte seine Frau, die Performance-Künstlerin.

Sie saßen wie gebannt vor dem Flachbildschirm an der unverputzten Ziegelwand ihres Lofts in Soho. Der Filmemacher war ein dünner, drahtiger Mann Ende dreißig, der Dokumentarfilme über die Armut in der Dritten Welt für eine Reihe von Nichtregierungsorganisationen drehte und davon gut leben konnte. Er und seine Frau waren kürzlich von einem gemeinsamen schwulen Freund verheiratet worden, der das Priesteramt frustriert aufgegeben hatte und wahrscheinlich überhaupt nicht befugt war, eine Eheschließung vorzunehmen. Seine Frau war genauso dünn, mit einer medusenhäuptigen Mähne wirrer schwarzer Locken. Sie trat häufig in Nachtclubs und auf Kleinbühnen auf, nicht die Liga, die im New Yorker verzeichnet war, was ihr eine trendige Glaubwürdigkeit verlieh, auch wenn sie es insgeheim vorgezogen hätte, in den Mainstream aufzusteigen, der mehr Geld und mehr Ruhm versprach.

»Sie muss sich ihren Weg in die Freiheit erkämpfen!«, sagte die Frau aufgeregt.

Ihr Mann schüttelte den Kopf. »Sie muss ihnen intellektuell Paroli bieten, so wie man sich einem Mann mit einer Pistole stellt –«, fing er an, wurde jedoch unterbrochen.

»Sie ist doch noch ein Kind. Paroli bieten? Kannst du vergessen.«

Die beiden saßen da und warteten auf den Mann, der sich nicht bewegte, auf den Mann, der sich nicht bewegte, auf den Mann, der sich nicht bewegte.

Dies war das zweite Mal, dass die beiden Whatcomesnext.com abonnierten. Nach ihrer Überzeugung war das Geld für die Nutzung berufsbezogen und somit steuerlich abzugsfähig. Avantgarde-Filme, Schauspielkunst der neuen Welle. Oft führten sie, nachdem sie Nummer 4 verfolgt hatten, tiefgründige Diskussionen über das, was sie gesehen hatten, und seine Bedeutung für die zeitgenössische Kunst. In ihrer beider Augen war Whatcomesnext.com eine konsequente Fortführung von Warhols Welt und der Factory, die noch vor Jahrzehnten verlacht wurden, inzwischen aber bei Kritikern und Denkern, denen sie nahestanden, zunehmend an Bedeutung gewannen.

Nummer 4 reizte sie beide, doch sie verlagerten ihr Interesse auf die intellektuelle Ebene, da sie sich den kriminellen oder voyeuristischen Aspekt ihrer Teilnahme nicht eingestehen wollten. So verheimlichten sie ihre Subskription vor ihren Freunden, auch wenn sie beide bei so mancher Dinnerparty, bei der sich die Diskussion den neuen Filmtechniken und der wachsenden Bedeutung des Internets als der Schnittstelle von Film und Kunst zuwandte, am liebsten damit herausgeplatzt wären, wie sehr sie Serie Nummer 4 fesselte und was sie ihnen bedeutete. Doch sie hielten sich zurück, auch wenn sie davon überzeugt waren, dass viele andere Gäste dieser Partys sie ebenfalls verfolgten. Immerhin hatten sie auf diesem Wege überhaupt von dem Angebot erfahren.

Doch während sie Nummer 4 Tage und Nächte hindurch in ihrer Gefangenschaft begleiteten, war jeder von ihnen eine andere Beziehung mit ihr eingegangen. Der Filmemacher neigte in seinen Reaktionen eher zur Beschützerrolle, machte sich über das, was mit ihr passieren würde, Sorgen, so dass er hoffte, dass sie vorsichtig agierte und nichts unternahm, was sie in Gefahr und das Boot vielleicht unnötig zum Kentern brachte. Seine Frau dagegen wollte, dass Nummer 4 ihre Grenzen ausreizte. Sie wollte, dass Nummer 4 jede Chance ergriff. Sie wollte, dass sie sich gegen den Mann und die Frau erhob und wehrte. Sie drang auf Rebellion, während er von Umsicht und Gehorsam sprach.

Jeder von ihnen glaubte, das, was sie Tag und Nacht dem Bildschirm entgegenschrien, sei für Nummer 4 die einzige Überlebenschance. Sie hatten schon heftige Diskussionen darüber geführt, was den Sog von Nummer 4 und der Geschichte, die sich um sie entspann, nur noch verstärkte.

Jeder wollte seinen persönlichen Zugang zu dem Drama rechtfertigen. Die Frau hatte bereits frohlockt, als Nummer 4 das erste Mal unter ihrer Augenbinde hervorsah. Der Filmemacher war aufgesprungen und hatte vor Erregung mit der Siegesfaust in die Luft geschlagen, als Nummer 4 sich trotz der Drohungen des Mannes nicht rührte.

Der Filmemacher sagte bei solchen Gelegenheiten: »Das ist wirklich ihre einzige Möglichkeit, auch nur die geringste Kontrolle zu bewahren. Sie muss sich quasi ausradieren.«

Die Performance-Künstlerin erwiderte dann: »Sie muss ihre eigene Geschichte ausagieren. Sie muss versuchen, und sei es auch nur in den kleinsten Nebensächlichkeiten, die Kontrolle zurückzugewinnen. Nur so kann sie im Gedächtnis behalten, wer sie ist, und sicherstellen, dass der Mann und die Frau sie als Menschen und nicht als Sache sehen.«

»Das kannst du vergessen«, erwiderte der Ehemann. Dies klang – wie all die anderen Wortwechsel darüber – nach dem Keim eines Streits, endete aber jedes Mal damit, dass er seiner Frau das Bein streichelte und sie sich enger an ihn schmiegte. Faszination als Vorspiel.

Eben saßen sie nach einem guten Abendessen zu einer teuren Flasche Weißwein halb ausgezogen auf dem Sofa und ließen sich in den kurzen Momenten vor dem Schlafengehen vom Echtzeitdrama gefangen nehmen. »Das ist ihre Chance, verdammt noch mal!«, rief die Frau ein wenig zu laut. »Ergreif die Gelegenheit, Nummer 4! Worauf wartest du!«

»Hör mal, du liegst daneben, vollkommen daneben«, antwortete ihr Mann und erhob selber die Stimme, während er auf den Bildschirm starrte. »Wenn sie Zweifel bekommen, dass sie ihnen gehört, kann es der Anfang vom Ende für sie sein. Sie könnten in Panik geraten, sie könnten ...«

Er verstummte. Seine Frau zeigte auf die Ecke des Bildschirms. Nummer 4 hatte beide Hände an das Halsband gelegt und damit die Aufmerksamkeit des Paares erregt. Augenblicklich wechselte der Aufnahmewinkel zur Übersicht, aus nächster Nähe schräg von hinten; diese Position wurde gehalten. Der Filmemacher registrierte die Veränderung, wusste instinktiv, was sie zu bedeuten hatte, und lehnte sich gebannt nach vorn. Doch die Performance-Künstlerin zeigte auf etwas anderes.

Jennifer klemmte sich Mister Braunbär unter den Arm und griff zum Halsband mit der Kette. Sie sah drei Möglichkeiten: Mach ordentlich Lärm. Versuch wegzulaufen. Tu gar nichts und hoffe inständig auf das Eintreffen der Polizei.

Das Erste war genau das, was sie ihr verboten hatten. Sie hatte keine Ahnung, ob die Polizisten oben sie hören konnten. Nach allem, was sie wusste, konnte sie nur vermuten, dass ihre Zelle – genau für den Fall, der gerade eingetreten war – schalldicht isoliert worden war. Andererseits konnte sie all diese Geräusche hören. Sie dachte daran, dass der Mann und die Frau so vieles sorgfältig geplant hatten; folglich musste sie etwas Unerwartetes tun. Dieser Gedanke machte ihr Angst.

Sie verstand, dass sie sich an einem Abgrund bewegte. Sie wägte alle Optionen genau ab – wurde jedoch zugleich von einer verzweifelten Energie erfasst.

Jennifer zerzte an dem Hundehalsband. Ihre Fingernägel rissen und kratzten daran. Sie biss die Zähne zusammen. Seltsamerweise entfernte sie nicht die Augenbinde, als kostete es sie zu viel Mut, zwei Verbote auf einmal zu übertreten. Ihr brachen die Nägel ab, sie rieb sich die Haut am Hals wund. Sie atmete wie ein Taucher, der unter Wasser

eingeklemmt war und sich verzweifelt nach Luft sennte. Das letzte bissenen Kraft, das sie noch hatte, nahm sie zur Attacke auf das Lederband zusammen. Mister Braunbär rutschte ihr aus dem Arm und fiel zu ihren Füßen auf den Boden. Sie schluchzte vor Schmerzen. Sie wollte schreien, doch als sie schon den Mund geöffnet hatte, gab das Leder nach. Sie keuchte und zerrte wie wild daran.

Und plötzlich glitt es herunter.

Jennifer schluchzte auf und wäre beinahe aufs Bett zurückgefallen. Sie hörte, wie die Kette rasselnd auf den Boden traf. Danach herrschte Stille, doch innerlich kam es Jennifer so vor, als herrschte ein betäubender Lärm, wie eine laute, dissonante Ouvertüre oder das Kratzen auf einer Schiefertafel oder ein Düsenflugzeug, das nur wenige Meter über ihren Kopf hinwegbraust. Sie hielt sich die Ohren zu.

Sie versuchte, sich zu fassen, nachdem ihr von der plötzlichen Freiheit schwindelig geworden war. Es kam ihr so vor, als hätte die Kette sie wie die Fäden einer Marionette aufrecht gehalten, und jetzt fühlten sich ihre Beine wie Gummi an, flatterten ihre Muskeln wie eine zerrissene Fahne in einer kräftigen Böe. Hunderte Gedanken rasten ihr durch den Kopf, doch die schreiende Angst verdüsterte sie alle. Zitternd hob sie die Hände und riss sich die Augenbinde weg.

Sobald sie das schwarze Tuch heruntergezerrt hatte, war es, als starrte sie in die Sonne. Sie hielt sich die Hand über die blinzelnden, tränenden Augen und dachte im ersten Moment, sie sei blind, doch es dauerte nur ein paar Sekunden, bis sich ihre Sehkraft erholte und die Scharfeinstellung wie bei einer Filmkamera funktionierte.

Im selben Moment zuckte sie zusammen, denn sie blickte genau in die Hauptkamera, kaum einen Meter von ihr entfernt. Sie hätte sie am liebsten zertrümmert, tat es aber nicht. Vielmehr bückte sie sich nur ruhig und hob ihren Stoffbären auf. Dann drehte sie sich langsam zu dem Tisch um, auf dem sie ihre Kleider gesehen hatte, als sie das erste Mal vor Tagen unter der Augenbinde hervorgespäht hatte.

Sie waren verschwunden.

Wie unter einer Ohrfeige taumelte sie ein wenig zurück. Eine Woge aus Angst und Übelkeit erfasste sie, und sie schluckte schwer. Sie hatte fest mit ihren Kleidern gerechnet, als ob ihre Jeans und das zerrissene Sweatshirt ihr ein Stück von ihrem vertrauten Leben wiedergeben könnten, während der Albtraum, in den sie gestürzt worden war, so lange weiterzugehen schien, wie sie nackt in ihrer Zelle stand. Sie versuchte, diese Kluft mit dem Verstand zu überwinden, doch vergeblich. Stattdessen drehte sie den Kopf nach links und rechts und hoffte, sie doch noch irgendwo zu finden. Aber der Raum war leer – außer dem Bett, der Kamera, der heruntergefallenen Kette und der mobilen Toilette. Eine innere Stimme versuchte, sie zu beruhigen – halb so wild, halb so wild, auch so, wie du bist, kannst du wegrennen –, doch falls sich dieser Gedanke in ihrem Kopf einnistete, dann nur in einem hintersten Winkel. Sie trat einen Schritt vor. Jennifer wiederholte immer wieder den Befehl Verschwinde, verschwinde, verschwinde, ohne zu überlegen, was sie als Nächstes tun sollte. Sie hatte lediglich die verschwommene Idee, irgendwie auszubrechen und nach den Polizisten oben zu rufen. Ihre Phantasievorstellungen passten sich auf Schritt und Tritt neuen Erkenntnissen an: Jetzt würde Jennifer die Polizisten finden müssen, statt umgekehrt.

Sie holte tief Luft, durchquerte an der Kamera vorbei mit nackten Füßen ihre Zelle und griff nach dem Türknauf. Sei bloß nicht abgeschlossen, sei nicht abgeschlossen ...

Sie legte die Finger um den Knauf. Er drehte sich. Sie dachte: Oh mein Gott, Mister Braunbär, wir sind frei.

Behutsam und so leise wie möglich öffnete sie die Tür. Sie spannte alle Nerven an und sagte sich: Achtung, wir werden rennen, so schnell wir können. Schneller als je zuvor.

Sie hatte gerade eben Zeit für einen einzigen Atemzug, einen einzigen Blick auf ihre Umgebung. Sie sah einen dunklen, modrigen Kellerraum und durch ein hölzernes, von Spinnweben überzogenes, verstaubtes Fenster den nächtlichen Himmel.

Ein Licht, so hell, wie sie es noch nie im Leben gesehen hatte, explodierte direkt vor ihrem Gesicht und blendete sie. Sie atmete heftig ein und hielt sich schützend den Bären vor die Augen. Es war, als entzündete sich eine grelle, weiße Flamme. Dann wurde ihr wie zu Beginn ihrer Gefangenschaft eine Haube über den Kopf gestülpt, und es war plötzlich wieder pechschwarz.

Sie hörte die harte Stimme der Frau: »Keine klugen Entscheidungen, Nummer 4.«

Eine Sekunde lang wehrte sie sich heftig, doch dann wurde sie niedergeworfen und mit einem Griff festgehalten, der sie schmerzhaft in einen Schraubstock zwängte. All die Schrecken der vergangenen Tage konzentrierten sich in dieser einen Sekunde und stürzten sie in ein großes schwarzes Loch.

Sie taumelte hilflos in die Tiefe.

Die Performance-Künstlerin schüttelte den Kopf. »Verdammt«, sagte sie traurig, doch immer noch fasziniert.

»Verdammt.« Der Filmemacher-Ehemann seufzte. »Hab ich dir doch gleich gesagt«, flüsterte er, während sie zusahen, wie Nummer 4 sich vergebens wehrte. »Das dürfte einfach nicht sein«, sagte seine Frau, ohne jedoch die Übertragung abzuschalten. Stattdessen ergriff sie seine Hand und schauderte, während sie sich miteinander auf dem Sofa zurücklehnten und – ganz und gar gebannt – das Geschehen weiterverfolgten.

Zur gleichen Zeit geschickte im Tau Enailen Phi Hove der University of Georgia den Verbindungsstudent seinem

Zur gleichen Zeit schickte im Tau-Epsilon-Fin-Haus der University of Georgia der Verbindungsstudent seinem Kommilitonen, der in einem Abendseminar saß, eine brandheiße SMS. »Kein Scheiß! Wir haben gewonnen. Es geht gerade ab. Du verpasst es.«

Er warf sein Handy weg und konzentrierte sich auf den Bildschirm. Er hatte trockene Lippen, seine Kehle war ausgedörrt, und er hatte das Gefühl, als wäre es drückend schwül im Zimmer. Er hielt sich an der Kante seines Schreibtischs fest, um nicht heftig vor und zurück zu wippen. Er wusste, dass das, was er da sah, real war – die Schreie von Nummer 4 konnten unmöglich gestellt sein –, und er rutschte in einer Mischung aus Erregung und Scham auf seinem Stuhl herum.

In der Ecke des Bildschirms blieb die Vergewaltigungsuhr auf einer Zahl stehen, die einen Moment lang rot aufblitzte, bevor sie auf null zurückgesetzt wurde.

Nein«, sagte Adrian. »Nein, nein, nein«, wiederholte er.

Auf dem Monitor erschien eine junge Frau nach der anderen, die entweder in irgendeiner sexuellen Handlung posierte, in Seifenschaum gehüllt vor laufender Kamera duschte, mit nacktem Körper hingebungsvoll Make-up auftrug oder aber in obszöner Direktheit einen Mann oder eine Frau befriedigte. Gewöhnlich einen Mann mit Tätowierungen oder eine Frau mit wallender blonder Mähne. Einige waren angehende Pornostars, andere blutige Anfänger. Ob College-Studenten oder Callgirls, alle schienen sie der Kamera etwas vorzugaukeln. Adrian flog der Gedanke an, dass sie ausnahmslos, so kindlich schön sie waren, ein Rätsel blieben. Er haderte mit sich: Da hast du dich nun ein Leben lang mit Psychologie befasst und kannst nicht erklären, wieso sich jemand vor Fremden auf so intime Weise entblößt. Eine Antwort lag natürlich auf der Hand. Geld.

Adrian drehte sich zu dem Triebtäter um, der einen um den anderen Auftritt auf die Mattscheibe bannte. Er hätte erwartet, dass Mark Wolfes Geduld erschöpft war und er frustriert die Hände hochwarf, denn so fühlte Adrian sich selbst, doch Wolfe tat nichts dergleichen. Er tippte einfach weiter in die Tastatur, beschwor Bilder herauf, loggte sich in endlos viele Websites ein, so dass der pornographische Ansturm weiterwütete und kein Ende abzusehen war. Wolfe erinnerte ihn an einen Pianisten, der versunken in die Tasten griff. Kaum einmal verweilte er bei einem Bild oder Video, wobei er das beständige Ächzen und Stöhnen, das aus den Lautsprechern drang, einfach zu ignorieren schien. Auch Adrian achtete kaum auf die Details der Szenen, als hätte ihm die unablässige Flut die Sinne abgestumpft und seine Aufnahmefähigkeit stark eingeschränkt. Er hatte nur für irgendein verräterisches Anzeichen von Jennifer Augen. Brian flüsterte ihm ins Ohr: »Audie, was er dir da vorführt, ist die akzeptable Welt der Pornographie. Was du suchst, ist woanders.«

Er wurde unruhig. »Mister Wolfe«, sagte er langsam. »Das ist nicht der richtige Ansatz.«

Wolfe hielt an. Er drückte eine Taste, die den Ton ausschaltete, so dass ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren, das sich in offensichtlich aufgesetzter Leidenschaft wand, plötzlich verstummte. Er hielt seinen Schreibblock mit einer Liste von Dotcom-Adressen hoch, die er zusammengestellt hatte, und Website-Namen wie screwingteenagers.com oder watchme24.com. Adrian vermutete, dass so ziemlich jede Kombination sexuell suggestiver Begriffe irgendwo auf der Landkarte des Internets ihren Platz gefunden hatte. »Da sind noch eine Menge Adressen, die wir überprüfen müssen«, fing Wolfe an und schüttelte dann den Kopf.

Adrian nahm einen neuen Anlauf: »Das ist die falsche Vorgehensweise, nicht wahr, Mister Wolfe?«

»Stimmt, Professor«, antwortete er. Wolfe zeigte auf die Frau vor ihren Augen. »Und«, sagte er langsam, »wie Sie vermutlich inzwischen selber sehen, werden nicht allzu viele Leute zu irgendetwas von dem, was sie da tun, gezwungen.« Adrian betrachtete den Bildschirm. Er fühlte sich wie bei einem Schaukampf.

»Nein, ich muss mich korrigieren«, fuhr Wolfe fort. »Schon möglich, dass sie sich dazu gezwungen sahen, weil sie keinen Job haben oder weil es das Einzige ist, was sie können. Oder irgendetwas in ihnen zwingt sie dazu, weil es sie antört. Möglicherweise. Aber das trifft ganz sicher nicht auf Klein-Jennifer zu, stimmt's?«

Adrian nickte.

»Dachte ich mir«, sagte Wolfe. »Und selbst die Amateure oder die Highschool-Kids, die was auf Facebook einstellen, sind um einiges älter als die Kleine, nach der Sie suchen. Und all diese Websites, na ja, damit sie nicht übel auffliegen, achten sie ziemlich genau darauf, dass selbst die Teenager, die mit dem Handy Fotos machen, von denen Mom und Dad nichts wissen dürfen, mindestens achtzehn sind. Niemand will sich Ärger ...« Er verstummte.

Wolfe schien nachzudenken, bevor er sich bückte und nach der Flasche Wasser griff, die er bereitgestellt hatte. Er nahm einen ausgiebigen Schluck. Dann zerknüllte er die Blätter mit den Adressen, die er bis dahin durchgearbeitet hatte. »Mir kommt da eine Idee.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und überlegte, bevor er weitermachte. »Also, Sie kennen ja das Datum, an dem Klein-Jennifer verschwunden ist – falls sie also irgendwo hier drin ist, dann ist sie erst kürzlich eingestellt worden. Die meisten der anderen Sites gibt es schon ziemlich lange, auch wenn sie ihr Angebot ständig ändern. Die Gesichter mögen sich unterscheiden, was sie machen, nicht. Aber das, wonach Sie suchen ...«

Adrian unterbrach ihn. »Nötigung, Mister Wolfe. Ein Kind, das gezwungen wird ...«

Wolfe nahm einen Handzettel und starrte auf Jennifers Bild. »Ein Kind, heh? Sie ist hübsch ...«

Adrian musste ihn wohl mit einem finsternen Blick gestraft haben, denn Wolfe hielt die Hand in die Höhe, als wollte er einen Schlag abwehren. »Also gut, Professor, jetzt begeben wir uns aufs richtig gefährliche Terrain. Sind Sie sicher, dass Sie das wollen?«

»Ja.«

»Richtig düstere Orte. Sie haben jetzt eine Menge gesehen. Das Zeug mag ja sehr direkt sein. Für einige Leute sogar

ziemlich ekelhaft. Oder schockierend, was weiß ich. Aber es gäbe das alles nicht, wenn nicht irgendwo irgendwer bereit wäre, dafür zu zahlen, dass er es sich ansehen darf. Und zwar genügend Jemands, so dass die Unmengen an Sites alle Geld damit verdienen. Ordnen Sie da Klein-Jennifer ein, und wir wissen, wo's langgeht.«

»Nennen Sie das Mädchen nicht immer ›Klein-Jennifer‹, Mister Wolfe, das klingt so ...«

Wolfe lachte und half aus. »So trivial?«

»Das trifft es einigermaßen.«

»Also gut, ich versuch's. Aber eins müssen Sie verstehen: Das Web trivialisiert alles.« Wolfe betrachtete die verschlungenen Körper auf dem Bildschirm. Er überlegte. »Was sehen Sie, Professor?«

»Ich sehe ein Paar, das Sex hat ...«

Wolfe schüttelte den Kopf. »Sicher, mit der Antwort hab ich gerechnet. Das würde so ziemlich jeder sagen. Man muss schon genauer hinsehen, Professor.«

Adrian stutzte. Er meinte, Wolfe hätte das gesagt, doch dann erkannte er Brians Stimme. Aber er war nicht allein. Es schien, als wartete hinter der einen Halluzination noch eine zweite – und er beugte sich vor, um die Stimmen auseinanderzuhalten, bis er erkannte, dass Tommy dasselbe sagte wie Brian.

»Sieh in die Tiefe«, hörte er. Einen Moment lang war er verwirrt und nicht sicher, woher dieser Appell kam. Dann wurde ihm klar, dass es nur Tommy sein konnte. Vor Freude hätte er fast laut losgelacht. Eigentlich hatte er die Hoffnung aufgegeben, seinen Sohn noch einmal zu hören.

»Sieh ganz genau hin«, hörte er wieder. »Denk wie ein Krimineller, versetz dich in die Ratte. Wieso rennen sie in den einen Gang des Labyrinths und nicht in den anderen? Wieso? Was erhoffen sie sich davon? Komm schon, Dad, du schaffst das.«

Adrian flüsterte den Namen seines Sohnes. Allein schon indem er ihn aussprach, erlebte er ein Wechselbad der Gefühle, Liebe und Verlust. Er wollte seinen Sohn fragen: Was hast du gesagt?, doch bevor er die Worte über die Lippen brachte, war Tommy schon zur Stelle.

»Die Morde im Moor, Dad. Was brachte die Mörder zu Fall?«

»Sie haben sich zu sehr exponiert.«

Adrian wendete den Gedanken hin und her.

»Und was heißt das, Dad?«

»Das heißt, sie waren sich ihrer Sache allzu sicher und haben nicht an die Konsequenzen gedacht, als sie ihre Anonymität preisgaben.«

»Ist das nicht genau das, wonach du suchen solltest?«

Sein Sohn klang zuversichtlich und bestimmt. Tommy hatte schon immer das Talent gehabt, selbst in Zeiten des Aufruhrs das Gefühl zu vermitteln, dass er die Situation beherrschte. Deshalb war er ein so großartiger Kriegsphotograf gewesen.

Adrian blickte wieder auf den Bildschirm.

»Hey, Professor ...« Wolfe klang beunruhigt.

Adrian sprach nun wie ein Student, der von einem Professor aufgerufen wurde. »Ich sehe jemanden, der, aus welchem Grund auch immer, auf diesem Bildschirm sein will«, sagte er. »Ich sehe jemanden, der sich an die Spielregeln hält und bereit ist zu liefern, was von ihm erwartet wird. Ich sehe ein Mädchen, das nicht gezwungen wurde, sich diese Narben beizubringen.«

Wolfe lächelte. »Das war poetisch, Professor. Ich teile Ihre Meinung.«

»Ich sehe Ausbeutung. Ich sehe Kommerz.«

»Sehen Sie auch das Böse, Professor? Viele würden sagen, dass sie in menschliche Abgründe blicken, etwas Grässliches, Erschreckendes. Und dann schauen sie es sich nicht mehr an.«

»Auf meinem Gebiet fallen wir keine moralischen Urteile. Wir ergründen nur bestimmte Verhaltensweisen.«

»Klar doch. Sie können mir viel erzählen ...« Wolfe schien amüsiert, doch so, dass man ihm deswegen nicht böse sein konnte. Adrian vermutete, dass er einige Zeit damit zugebracht hatte zu ergründen, wer er war und wieso er bestimmte Vorlieben hatte. Als Wolfe sich wieder der Tastatur zuwandte, hörte Adrian, wie Brian ihm ins Ohr flüsterte: »Er ist pervers und abnorm, aber ob du's glaubst oder nicht, er ist kein Soziopath. Ist das nicht absolut verrückt?«

Brians Lachen verhallte, als Wolfe einige Tasten drückte und auf dem Bildschirm etwas in Schwarz und Rot erschien. Es war eine Nahaufnahme von einem Verlies voller Peitschen und Ketten und einem schwarzen Holzgestell, auf dem ein Mann mit enger, schwarzer Ledermaske systematisch von einer großen, fülligen Frau geschlagen wurde, die ebenfalls in schwarzem Leder steckte. Der Mann war nackt, und sein Körper zuckte bei jedem Hieb. Ob aus Lust oder Schmerz, konnte Adrian nicht sagen. Vielleicht eine Mischung aus beidem, vermutete er.

»Finstere Orte wie dieser«, sagte Wolfe.

Adrian sah einen Moment hin. Er registrierte, wie der Mann zitterte. »Ja, verstehe. Aber das hier ...«

»Nur ein Beispiel, Professor.«

Adrian schwieg einen Moment. »Wir müssen die Suchkriterien eingrenzen.«

Wieder nickte Wolfe. »Genau das denke ich auch.«

Beinahe wäre Adrian herausgeplatzt: »Aber wo zum Teufel soll ich suchen?«, weil er hoffte, dass Tommy oder Brian ihm weiterhelfen konnten, doch zu seiner Enttäuschung blieben sie stumm. »Wir müssen nach Gefangenen suchen«, sagte er. Wolfe schien zu überlegen, während Adrian fortfuhr: »Drei Leute, die beiden Kidnapper und Jennifer. Wie werben sie für das, was sie vorführen, Leute an? Sie müssen damit Geld verdienen, sonst ist diese ganze Suche vergebens. Also, finden Sie das Geld, Mister Wolfe. Zeigen Sie mir, wie jemand, der ein Mädchen auf der Straße entführt hat, sein Opfer benutzt.«

Adrian machte Druck. Seine Stimme strahlte eine Autorität aus, die seiner Krankheit trotzte. Irgendwo in einem hinteren Winkel seines Kopfes hörte er, wie ihm sein Bruder und sein Sohn applaudierten.

Wolfe wandte sich wieder dem Computer zu. »Nur mit der Ruhe«, sagte er leise. »Das hier wird schwere Kost, besonders für einen alten Mann wie Sie.«

»Für Sie nicht, Mister Wolfe?«

Der Triebtäter schüttelte den Kopf. »Vertrautes Territorium, Professor. Hab ich alles schon mal so oder so gesehen.« Er tippte weiter in die Tasten. »Wissen Sie, wenn Sie wie ich sind, dann verstehen Sie deshalb noch lange nicht genau, was ...«, er zögerte, »... einen anzieht. Man sondiert das erst mal. Wenn einem Bilder und Begierden im Kopf herumschwirren, na ja, dann geht man ihnen erst mal nach. Zunächst legt man beträchtliche Strecken im Kopf zurück, erst dann mit den Füßen.«

Er zuckte die Achseln. »Und da tappt man gewöhnlich in die Falle. Wenn man noch nicht genau weiß, wonach man sucht. Wenn man es erst mal weiß, und ich meine, richtig weiß, also, dann kann einem praktisch nichts passieren, weil man dann konkret planen und systematisch vorgehen kann.«

Adrian bezweifelte, dass irgendein Kollege in seinem ehemaligen Institut über die komplexen, verschlungenen emotionalen Aspekte einer Reihe von Sexualstraftaten und abnormen Verhaltensweisen eine so treffende Analyse hätte präsentieren können.

Den Finger vor einem letzten Tastendruck in der Schwebe, verstummte Wolfe plötzlich. »Ich muss wissen, dass Sie hinter mir stehen«, sagte er schroff. »Ich muss wissen, ob ich auf Sie zählen kann, Professor. Ich muss mich drauf verlassen können, dass dies alles hier unter uns bleibt.«

Adrian hörte plötzlich, wie Tommy und Brian ihn gleichermaßen bedrängten. Mach schon, lüge. »Ja, ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Können Sie zusehen, wie jemand vergewaltigt wird? Können Sie zusehen, wie jemand ermordet wird?«

»Hatten Sie nicht behauptet, Snuff-Filme existierten nicht?«

Wolfe schüttelte den Kopf. »Ich hab Ihnen gesagt, in der Welt der Vernunft existierten sie nicht. Da sind sie nichts weiter als ein moderner Mythos. In der irrationalen Welt dagegen, na ja, da vielleicht schon.« Wolfe holte tief Luft und fuhr fort. »Also, wenn ich je mit diesem Zeug auf dem Computer erwischt würde, falls irgendein Cop, der auf diesem Gebiet arbeitet, das bis zu mir zurückverfolgen könnte, also, dann ...«

Er sprach nicht weiter, und auch Adrian brauchte den Satz nicht zu ergänzen. »Nein, ich bin derjenige, der das hier von Ihnen verlangt. Falls es je Folgen haben sollte – falls die Polizei dahinterkommt –, nehme ich das ganz und gar auf meine Kappe.«

»Hundertprozentig?«

»Ja. Und Sie können immer die Wahrheit sagen, Mister Wolfe. Dass ich mich bereit erklärt habe, Sie für Ihre Anleitung und Hilfe zu bezahlen.«

»Sicher, nur dass sie mir das auch abnehmen müssen.« Wolfe murmelte leise vor sich hin, und Adrian beschlich das Gefühl, dass der Vorbestrafte am Rande eines Abgrunds balancierte. Einerseits wusste er, in welche Schwierigkeiten er sich, selbst mit Adrians Rückendeckung, bringen konnte. Andererseits wollte er offensichtlich weitermachen. Die Sites, denen sie sich ab jetzt zuwandten, übten auf den Mann eine Faszination aus, und Adrians Suche nach »Klein-Jennifer« verschaffte ihm eine abstruse Form der Rechtfertigung. Adrian sah diesen Konflikt in der Art, wie sich Wolfe über die Tastatur beugte.

»Also gut, Professor, jetzt betreten wir die Unterwelt.« Seine Stimme war ein wenig angespannt und schrill.

Er drückte eine letzte Taste, und kleine Kinder erschienen auf dem Bildschirm. Sie spielten an einem sonnigen Tag in einem Park. Im Hintergrund konnte Adrian historische Gebäude und Kopfsteinpflaster ausmachen. Amsterdam, tippte er. Mark Wolfe durchfuhr in diesem Moment ein Ruck, eine unwillkürliche Bewegung, die Adrian nur aus dem Augenwinkel heraus mitbekommen hatte. Dann schluckten beide Männer schwer, als klebte ihnen die Zunge am Gaumen, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen. »Sieht recht unschuldig aus, nicht wahr, Professor?«

Adrian nickte.

»Gleich nicht mehr.« Der sonnige Tag und der Park lösten sich auf, und stattdessen erschien ein weißer Raum mit einem Bett. »Also, sich das hier anzusehen oder zu besitzen oder auch nur daran zu denken ist absolut verboten«, sagte Wolfe und beugte sich noch eifriger vor.

»Machen Sie weiter«, sagte Adrian und hoffte insgeheim, damit nur Brians Anweisung zu befolgen, auch wenn er

einräumen musste, seit einigen Minuten kein einziges Wort mehr von seinem Bruder gehört zu haben. Es schien, als sei selbst der abgebrühte Anwalt von dem, was auf dem Bildschirm erschien, schockiert.

Stundenlang wanderten die beiden Männer durch die Computerwelt, die ihren eigenen Regeln und Moralvorstellungen folgte, indem sie bedenkenlos jene Seite der menschlichen Natur animierte, die in den Lehrbüchern eher klinisch distanziert beschrieben wurde. Dabei gab es wenig, was nicht schon seit Jahrhunderten existiert hätte, nur dass die Logistik, die Lieferform, sich geändert hatte und ebenso die Empfänger. Adrian hätte das, was er zu sehen bekam, verstört, hätte er es nicht mit dem Abstand des Wissenschaftlers betrachtet. Er verfolgte ein klar definiertes Forschungsprojekt, und so fiel alles, was sich vor seinen Augen ausbreitete und nicht zu seiner Theorie über Jennifer passte, automatisch durchs Raster. Mehr als einmal dachte er beim Anblick irgendeiner schrecklichen Ausbeutung von Menschen, dass er sich zum einen glücklich schätzen musste, Psychologe zu sein, und zum anderen, seinen Verstand wie auch sein Gedächtnis auf einmal zu verlieren. Dies bot ihm einen doppelten Schutz gegen Bilder, die dem Grauen ganz neue Dimensionen verliehen und die durch das Sieb seines Gedächtnisses fallen würden, bevor sie zum Albtraum werden konnten.

Den ganzen Tag hindurch bis in den Abend hinein erschien Wolfes Mutter von Zeit zu Zeit im Wohnzimmer, um schüchtern ihre Sendungen einzufordern, wurde von ihrem Sohn jedoch pflichtbewusst in ihr Zimmer zurückgeführt. Irgendwann bereitete er ihr eine kleine Mahlzeit und brachte sie mit dem vertrauten Ritual zu Bett, entschuldigte sich dafür, den Fernseher die ganze Zeit für sich allein in Anspruch zu nehmen, und versprach ihr ein extralanges Sitcom-Vergnügen für den nächsten Tag.

Es schien Wolfe schwerzufallen, seiner Mutter diese kleinen Freuden zu verderben.

Adrian bemerkte sein Mitgefühl, doch ihm entging auch nicht, wie sich derselbe Mann mit Feuereifer in die Bilderflut stürzte, die sie auf den Flachbildschirm bannten. Manchmal sagte Adrian: »Das bringt nichts, gehen wir zum Nächsten ...«, doch Wolfe reagierte nur zögerlich, weil es ihm schwerfiel, sich loszureißen. Wolfe war zugleich stimuliert und auf der Hut. Adrian vermutete, dass der Triebtäter, wenn er sich in die Welten des Web begab, noch nie neben jemand anderem gesessen hatte.

Für Adrians Geschmack war ihre Tour de Force abstumpfend und ermüdend. Sie sahen Kinder. Sie sahen Perversion. Sie sahen Tod. Es wirkte alles real, selbst wenn es gespielt war. Adrian begriff, dass die Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit fließend waren.

Am Ende konnte er überhaupt nicht mehr sagen, ob das, was er vor sich hatte, tatsächlich passierte oder mit einem cleveren Griff in die Trickkiste von Hollywood vorgegaukelt wurde. Ein Terrorist, der eine Geisel exekutiert – das musste real sein, doch das geschah, dachte er, auf einer andersgearteten Stufe menschlicher Existenz.

Wolfe tippte weiter, doch sein Tempo ließ nach. Adrian vermutete, dass es ihn ermüdet hatte, sich auf das Glatteis seiner verborgenen Wünsche zu begeben. Es war schon spät. »Hören Sie«, sagte Wolfe. »Wir sollten eine Pause einlegen.

Vielleicht etwas essen. Einen Kaffee trinken. Kommen Sie, Professor, ruhen wir uns ein bisschen aus, dann schauen Sie morgen wieder vorbei, und wir versuchen's weiter.«

»Nur noch ein paar.«

»Haben Sie eine Ahnung, wie viel Geld Sie schon ausgegeben haben?«, fragte Wolfe. »Allein schon durch die Anmeldung bei diesen Websites. Eine nach der anderen. Ich meine, das geht in die Tausende ...«

»Machen Sie weiter«, sagte Adrian. Er zeigte auf eine Liste, die auf dem Bildschirm eingeblendet wurde. Auf I'lldoanything.com folgten YourYoungFriends.com und Whatcomesnext.com.

Wolfe klickte auf Letzteres und saß auf einmal senkrecht. »Also, guck sich das einer an. Die verlangen eine Menge Kohle für die Mitgliedschaft. Das ist eine teure Seite«, sagte er. »Die müssen was Besonderes bieten.« Mit einem Schlag wirkte er wieder energiegeladener. Es war nur rote Schrift auf schwarzem Grund zu sehen, eine Preisliste, dazu eine Stoppuhr und die Worte Serie Nummer 4. Kein Hinweis auf das eigentliche Produkt, woraus Adrian schloss, dass die Besucher schon wussten, was sie erwartete. Seine Neugier war geweckt. Im selben Moment zeigte Wolfe auf die Stoppuhr.

»Stimmt die Zeit nicht mit dem Verschwinden von Ihrem Mädchen überein?«, fragte er.

Adrian rechnete kurz nach. Er empfand plötzlich eine andere Art von Enthusiasmus als der Sexualstraftäter. »Zahlen Sie«, sagte er.

Wolfe tippte Adrians Kreditkartennummer ein. Die beiden Männer warteten auf die Zahlungsbestätigung. Kaum war die Abbuchung erfolgt, erfüllte Beethovens »Ode an die Freude« den Raum.

»Das ist cool«, sagte Wolfe, während er »Psychoprof« als Benutzernamen eintippte und eine Eingabeaufforderung für das Passwort erschien. Er tippte »Jennifer«. »Okay, Professor, dann schauen wir mal, was wir hier haben.«

Noch ein Klick, und die Aufnahme einer Webcam beherrschte den Bildschirm. Eine junge Frau, deren Gesicht unter einer Haube verborgen war, saß allein auf einem Bett in einem kahlen Kellerraum. Sie zitterte vor Angst. Sie war nackt. Ihre Hände waren mit Handschellen und einer locker fallenden Kette an die Wand gefesselt. »Mann«, sagte Wolfe. »Das ist abgefahren.« Unter dem Bild standen die Worte »Sag hallo zu Nummer 4, Psychoprof«.

Adrian starrte das Bild eindringlich an. Auf der Suche nach irgendeinem verräterischen Merkmal, das ihm weiterhelfen

konnte, wanderte sein Blick über die Haut des Mädchens. Er sah nichts. »Ich kann's nicht sagen«, bemerkte er wie zur Antwort auf eine Frage, die auf der Hand lag. Er stand auf und trat näher an den Fernsehapparat, als könnte er aus kurzer Distanz schärfer sehen. Aus den Lautsprechern ertönten schweres Atmen und gedämpftes Schluchzen.

»Sehen Sie mal, Professor. Am Arm ...« Adrian erkannte am Oberarm des Mädchens das Tattoo einer schwarzen Rose. Als er daraufstarrte, stellte sich Wolfe neben ihn. Er deutete auf den Fernsehapparat und berührte ihn mit der Hand, als könne er so die Person, die dort zu sehen war, streicheln. Adrian sah, worauf er zeigte. Eine dünne Blinddarmnarbe an der rechten Bauchseite des Mädchens.

»Aber das Alter könnte stimmen, oder?«

Adrian nahm den Handzettel. Weder ein Tattoo noch eine Narbe wurden dort erwähnt. Er zögerte. Er sah Wolfes Handy auf dem Tisch und griff danach.

»Wen rufen Sie an?«, fragte Wolfe.

»Raten Sie mal«, antwortete Adrian. Er wählte eine Nummer, doch sein Blick war auf das nackte, zitternde Mädchen vor seinen Augen fixiert.

Terri Collins nahm beim dritten Klingeln ab. Sie saß immer noch Mary Riggins und Scott West gegenüber und mühte sich zum hundertsten Mal durch dieselbe Erklärung. Mary Riggins schien einen unerschöpflichen Vorrat an Tränen zu haben, die in den Stunden, seit Terri bei ihr war, reichlich geflossen waren. Das verwunderte die Kommissarin nicht. Sie wusste, dass es ihr an Marys Stelle nicht anders gegangen wäre. Das Display auf ihrem Handy sagte ihr, dass der Anruf von Mark Wolfe kam. Das überraschte sie. Es war schon sehr spät, und es ergab auch keinen Sinn. Sexualstraftäter riefen nie bei der Polizei an, sondern höchstens umgekehrt.

Als sie Adrians Stimme hörte, war sie verblüfft. »Detective, tut mir leid, Sie um diese Zeit zu stören ...«, fing er an. Er wirkte seltsam gehetzt. Terri Collins hatte Adrian bei ihren wenigen Begegnungen unstat und wechselhaft erlebt, doch gehetzt war etwas, das ihr im Zusammenhang mit dem Professor nie in den Sinn gekommen wäre.

»Was gibt's, Professor?« Sie war kurz angebunden. Im Moment hatten die Tränen von Mary Riggins Vorrang.

»Hat Jennifer eine Narbe von einer Blinddarmoperation? Hat sie ein Tattoo mit einer schwarzen Blume am Arm?«

Terri wollte gerade antworten, überlegte es sich aber anders. »Wieso fragen Sie, Professor?«

»Ich will mir nur über etwas Klarheit verschaffen«, antwortete er.

Klarheit worüber?, fragte sie sich. Die Anfrage erregte ihr Misstrauen, doch sie sagte nichts. Sie wollte den verwirrten alten Mann nicht unnötig verletzen, andererseits aber bei der Mutter und dem künftigen Stiefvater keine falschen Hoffnungen wecken. Sie wandte sich an Scott und Mary. »Hat Jennifer irgendwelche Narben oder Tattoos, die Sie vielleicht zu erwähnen vergaßen?«, fragte sie, während sie die Hand über den Hörer hielt.

Scott antwortete prompt. »Nein, hat sie nicht, Detective. Sie war doch noch fast ein Kind! Ein Tattoo? Ausgeschlossen. Das hätten wir ihr nie erlaubt, egal, wie oft sie darum gebeten hätte. Und sie war minderjährig, also konnte sie ohne unsere Erlaubnis keins bekommen. Und sie wurde auch nie operiert, Mary, oder?« Mary Riggins nickte.

Terri Collins sprach ins Handy. »Auf beide Fragen nein. Gute Nacht, Professor.« Sie trennte die Leitung, obwohl nun ihr selbst eine Reihe von Fragen im Kopf herumspukten, doch die mussten erst einmal warten. Zunächst musste sie sich irgendwie von der kummerbeladenen Mutter loslösen, und sie wusste noch nicht, wie sie das mit Takt und Anstand zuwege bringen sollte. Die meisten Cops, dachte sie, verstehen es, ihren Abgang zu machen, sobald sie den Schlag versetzt haben. Ihr ging diese Gabe ab.

Adrian klappte das Handy zu und starrte weiter auf den Bildschirm. »Man sieht nicht viel ...«, sagte er.

Wolfe kehrte zur Tastatur zurück. »Hören Sie. Die haben ein Bildschirmmenü. Sehen wir wenigstens da mal nach.« Er klickte zuerst auf eine Kapitelüberschrift, »Nummer 4 ist«, und eine neue Filmsequenz erschien.

Darin leckte das Mädchen eine Schale Haferflocken aus. Beide Männer beugten sich vor, da bei dieser Sequenz die Haube durch eine Augenbinde ersetzt war. Somit hatten sie ein paar Züge mehr zum Vergleich. Wolfe hielt den Vermisstenhandzettel direkt neben den Fernsehapparat. »Ich weiß nicht, Professor, ich meine, kein Tattoo, aber, verflucht, der Haaransatz scheint zu passen ...«

Adrian starrte angestrengt hin. Die Kinnpartie. Die Form der Nase. Der Schwung der Lippen. Die Länge des Halses. Er merkte, wie sich seine Augen in die Bildfolge bohrten. Er erstarrte, als er sah, wie das Tablett von einer maskierten Person in einem Overall weggetragen wurde. Eine Frau, dachte er, nachdem er ihre Größe und Gestalt abgeschätzt hatte, selbst unter diesem weiten Anzug zu erkennen.

Als sich Tommy zu Wort meldete, schien die Stimme aus seinem Innersten zu kommen. »Dad ... wenn du verbergen wolltest, um wen es sich bei einer Person handelt, die du aller Welt vorführst ... würdest du dann nicht auch ein paar Vorsichtsmaßnahmen treffen?«

»Selbstverständlich«, dachte Adrian. »Mister Wolfe, haben Sie Ahnung von falschen Tattoos? Oder Hollywood-Make-up?«

Wolfe ging noch einmal nah an den Fernseher heran. Er berührte die Blinddarmnarbe. »Ich hab auch so eine. Sieht ...«

genauso aus. Sient eigentlich ganz echt aus. Aber das soll sie ja auch, nicht wahr?« Er klickte auf die Kapitelüberschrift »Interview 1 mit Nummer 4«.

Sie sahen, wie die junge Frau näher an die Kamera herantrat. Der Overall stellte die Fragen. Beide hörten sie, wie das Mädchen in die Kameralinse sagte: »Ich bin achtzehn.«

Wolfe schnaubte. »Dass ich nicht lache. Sie wird gezwungen, diesen Quatsch zu erzählen. Die ist locker zwei Jahre jünger.« Adrian schätzte, dass es unter seinen Bekannten wohl kaum einen zweiten Experten wie Mark Wolfe gab, wenn es darum ging, das Alter von Teenagern richtig einzuschätzen.

Wolfe klickte auf ein Kapitel mit der Überschrift »Nummer 4 versucht zu fliehen«. Sie sahen zu, wie die junge Frau mit den bloßen Händen bemüht war, sich von dem Halsband und der Kette zu befreien. Genau in dem Moment, als sie ihre Augenbinde wegriss, wechselte der Kamerawinkel, so dass ihr Gesicht nicht zu sehen war.

»Eine Flucht, na klar«, sagte Wolfe sarkastisch. »Schauen Sie, wie die Hauptkamera ausgeschaltet wird und wir sie nur noch von hinten zu sehen bekommen? Also nicht ihr Gesicht. Da hat jemand genau gewusst, was er tut.«

Adrian antwortete nicht. Er versuchte, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Es war, als schwirrte ihm eine kleine Erinnerung durch den Kopf, die nicht stillhalten wollte, so dass er sie genauer unter die Lupe nehmen konnte.

Wolfe beobachtete, wie die junge Frau zur Tür ging, wobei die Kamera sie von hinten filmte. Plötzlich fiel ein grelles Licht ein, und ein maskierter Mann sprang ins Bild. An dieser Stelle endete das Kapitel. »Als Nächstes kommt ›Nummer 4 verliert ihre Jungfräulichkeit‹, Professor. Ich vermute mal, das ist offenkundiger Sex. Vielleicht eine Vergewaltigung.

Wollen Sie das sehen?«

Adrian schüttelte den Kopf. »Gehen Sie noch mal auf die Hauptkamera zurück.« Wolfe tat es. Das Mädchen mit der Haube über dem Kopf regte sich nicht. Adrian hatte tausend Fragen, die alle darum kreisten, wer so etwas machte und warum und was einen daran reizen konnte, doch er stellte sie nicht. Stattdessen drehte er sich einfach um und studierte Wolfes Gesicht. Der Triebtäter lehnte sich vor und war offensichtlich wie gebannt. Das Funkeln in seinen Augen sagte Adrian eigentlich alles, was er wissen musste. Wenn er eine Zwanghaftigkeit direkt vor seiner Nase hatte, fiel es ihm gewiss nicht schwer, sie zu erkennen.

Adrian wollte sich abwenden, konnte es aber nicht. Plötzlich hörte er einen ganzen Chor – Sohn und Bruder und Frau –, die ihm alle unterschiedliche Dinge zuriefen, ihn vor allem aber einstimmig mahnten, genau hinzusehen. Das Getöse in seinem Kopf nahm stetig zu, bis es aus allen Richtungen hallte. Es erinnerte an eine Situation, wenn viele Zeugen im selben, beängstigenden Moment dasselbe gefährliche Ereignis beobachten – etwa, wie ein außer Kontrolle geratenes Auto eine schmale Straße entlangschlittert – und alle dieselbe Warnung brüllen, nur in verschiedenen Worten und in unterschiedlichen Sprachen, so dass allein die Warnung als solche zu verstehen ist. So heftig toste es in seinem Kopf, dass er sich die Ohren zuhielt, was allerdings nicht half. Sie schrien nur doppelt so laut. Ihm blieb nichts anderes übrig, als auf den Bildschirm und die junge Frau zu starren, die dort offenbar in der Falle steckte.

Und während Adrian sie beobachtete, sah er, wie sie blind umhertastete, bis ihr schmaler Arm sich um einen vertrauten Gegenstand legte, den sie an die heftig bebende Brust zog.

Einmal war ihm ein alter, abgewetzter, zerfledderter Stoffbär aufgefallen, ein Kinderspielzeug, das wenig passend an einem Rucksack baumelte, dasselbe Tier, das jetzt von hilflos zitternden Armen umklammert wurde.

In Schlappen und Unterwäsche hatte Linda es sich vor den Computerbildschirmen bequem gemacht, um sich einigen dringlichen Aufgaben im Rahmen von Serie Nummer 4 zu widmen. Ihren weißen Schutzanzug hatte sie einfach neben dem Bett auf den Boden geworfen. Sie hatte ihr dunkles Haar hochgesteckt, so dass sie ein wenig wie eine entblößte Sekretärin aussah, die auf die Rückkehr ihres Chefs von einem Meeting wartet, um ihm eine kleine Überraschung zu bereiten. Ihre Finger jagten über die Tasten des Taschenrechners. Sie ermittelte die Gewinne derjenigen, die für die Vergewaltigung auf die richtige Stunde gewettet hatten, um sie den Konten gutzuschreiben. Ihre Klientel würde eine rasche Rendite für ihren Einsatz erwarten, doch sie empfand auch so etwas wie eine Verpflichtung. Es wäre für sie und Michael ein Kinderspiel gewesen, die Gewinner unter den Subscribern um ihr Geld zu prellen, doch das wäre unfair und schlechter Stil gewesen. Ehrlichkeit war nach ihrer Überzeugung eine unverzichtbare Voraussetzung für ihren Erfolg. Stammkunden waren wichtig, ebenso Mundpropaganda. Das wusste jede gute Geschäftsfrau.

Michael stand unter der Dusche, und sie hörte, wie er ein bunt zusammengewürfeltes Potpourri an Melodien sang. Die Mischung war immer gewagt; eine Country-Melodie ging nahtlos in eine Opernarie über, dann folgte etwas von The Grateful Dead oder Jefferson Airplane - »Don't you want somebody to love ... Don't you need somebody to love ...«. Er schien ein Faible für uralten Rock aus den Sechzigern zu haben.

Sie summte mit, während sie auf einen der Monitore schaute. Da Nummer 4 wieder unter der Haube steckte, fiel es Linda schwerer, ihren Gemütszustand zu beurteilen. Nummer 4 lag weiter in einer embryonalen Haltung auf dem Bett und war vielleicht tatsächlich eingeschlafen. Soweit Linda sagen konnte, blutete sie nicht mehr. Sie hätte ein bisschen Wasser und Seife nötig gehabt, doch noch dringender brauchte das Mädchen Ruhe.

Sie alle. Sie fragte sich ernstlich, ob irgendeiner der Subscriber von Serie Nummer 4 zu schätzen wusste, wie viel Zeit und Mühe Michael und sie aufbrachten, bis über dem Web-Theater der Vorhang fiel. Während sie sich ständig um jede denkbare Kleinigkeit kümmerten, mussten sie gegen ihre eigene Erschöpfung ankämpfen. Kreativität – das war das Entscheidende an Serie Nummer 4. Und das war harte Arbeit. Dass es nebenbei auch eine beträchtliche Rendite brachte, sinnierte Linda, zählte im Grunde nicht. Whatcomesnext.com hatte in erster Linie mit ihrer beider Engagement zu tun. Video-Games zu entwerfen oder Porno-Websites zu betreiben, das waren einträgliche Erwerbszweige im Mainstream-Geschäft, mit jeweils Dutzenden und mehr Mitarbeitern. Doch keines dieser Unternehmen war auch nur annähernd so ihrer Zeit voraus wie sie und Michael, die in ihrer Show alles selbst erfunden hatten. Das erfüllte sie mit Stolz.

Sie lauschte auf Michael und grinste, als er eine Melodie nach der anderen verhunzte. Sie wären zu dieser Leistung nicht imstande, wenn sie sich nicht wirklich lieben würden. Sie musste laut lachen, als er aus der Dusche kam.

In den Jahren, seit sie zusammen waren, hatte sie sich jeden Handgriff von Michael im Badezimmer eingeprägt. Er nahm ein fadenscheiniges Handtuch und trocknete sich damit ab, um die letzten Spuren seiner bei Nummer 4 erledigten Aufgabe wegzurubbeln. Er würde gleich mit blank geschrubbter Haut, erfrischt und von der dampfenden Hitze ein bisschen gerötet, nackt vor ihr stehen. Im Geist sah sie, wie er sich die Haare abtrocknete. Dann würde er vor dem Spiegel stehen und sich einen Kamm durch die zerzausten Locken quälen. Vielleicht rasierte er sich danach. Mit angeklatschten Haaren, glatt rasierten Wangen käme er dann aus dem Bad und sähe sie mit seinem unwiderstehlichen schiefen Grinsen an.

Er wird schön sein, dachte Linda. Und ich werde immer für ihn schön bleiben.

Linda warf einen letzten Blick auf die Monitore: nichts von Nummer 4, außer dem gelegentlichen Kaninchenzucken. Ähnlich wie vermutlich die Kundschaft hätte sie am liebsten mit dem Bild auf dem Monitor gesprochen: Das Schlimmste hast du hinter dir, Nummer 4. Gut gemacht. Du hast es überlebt. Und so schlimm wird es schon nicht gewesen sein. Allzu weh hat es sicher nicht getan. Ich hab das auch mal hinter mich gebracht, das ergeht jedem Mädchen so. Außerdem wäre es auf dem Rücksitz irgendeines Autos oder in einem billigen, schäbigen Motelzimmer oder nachmittags auf der Wohnzimmercouch, kurz bevor deine Eltern von der Arbeit wiederkommen, bestimmt viel schlimmer gewesen. Allerdings war das nicht die größte Herausforderung, die dir blüht. Bei weitem nicht.

Während sie auf das Tappen von Michaels Füßen auf dem Holzboden wartete, warf Linda einen raschen Blick auf die Chat-Tafeln. Hunderte Beiträge warteten auf ihre Antwort. Sie seufzte und wusste, dass sie beide schleunigst reagieren mussten, da sie sich bei ihren nächsten Schritten von diesen Beiträgen leiten lassen wollten.

Stand den Subscribern der Sinn nach mehr? Wollten sie, dass es zum Ende kam? Verloren sie das Interesse an Nummer 4? Oder hielt die Faszination an?

Sie sagte voraus, dass für Nummer 4 das Ende näher rückte, auch wenn sie nicht vollkommen sicher war. Nummer 4 war bei weitem die faszinierendste Zielperson gewesen, falls ihr Bankkonto und die Zahl der Menschen, die sich von ihrer Geschichte hatten fesseln lassen, als Gradmesser gelten konnten. Linda fühlte einen Anflug des Bedauerns.

Sie hasste es, wenn etwas zu einem Abschluss kam. Schon als Kind hatte sie Geburtstage, Weihnachten, Sommerferien gehasst – nicht weil sie das, was sie bei diesen Gelegenheiten unternahm oder geschenkt bekam, enttäuschte, sondern weil sie wusste, dass jeder Spaß und jede Aufregung, die damit verbunden waren, zu einem Ende kommen mussten. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte sie als Kind auf einer harten Kirchenbank gesessen und einem Priester zugehört, der über einem Sarg ein leeres Palaver über das ewige Leben von sich gab. Ihre Mutter. Ihre Großeltern. Schließlich ihr Vater, der sie frierend und allein in der Welt zurückließ, bis Michael in ihr Leben trat. Wenn sie irgendetwas hasste, dann das Ende.

Die Rückkehr in die Normalität fand sie enttäuschend. Selbst wenn Normalität bedeutete, einen kalten Drink in der Hand und einen Haufen Geld auf der Bank, an einem exklusiven Badestrand zu liegen, konnte sie nicht sagen, dass sie sich darauf freute. Irgendwie konnte sie es schon jetzt kaum abwarten, Serie Nummer 5 zu planen.

Sie lehnte sich zurück und dachte, während sie immer noch auf die Bildschirme blickte, in Wahrheit daran, wer wohl ihre nächste Zielperson würde. Nummer 5 musste anders sein. Nummer 4 hatte die Messlatte hoch gelegt, räumte sie ein, und so musste ihre nächste Serie das, was sie in den letzten Wochen geleistet hatten, übertreffen. Sie war ausgesprochen stolz auf ihren Erfolg. Sie hatte darauf bestanden, von den Prostituierten wegzukommen, die sie für die ersten drei Serien herangezogen hatten, um zu einem vollkommen unschuldigen und bedeutend jüngeren Mädchen überzugehen. Ein unerfahrenes, unverbrauchtes Mädchen, darauf hatte sie bestanden.

Außerdem nach dem Zufallsprinzip ausgesucht. Ganz und gar nach dem Zufallsprinzip. Sie waren stundenlang jeweils in gestohlenen Autos durch ruhige Vorstadtgegenden gefahren, hatten sich an Schulen und Einkaufszentren vorbeigeschlichen, an Pizzalokalen herumgelungert, um die richtige Person zu finden, die sie zum richtigen Zeitpunkt entführen konnten. Es war riskant gewesen – doch sie hatte gewusst, dass es sich auszahlen würde.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, hatte Michael bestimmt, dass Serie Nummer 4 der schlimmste aller gutbürgerlichen Albträume werden sollte. Er hatte daran geglaubt, dass das Überraschungsmoment das Drama anheizen würde. Und er hatte recht behalten. Ihre Idee. Seine raffinierte Umsetzung. Sie waren die perfekten Partner. Sie merkte, wie ihr die Begierde aufstieg; sie hob die Hand und streichelte sich langsam die eigene Brust.

Hinter sich hörte sie das vertraute Schlurfen aus dem Badezimmer. Sie wandte sich rasch von den Computern ab, löste ihre Haare und schüttelte sie verführerisch aus. Rasch streifte sie die restlichen Sachen herunter.

Als Michael in den Raum trat, warf sie sich kichernd aufs Bett. Sie drehte sich zu ihm um und lockte ihn mit dem gekrümmten Finger, näher zu kommen. Er lächelte und gesellte sich nur allzu gerne zu ihr.

Linda wusste, dass das, was Michael mit Nummer 4 getan hatte, ein unverzichtbarer Teil des Projekts war. Sie legte den größten Wert darauf, dass er nie etwas anderes darin sah als eine Pflicht, die er ihr zuliebe absolvierte. Keine Lust. Keine Erregung. Keine Leidenschaft. Die gehörten ihr.

Das war wichtig, dachte sie, während sie die Arme ausstreckte. Mit jedem Muskel ihres Körpers wollte sie Arme und Beine um ihn schlingen und ihn besitzen, so tief sie konnte, ihn wie eine große, mächtige Woge am Strand vollkommen mit sich bedecken. Sie musste dafür sorgen, dass er nichts weiter fühlte, nichts weiter roch und nichts weiter hörte als ihre Liebkosungen und ihren Herzschlag.

»Also wirklich«, sagte Michael, als sie ihn zu sich herunterzog. Er brach in ein Grinsen aus. »Also, ich muss schon sagen ...«

Sie betrachtete ihn und streichelte seine Wange. Sie musste ihn nicht darum bitten, sie zu lieben. Sie sah, was er für sie empfand. Was er zuvor getan hatte, war nur gut fürs Geschäft.

Linda hielt ihm die Lippen entgegen. Nur für eine Sekunde kam ihr die nächste schwierige Erledigung in den Sinn, doch sie wusste, dass Michael sich auch darum kümmern würde. Sie wusste, dass sie ihm dabei helfen musste. Wie sie es immer tat. Doch sie konnte sich darauf verlassen, dass er den schwierigsten Teil übernehmen würde. Liebe und Tod, dachte sie, laufen letztlich auf dasselbe hinaus.

Dann überließ sie sich all den explosiven Emotionen, die sie bis ins Innerste erfüllten, und kostete mit mädchenhaftem Vergnügen jeden Moment aus.

»Hey, Lin ...«, sagte Michael am Computer. »Was hältst du davon, das hier volle Kanne zu spielen?« Nachdem sie sich geliebt hatten, war er vom Bett aufgestanden, und es hatte ihn magisch zu den Computern und Kameramonitoren hingezogen.

Das Lautsprechersystem erfüllte den Raum mit Gesang. Es war ausgesprochen Country – in einem verlockend bodenständigen Stil und Rhythmus gab Loretta Lynn »High on the Mountain« zum Besten und entführte den Zuhörer mit jeder Note weiter zu den Gipfeln der Ozark oder der Blue Ridge Mountains.

Linda zuckte die Achseln. »Die Babys oder die Schule willst du nicht wieder abspielen?«

»Nein«, sagte Michael. »Ich dachte, ein bisschen Abwechslung könnte nicht schaden. Etwas völlig Unerwartetes und irgendwie Verrücktes. Ich bezweifle, dass Nummer 4 sich je alte Country-Musik angehört hat.« Er schwieg, während er weitertippte. Plötzlich stöhnte Chris Isaak »Baby did a bad bad thing« durch den Raum.

»Der gute alte Kubrick«, sagte Linda. »Das gehört zum Soundtrack seines letzten Films.«

»Ob das funktioniert?«

Linda verzog das Gesicht. »Ich glaube, sie ist bereits vollkommen desorientiert, die weiß nicht mehr, wo oben und unten ist. Ich glaube, sie kann inzwischen nicht mehr sagen, wo sie sich befindet oder auch nur, wer sie ist. Musik – selbst wenn sie nur auf sie einhämmert –, ich weiß nicht ...«

»Uns bleiben nicht mehr viele akustische Optionen«, sagte Michael. »Ein paar, die wir noch nicht ausprobiert haben, hätte ich noch im Ärmel, aber ...«

Linda stand nackt auf und trat neben ihn vor den Monitor. Sie massierte ihm die Schultern. »Ich glaube ...«, fing sie an. Er sah zu ihr auf.

»Ich hab die Chat-Beiträge überflogen«, sprach er ihren Gedanken aus.

»Ich auch.«

»Vielleicht sind wir kurz vor dem Ende«, sagte er und griff auf ein paar von den eingegangenen Kommentaren zu. Nicht aufhören! Mach's noch mal! Und noch mal ... »Eine Menge in der Art«, sagte Michael. »Aber die hier ...«

Er verstummte, während sie sich beide vorbeugten und die Worte auf dem Bildschirm lasen. Ich hätte gedacht, sie würde sich stärker wehren ... Nummer 4 ist gebrochen. Nummer 4 ist hinüber. Kaputt. Finito. Erledigt. Nummer 4 ist Schnee von gestern. Sie kann weder vor noch zurück. Es gibt nur einen Ausweg für sie. Und genau das will ich sehen ...

Aus dem Hin und Her der Klienten sprach eine Art Verlustgefühl, eine Enttäuschung, als sähen sie zum ersten Mal in der Idealfigur von Nummer 4 Unvollkommenheiten. Zunächst war sie exquisites Porzellan gewesen; jetzt hatte sie die ersten Sprünge bekommen und war angeschlagen. Solange sie in dem Raum angekettet war und alle wussten und darauf gespannt waren, was passieren könnte, hatte sie ihre Phantasie beflügelt. Jetzt, nachdem das Unvermeidliche geschehen war, schien sie beschmutzt, und sie warteten auf das, was unweigerlich als Nächstes kam.

Linda hörte auf, Michaels Schulter zu massieren, und drückte sie stattdessen einmal, so fest sie konnte. Er nickte. Er liebte so vieles an Linda, am meisten aber wohl ihre Fähigkeit, ohne Worte Bände zu sprechen. Auf der Bühne, dachte er, wäre sie eine Starbesetzung gewesen. »Ich mach mich dran, den Abgang ins Drehbuch zu schreiben«, sagte er. »Aber das will sorgfältig geplant sein.«

Sie wussten beide, dass Nummer 4 über all ihre Planung und Erwartungen hinaus eine Situation geschaffen hatte, die einen ganz besonderen letzten Akt erforderte. »Wir müssen es so gestalten«, sagte Linda nachdenklich, »dass es denkwürdig ist. Ich meine, wir können es nicht einfach peng, bum enden lassen. Wir müssen etwas machen, das niemand jemals vergessen wird. Wenn wir dann Serie 5 angehen, werden sie ...«

Michael lachte. Linda war von einer kreativen Triebkraft, die in seinen Augen eine ganz besondere Form von Erotik besaß. Er hatte einmal einen langen Artikel über den Künstler Christo und seine Frau Jeanne-Claude gelesen. Die beiden hatten – vielfach gemeinsam – spektakuläre Mammutprojekte erfunden: Sie umspannten riesige Schluchten mit orangefarbenen Tüchern oder umsäumten Inseln in einer Bucht mit rosafarbenen Plastikringen, um dann wenige Wochen später alles wieder zu entfernen, was einmal Kunst gewesen war, als hätte es das Ganze nie gegeben. Die beiden, dachte Michael, würden verstehen, was er und Linda geleistet hatten.

Er schaltete die Musik ab, die aus den Lautsprechern kam. »Meinetwegen« sagte er in ironischem Ton, als machte er einen Witz, den nur sie beide verstehen konnten, »keine Loretta Lynn für Nummer 4.«

Jennifer konnte nicht mehr sagen, ob sie bei Bewusstsein war oder nicht. Mit geöffneten Augen war es ein Albtraum. Mit geschlossenen Augen war es ein Albtraum. Sie fühlte sich völlig kaputt, als ob ein Blutegel ihr langsam, aber sicher allen Lebenssaft aus den Adern saugte. Sie hatte sich noch nie groß Gedanken darüber gemacht, wie es sich anfühlte zu sterben, doch sie war sicher, dass genau das jetzt mit ihr geschah. Wenn sie aß, konnte das nicht verhindern, dass sie verhungerte. Wenn sie trank, verdurstete sie trotzdem. Sie krallte die Finger in Mister Braunbär, doch jetzt flüsterte sie ihrem Vater zu: »Ich komme, Daddy. Warte auf mich. Ich bin bald da.«

Im Krankenhaus hatte man sie nur ein einziges Mal in sein Zimmer gelassen. Sie war noch klein gewesen und hatte Angst gehabt. An jenem Spätnachmittag hatte er, von Maschinen umgeben, die seltsame Geräusche machten und von denen Schläuche in seine dünnen Arme führten, im Dämmerlicht in seinem Bett gelegen. Früher hatte er sie hochgehoben und durchs Zimmer gewirbelt, doch die Arme, die sie im Krankenhaus sah, brachten nicht einmal die Kraft auf, ihr über das Haar zu streicheln. Es war ihr Vater, aber auch wieder nicht, und sie war verwirrt und verängstigt gewesen. Sie hätte ihn gerne berührt, traute sich aber nicht, weil sie fürchtete, selbst die kleinste Zärtlichkeit könnte ihn zerbrechen. Sie hatte sich gewünscht, dass er lächelte und ihr sagte, es würde alles wieder gut. Doch selbst dazu war er nicht mehr imstande. Seine Augenlider zuckten, und er schien zwischen Schlafen und Wachen zu wechseln. Ihre Mutter hatte ihr erklärt, das käme von den Mitteln, die sie ihm gegen die Schmerzen gaben, doch ihr war es so vorgekommen, als ob der Tod schon mal bei ihm Maß nahm wie bei einem Anzug. Sie hatten sie aus dem Zimmer gescheucht, bevor die Maschinen das Unvermeidliche anzeigten. Sie wusste noch, dass sie dachte, der Mann dort auf dem Bett könne nicht derselbe Mann sein, den sie als ihren Vater kannte. Es musste ein Betrüger sein.

Doch jetzt war offenbar dasselbe mit ihr passiert: Alles, was Jennifer ausgemacht hatte, war ausgelöscht.

Es gab kein Entkommen. Außerhalb ihrer Zelle und der Haube über ihrem Kopf gab es keine Welt mehr. Es gab keine Mutter, keinen Scott, keine Schule, keine Straße in ihrer Nachbarschaft, kein Zuhause, kein Zimmer mit ihren Sachen. Nichts dergleichen hatte je existiert. Es gab nur den Mann und die Frau und die Kameras. So war es von Anfang an gewesen. Sie war in der Zelle geboren und würde darin sterben.

Sie stellte sich vor, dass es bei ihr wie bei ihrem Vater im Krankenhaus wäre. Sie starb scheibchenweise, langsam, aber unerbittlich. Jennifer musste daran denken, wie ihr Vater ganz am Anfang zu ihr gekommen war und ihr gesagt hatte, er sei krank. »Aber keine Angst, meine Kleine. Ich bin eine Kämpferin. Ich lege mich mächtig ins Zeug. Und du kannst mir dabei helfen. Mit deiner Hilfe pack ich das. Wir beide zusammen.«

Hatte er aber nicht. Und sie hatte ihm nicht helfen können. Kein bisschen. Es tat ihr leid. In dem Winkel ihres Kopfes, in dem all diese Erinnerungen abgespeichert waren, hatte sie ihm schon Hunderte, Tausende Male gesagt, wie leid es ihr tat.

Zum ersten Mal seit ihrer Gefangenschaft hatte sie plötzlich nicht mehr das Bedürfnis zu weinen. Keine Tränen auf den Wangen. Kein Schluchzen, das ihr den Hals zuschnürte. Die Muskeln in ihren Armen und Beinen, das steife Rückgrat – alles war erschlafft. Sosehr er auch gekämpft haben mochte, am Ende hatte es ihm nichts gebracht. Die Krankheit hatte gesiegt. Bei ihr war es genauso. Sie konnte nichts dagegen tun.

Ein einziger Gedanke war ihr geblieben: Falls sie die Chance hatte zu kämpfen, bevor sie starb, wäre das immerhin besser, als sich ohne Gegenwehr von ihnen töten zu lassen. Dann könnte sie ihrem Vater, wenn sie ihn wiedersah, in die Augen blicken und sagen: Ich hab's genau wie du mit aller Macht versucht, Dad. Die waren einfach zu stark für mich. Und dann konnte er zu ihr sagen: Das hab ich gesehen. Ich hab das alles gesehen. Ich weiß, du hast gekämpft, mein Schatz. Ich bin stolz auf dich.

Das würde ihr genügen, versicherte sie stumm dem Bären.

Adrian hatte das Gefühl, als flösse auf einmal Strom statt Blut in seinen Adern. Er starrte auf den Fernsehbildschirm und merkte, wie Jahre von ihm abfielen, und er wusste, dass er es sich nicht mehr leisten konnte, alt und verwirrt zu sein. Er musste den Teil von sich zurückerobern, der unter den Ablagerungen des Alters und der Krankheit verschüttet war.

»Soll ich noch eine Website ausprobieren?«, fragte Wolfe. Adrian konnte nicht sagen, ob aus seinen Worten die nächtliche Erschöpfung oder das echte Bedürfnis durchklang, voranzukommen. Wolfe beugte sich immer noch zu dem Bild des Mädchens unter der Haube vor. Adrian war klar, dass Wolfe auch für den Fall, dass sie hier nicht fündig wurden, zu Whatcomesnext.com zurückkehren würde, sobald Adrian ihn verließ. Wolfes Stimme klang heiser wie die eines Verdurstenden, der vor sich eine Oase entdeckt. Es schien, als hätte sich die Erregung wie ein mächtiger Geruch über das Zimmer gelegt.

Adrian zögerte. Brian schrie ihm geradezu ins Ohr, er solle auf der Hut sein, und so war sich Adrian bewusst, dass er jetzt keinen Fehler machen durfte. Der tote Anwalt und Bruder erteilte ihm ziemlich widersprüchliche Befehle: Jetzt musst du dich beeilen, aber geh äußerst umsichtig vor! »Wissen Sie was«, sagte Adrian langsam, als könne er seiner Lüge damit Glaubwürdigkeit verleihen, »ich glaube, das ist nicht die richtige Website ...«

»Okay«, antwortete Wolfe und griff nach der Tastatur.

»Aber wir sind nahe dran. Ich meine, das ist die Richtung, in der wir suchen müssen.«

Wolfe hielt inne, während er das Bild auf dem Fernseher in sich aufzog. Egal, wie müde er war oder wie ausgelaugt oder hungrig und durstig oder wie sehr er von etwas anderem in seinem Leben abgelenkt wurde – die Ressourcen seiner Zwanghaftigkeit waren allemal stärker. Der unmittelbare Anschauungsunterricht zu Phänomenen, die er in klinischen Tests immer wieder studiert und nachgestellt hatte, war für Adrian faszinierend. Fast hätte er sich gestattet, in die Haltung der akademischen Wissbegier zu verfallen, hätte ihn nicht das Gezeter seines Bruders auf den Boden der Tatsachen zurückgebracht.

Wolfe sagte: »Nahe dran gibt's nicht, Professor. Entweder ist es Klein-Jennifer, oder sie ist es nicht.«

Indem er das »Klein-Jennifer« geflissentlich überhörte, antwortete Adrian: »Versteh schon, Mister Wolfe. Ich hab sie eben nur kurz gesehen und bin mir nicht vollkommen sicher.« Er war sich hundertprozentig sicher, wollte es aber nicht sagen.

»Also, dieses Tattoo – entweder ist es echt oder gefälscht. Genauso wie die Narbe. Wenn sie in die Kamera sagt, sie sei achtzehn, dann ist das entweder die Wahrheit oder gelogen, und mir persönlich sieht das nach einer verdammt Lüge aus. Aber sagen Sie's mir, Professor. Was ist es? Das ist Ihr Fachgebiet. Jedenfalls ist es schon spät, und ich denke, wir machen besser Schluss für heute.«

Wahrheit oder Lüge. Adrian war immer noch auf die Hilfe des Triebtäters angewiesen. Er betrachtete die Gestalt unter der Haube. Dieses Mädchen war an einem fernen Ufer gefangen. Es lag an ihm, eine Brücke zu finden. »Nur damit ich verstehe, womit wir es hier zu tun haben: Wenn ich rauskriegen wollte, wo diese Website angesiedelt ist, was müsste ich ...« Er gab sich Mühe, die Frage in beiläufigem, unbekümmertem Ton zu stellen, auch wenn sein Manöver wohl allzu durchschaubar war. Dennoch blieb er dabei und baute auf Wolfes Ermattung. »Ich meine, wir haben uns quer durchs Internet gesurft. Aber woher wollen wir wissen, wo wir physisch hinmüssen, sobald wir Jennifer erst im Web entdeckt haben?«

Wolfe gab ein kurzes, ungläubiges Lachen von sich, ohne sich auch nur für einen Moment vom Bildschirm zu lösen. »Ist gar nicht so schwer«, sagte er. »Das heißt, kommt drauf an. Je nachdem, wer sie betreibt.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen«, sagte Adrian.

Wolfe sprach mit ihm wie ein Lehrer in der dritten Klasse, der es leid war, dass seine Schüler nur auf ihre Versetzung schielten, statt ihre Hausaufgaben zu machen. »Wie kriminell sie sind.«

Adrian wippte auf seinem Sessel. »Kommt das nicht der Frage gleich, ob jemand ein bisschen schwanger ist, Mister Wolfe? Sie sind entweder ...«

Wolfe wirbelte auf seinem Sitz herum und fixierte Adrian mit einem scharfen, kalten Blick. »Haben Sie denn nicht aufgepasst, Professor?«

Adrian blieb sitzen, auch wenn er vollkommen verwirrt war. Sein Schweigen war eine stumme Frage, die Wolfe nur allzu bereitwillig beantwortete. »Was meinen Sie, wie weit wollen sie die Welt wissen lassen, dass das, was sie treiben, illegal ist?«

»Wohl eher nicht«, fing Adrian an.

»Falsch, Professor, falsch, falsch, falsch. Die Schattenwelt. Da müssen sie sich Glaubwürdigkeit verschaffen. Wenn die Leute annehmen, sie wären ganz legal ... wo bleibt da der Reiz? Der Kitzel? Die Grenzüberschreitung?«

Wolfe verblüffte Adrian mit seiner treffenden Analyse der menschlichen Natur. »Mister Wolfe«, sagte er bedächtig, »ich bin beeindruckt.«

»Ich hätte wie Sie Professor werden sollen«, sagte Wolfe, und sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, das sich wohltuend von dem Grinsen unterschied, das er an den Tag legte, wenn er seinen Begierden frönte. »Also gut, Professor. Sie müssen wissen, dass zu jeder Website eine IP-Adresse gehört – eine unverwechselbare Bezeichnung für den Server, der sie rausbringt. Es gibt ein ziemlich einfaches Programm, mit dem man zu jedem Server die entsprechende GPS-Ortung bekommt. Wir können das hier ziemlich schnell nachsehen, nur dass ...«

»Nur dass was?«, fragte Adrian.

»Die Bösen – Gauner, Terroristen, Banker, was weiß ich – das ebenfalls wissen. Es gibt Programme zu kaufen, mit denen man, während man sieht oder sendet, anonym bleiben kann ... nur dass ...«

»Nur dass was?«

»Na ja, nur dass es de facto nicht so ist. Alles lässt sich letztlich entschlüsseln, hängt ganz davon ab, wer nach einem auf der Suche ist. Man kann Dinge also verschlüsseln – wenn Sie ein Konzern sind oder das Militär oder die CIA, dann sind Sie ziemlich gut darin, etwas zu verstecken. Sind Sie aber nur eine Site wie die hier«, er zeigte auf das Mädchen mit der Haube, »na ja, dann wollen Sie sich ja im Grunde nicht verstecken. Sie wollen eher, dass die Leute Sie finden. Nur eben nicht die falschen Leute. Wie die Cops.«

»Und wie verhindert man das?«, fragte Adrian.

Wolfe rieb sich langsam das Gesicht, bevor er wieder in die Tasten griff. »Denken Sie wie ein Böser, Professor. Die haben schon Ihre Subskriptionsgebühr. Die bleiben also nur lange genug da, um das gute alte Bankkonto aufzufüllen. Und dann, simsalabim, machen sie sich vom Acker, bevor die falschen Leute von ihnen Wind bekommen haben.«

Adrian blickte auf den Bildschirm, sah die Zeituhr von Serie Nummer 4. Er holte tief Luft. Er erinnerte sich an die Morde im Moor – oder Tommy flüsterte es ihm ins Ohr – und dachte nur: Risiko. Mindestens zur Hälfte speiste sich die Erregung mörderischer Paare aus dem Risiko. Auch die Beziehung lebte davon und glitt immer tiefer in die Perversion ab. Den großen Flachbildschirm füllte das nackte Mädchen aus. All die Gefahr verstärkte die Leidenschaft der Täter. Ihm schwirrte der Kopf. Alles, was er vor sich sah und was er wusste, drehte sich wie ein Mühlrad in seinen Gedanken. Er versuchte, sich zu fassen und die Kontrolle zu bewahren.

Wolfe tippte erneut. Das Mädchen wich einer Suchmaschine. Er gab immer weitere Begriffe ein, bis er stillhielt und die Informationen las, die vor ihm erschienen. Dann schrieb er eine Zahlenfolge auf einen Notizblock. Anschließend öffnete er eine zweite Suchmaschine und tippte die Zahlen in dafür vorgesehene Kästchen ein. Eine dritte Bildfläche erschien und forderte eine stattliche Summe für die Ausführung der Suche. »Wollen Sie das durchziehen?«, fragte Wolfe.

Adrian starrte auf den Fernsehapparat. Er kam sich vor wie die Touristen beim Anblick des Steins von Rosette, die zwar wussten, dass es der Schlüssel zum Verständnis von Sprachen war, ohne jedoch die geringste Ahnung zu haben, wie es funktionierte. »Ich denke, schon.«

Wie zuvor warteten sie auf die Bestätigung seiner Kreditkarte. In wenigen Sekunden hatten sie Zugang zu einer Website, die ebenfalls nach einem Benutzernamen und Passwort verlangte. Wolfe tippte das hinlänglich bekannte »Psychoprof«, gefolgt von »Jennifer«, ein.

»Also, wenn das nicht interessant ist ...«, sagte Wolfe.

»Was denn?«

»Da kennt sich jemand verdammt gut im Internet aus. Würde mich nicht wundern, wenn ein Hacker allererster Güte bei dieser Site mitmischte.«

»Mister Wolfe, geht das bitte ein bisschen genauer?«

Wolfe seufzte. »Sehen Sie sich das an«, sagte er. »Die IP-Adresse wechselt. Allerdings nicht allzu häufig ...«

»Was?«

»Es ist möglich, die IP-Adresse zu verlagern, besonders wenn man sie durch Server-Systeme in Fernost oder in Osteuropa jagt; da sind sie sehr schwer zurückzuverfolgen, weil sie Aktivitäten jenseits der Legalität bedienen. Natürlich entsteht dabei das Problem, dass man sozusagen die elektronische Alarmanlage auslöst, im Vordergrund, Professor. Wenn man seine Site so einrichtet, dass die IP-Adresse alle zwei, drei Minuten wechselt, also, dann ist natürlich jedem Typen von Interpol – und sowieso deren Computern – sonnenklar, dass da jemand etwas Übles ausheckt, was sie neugierig macht. Und ehe sie wissen, wie ihnen geschieht, haben sie mit ihrer Porno-Site das FBI und die CIA und den MI-6 und den deutschen oder französischen Nachrichtendienst am Hals. Das wollen sie natürlich nicht. Ganz und gar nicht, besten Dank!«

»Also ...«

»Derjenige, der diese Site hier eingerichtet hat, wusste das offenbar. Also beschränkt er sich auf ein halbes Dutzend Server. Sehen Sie mal, er springt zwischen denen hin und her.«

»Was hat das zu bedeuten?«

»Das bedeutet ein ausgefuchstes Rückzugsmanöver. Und ich tippe mal, wenn Sie zu allen eine GPS-Suche durchführen, stoßen Sie auf eine leere Wohnung in Prag oder in Bangkok. Aber seine Hauptsendezentrale hat er woanders. Wenn es

hier um Terroristen ginge, würde es die Cops – oder ein paar Typen von der Delta Force, die für die CIA arbeiten – durchaus einige Zeit kosten, rauszukriegen, wo sie sich wirklich verstecken, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Adrian betrachtete den Bildschirm. Wo sie sich wirklich verstecken. Er fand den Sexualstraftäter erstaunlich eloquent. »Sind irgendwelche von diesen IP-Adressen hier in den Staaten?«, fragte er.

Wolfe lächelte. »Ah«, sagte er langsam. »Endlich hat's beim Professor gefunkt.« Er spielte weiter auf seiner Klaviatur. »Ja«, sagte er. »Zwei. Eine in ...«, er zögerte, »Austin, Texas. Die kenne ich. Das ist ein großer Pornographie-Server, mit x ›Watch me‹-Webcam-Sites und ebenso vielen von der Sorte ›Stelle dich und deine Freundin beim Vögeln ein‹. Mal sehen, wo die andere gelistet ist ...« Nach ein paar weiteren Tastenklicks sagte er: »Also, das haut mich um.« Adrian starrte auf die GPS-Koordinaten, die der Computer gefunden hatte. »Das ist ein Kabelnetz in Neuengland«, sagte Wolfe.

Adrian überlegte einen Moment und fragte dann ganz ruhig: »Und wo ist das, Mister Wolfe?«

Ein Schnellfeuerklicken erfüllte den Raum. Das Bild wechselte, und weitere GPS-Informationen trafen ein. »Also, wenn Sie wissen wollen, von wo aus Whatcomesnext.com ins Internet sendet, bekommen Sie von diesem Programm die Antwort.«

Nach einer Weile erschien eine weitere GPS-Ortung auf dem Computer. Adrian starrte darauf und prägte sich die Zahlen ein. Bring sie nicht durcheinander, schärfte er sich ein. Vergiss sie nicht. Zeig ihm nichts.

»Hab ich mir meine zwanzig Riesen verdient?«, fragte Wolfe. »Es ist nämlich ziemlich spät.«

»Ich weiß nicht, Mister Wolfe«, log Adrian. »Das Ganze ist faszinierend. Ich bin beeindruckt. Aber ich stimme Ihnen zu. Es ist schon sehr spät, und, na ja, ich bin nicht mehr der Jüngste. Ich schaue morgen vorbei, und wir machen weiter.«

»Das Geld, Professor.«

»Ich muss erst sicher sein.«

Wolfe tippte wieder, und erneut erschien das Mädchen mit der schwarzen Haube vor ihnen. Beide Männer starrten hin. Sie wechselte die Stellung, indem sie die Beine anzog, als ob sie fröstelte.

Wolfe rutschte ein wenig unruhig hin und her, als sei er besorgt, dass ihm eines von zwei Dingen, die er zugleich im Auge hatte, entwischen könnte. Adrian kam zu dem Schluss, dass er einfach weiterlügen sollte, auch wenn er wusste, dass Wolfe ihm das wohl kaum abkaufen würde. »Ich bringe eine Anzahlung mit. Betrachten Sie es als eine Art Vertrauensvorschuss, Mister Wolfe. Auch wenn ich bezweifle, dass wir schon gefunden haben, wonach wir suchen.« Wolfe lehnte sich zurück und räkelte sich wie eine Katze, die gerade aufwacht. Es war eher unwahrscheinlich, dass der Mann auch nur einen Pfifferling auf »Klein-Jennifer« oder Adrian oder sonst etwas gab, das außerhalb seiner persönlichen Interessen lag. Adrian – oder, besser gesagt, seine Kreditkarte – hatte Wolfe Zugang zu ein paar neuen verheißungsvollen Reisezielen verschafft. »Auch wenn das nun nicht Klein-Jennifer sein sollte«, sagte Wolfe, »handelt es sich auf jeden Fall um ein Mädchen, das Hilfe braucht, Professor. Denn ich glaube nicht, dass das, was für die Kleine als Nächstes kommt, allzu erfreulich ist.« Wolfe lachte. »Sie verstehen? Kleiner Gutenachtkalauer. Sehr treffend, dieser Serientitel.«

Adrian stand auf. Er warf einen letzten Blick auf das maskierte Mädchen, als überließe er sie, indem er jetzt ging, schutzlos einer bösen Macht. Während er sie betrachtete, hatte er plötzlich das Gefühl, als streckte sie durch den Bildschirm die Hand nach ihm aus. Wie eins seiner Gedichte fing er an, sich die GPS-Koordinaten immer wieder stumm aufzusagen. Gleichzeitig hörte er in seinem Hinterkopf die Befehle von Brian, Tu dies! Tu das! Nun mach schon! Uns läuft die Zeit davon!, doch erst als er seinen toten Sohn flüstern hörte: Du weißt, was du siehst, riss er sich von dem Bild los und schlurfte aus dem Haus des Sexualstraftäters.

Michael saß an einem zerkratzten weißen Küchentisch aus Resopal, der wegen eines zu kurzen Beins unangenehm wackelte, an seinem Laptop und machte sich unter der Überschrift »Endspiel« Notizen. Das Wackeln irritierte ihn, und so zog er eine Neun-Millimeter-Pistole unter seinem Gürtel hervor, warf eine einzelne Patrone aus und stabilisierte seine Arbeitsfläche, indem er die Kugel unter das störende Tischbein schob.

»Mein Mann, der alles kann«, rief Linda, als sie im Nebenzimmer vorbeiging.

Michael grinste und arbeitete weiter. Durch das Fenster über einem Spülstein voll schmutzigem Geschirr blickte er in einen wolkenlosen, blauen Nachmittagshimmel. Glücklicherweise war der Waldboden ein paar Autostunden weiter nördlich von den reichlichen Regenfällen und der Schneeschmelze, die nach den langen Wintermonaten in Neuengland ihre Zeit braucht, noch ziemlich weich. Dorthin würde er jedenfalls fahren, er wusste nur noch nicht genau, wann – vielleicht morgen oder übermorgen, auf jeden Fall schon bald.

Nummer 4, stellte er fest, wurde alt. Nicht an Jahren, sondern an Attraktivität. Zwar war nie ganz auszuschließen, dass ihnen eine neue Wendung im Handlungsverlauf in den Sinn kam, die ihre Geschichte noch ein bisschen in die Länge zog, doch er wusste auch, dass die Kundschaft nicht nur zufriedengestellt werden wollte, sondern zugleich auch den ständigen Kitzel von etwas Neuem verlangte. Er musste ihnen das Ende ankündigen und einen Vorgeschmack liefern. Linda hatte ihm das erklärt. »Stammkunden sind der Lebensnerv eines jeden Unternehmens.« Er liebte den Ton der Jungmanagerin, den sie zuweilen an den Tag legte, wenn sie nackt waren. Den Gegensatz zwischen ihrem wilden Sex und ihren präzisen, durchdachten Überlegungen fand er erregend.

Am liebsten wäre er aufgestanden, zu ihr hingegangen und hätte sie umarmt. Meist schmolz sie dahin, wenn er ihr spontan seine Valentinstag-Zuneigung zeigte. Michael war schon halb aufgestanden, als er innehielt. Mehr Planung. Weniger Ablenkung. Beende Serie Nummer 4 mit einem starken Schluss.

Beinahe hätte er laut gelacht. Manchmal war es sexy, einfach seine Arbeit zu erledigen. Er wandte sich vom Fenster ab und beschäftigte sich wieder mit der Entsorgung von Nummer 4. Er plante eine Route, die tief in den Acadia National Forest, einen riesigen Staatsforst in Maine, führte, gut dreihundertfünfzig Kilometer vom Bauernhaus entfernt. Es handelte sich um eine grandios wilde Gegend, die sie im vorletzten Sommer zusammen wie ein Paar müslifutternde Naturapostel erkundet hatten: Hirsche und Elche, darüber Adler in der Luft, tosende, schäumende Flüsse voller Lachse und Forellen und vollkommen entlegen. Einsamkeit konnte er für sein Vorhaben wahrlich brauchen.

Der Staatsforst war von einem Gitterwerk alter und längst nicht mehr benutzter Holzfällerwege durchzogen, die tief in die Wildnis hineinreichten. Er brauchte Wege, die er mit dem Truck befahren konnte, auch wenn das bedeutete, dass er über zerfurchte, steinige, seit Jahren unbenutzte Pfade rumpeln musste. Es war ein passender Ort, an dem Nummer 4 ihre nächsten Jahre verbringen würde. Nicht sehr wahrscheinlich, dass sie je gefunden wurde, und sollte tatsächlich einmal ein einsamer Wanderer auf ausgeblichene Knochen stoßen, die ein wildes Tier ausgegraben hatte, sei's drum – da waren sie längst bei Serie Nummer 5, wenn nicht gar 6.

Als Nächstes erkundete Michael sämtliche Polizeistationen auf seiner Route. Er hatte bereits das Netz der Streifenrouten der gesamten Staatspolizei auf seiner Fahrt ausgemacht, außerdem die örtlichen Reviere, die für die ländlichen Gegenden, durch die er kam, zuständig waren. Er hatte sogar die Mitarbeiter und die Dienstpläne für sämtliche Nationalpark-Aufseher in Erfahrung gebracht. Vom amerikanischen Automobilclub hatte er sich übers Internet die Reihe der Verkehrskontrollstellen durchgeben lassen und die Zeiten ermittelt, zu denen man die größte Gefahr lief, herangewunken zu werden. Er genoss diese Art Vorbereitung, das Führen von Listen, die schnellen Computerrecherchen. Manchmal dachte er, dass er auch zum Bergsteiger getaucht hätte, der Expeditionen zu den höchsten und gefährlichsten Gipfeln führt. Er war gründlich und liebte Zahlen. Sie gaben ihm das Gefühl, die Kontrolle über den Tod zu haben.

Außerdem machte er sich eine Liste mit der richtigen Ausrüstung – Schaufel, Säge, Hammer, Spitzhacke und Draht – für die letzten Szenen von Serie Nummer 4. Auch wenn er nicht wusste, ob er alles, was er aufschrieb, auch benutzen würde, war es ihm wichtig, auf jegliche Eventualitäten vorbereitet zu sein. Er überprüfte noch einmal die kleine, tragbare Mini-HD-Videokamera, die er auf ihre letzte Reise mitnehmen würde. Er hatte Ersatzbatterien und -bänder sowie ein kleines Stativ dabei, auf das er den Rekorder stellen konnte. Er machte sich eine Notiz, dass er die Verbindungsklemme mit Schmieröl bearbeiten sollte, damit sie reibungslos funktionierte.

Als er mit all diesen Einzelheiten fertig war und im Kopf mehrfach jeden Abschnitt durchgespielt hatte, stand er auf und ging zu Linda hinüber.

Er fand sie erschöpft an den Monitoren, wo sie gähnte und sich räkelte, während sie Nummer 4 überwachte. Michael blieb stehen. Er spürte, dass irgendetwas, das sie mit Nummer 4 verbunden hatte, abhandengekommen war.

Er hatte zwei Checklisten – eine für M. und eine für L. Linda überflog beide und nickte, auch wenn ihr die Vorstellung unbehaglich war, dass er das Bauernhaus verlassen musste, um ein paar Dinge zu kaufen. »Willst du gleich los?«, fragte sie.

Michael blickte auf den Monitor, auf dem Nummer 4 sich eingerollt hatte. »Passt doch ganz gut«, sagte er.

»Komm möglichst schnell zurück.«

»Es sind immer noch Details zur Schlussszene auszuarbeiten«, antwortete Michael.

Sie hatte ein anderes Blatt in der Hand, einen Drehbuchteil, den Michael am Vortag geschrieben hatte. Sie hatte selbst einige Elemente eingefügt, so wie ein Produzent, der das erste Rohmanuskript eines Drehbuchautors durchgeht. Die Ränder auf der Seite waren mit Anmerkungen in Lindas kleiner, eleganter Handschrift gespickt.

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich bin nur noch nicht sicher, dass es so richtig ist.«

Sie begleitete ihn zur Tür, und sie zögerten beide. Es war das erste Mal seit den ersten Stunden von Serie Nummer 4, dass sie sich trennten. Tatsächlich waren sie die ganze Zeit kaum einmal draußen gewesen, so dass ihnen die leichte Brise und die milde Temperatur der klaren Luft fast zu Kopf stiegen. Sie atmeten beide gierig ein.

Michael drehte sich zu dem alten Bauernhaus um. Es war ein schäbiges, verstaubtes und heruntergekommenes Gebäude. »Wir können von Glück sagen, dass wir in dieser Bruchbude nicht die ganze Zeit niesend und hustend herumgelaufen sind«, sagte er. »Ich bin nicht böse, hier so schnell wie möglich auszuziehen.«

Linda drückte ihm die Hand. »Bleib nicht zu lange weg«, sagte sie.

»Versprochen. Brauchst du was aus der Stadt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, alles da.« Sie ließ den Blick schweifen. In der Ferne säumten Bäume ein Feld, hinter der baufälligen blassroten Scheune, in der sie ihren Mercedes abgestellt hatten, wogte ein Teppich aus saftigem grünem Gras und Unkraut über die hügelige Landschaft. Zerbrochene Holzzäune und rostiger Stacheldraht rund um die Weiden zeugten davon, dass hier einmal Rinder und Schafe gehalten worden waren. Der lange Schotterweg zum Bauernhaus wand sich durch die vereinzelter Reste des alten Waldbestands, die sie von der Hauptstraße abschotteten und teilweise einen Tunnel bildeten. Das nächstgelegene Haus war ungefähr anderthalb Kilometer entfernt und durch das Unterholz und die Zweige kaum zu sehen.

Wie so viele Häuser, die in Neuengland verfallen, wirkte das Anwesen zugleich altmodisch idyllisch und heruntergekommen. Das machte unter anderem den ästhetischen Reiz des Ganzen aus, dachte Linda; inmitten des Alters und Verfalls hatten sie eine ultramoderne Welt erschaffen. Die Umgebung war eine perfekte Tarnung für das, was sie machten. »Hör mal, ich will nicht, dass Nummer 4 hört, wenn du den Motor anwirfst. Das Ding macht einen Höllenlärm. Du weißt schon, ratteratat, kabum, klicketiklick und brumm. Also zähl bitte bis neunzig, bevor du startest. Das lässt mir genug Zeit, um etwas einzuspielen, das sie ablenkt.«

Michael hatte die Erfahrung gemacht, dass Linda oft kleine, aber bedeutsame Probleme voraussah. »In Ordnung«, sagte er. »Ich kann nicht glauben, dass du meinen Truck bemäkelst, er ist immer absolut zuverlässig gewesen ...« Er machte nur Witze, und sie lächelten wie jedes Liebespaar, das sich neckt. »Okay, neunzig Sekunden, ab jetzt ...« Sie fingen beide zu zählen an, nur dass Michael von neunzig rückwärtsging und Linda mit eins anfang. Dabei kicherten sie wie Kinder in der ersten Klasse.

»Noch mal«, sagte er, »aber von neunzig zurück ...«

Sie schüttelte den Kopf und warf das Haar in die Brise. Dann machte sie schwungvoll kehrt und zählte auf dem Weg zum Haus laut mit. Michael rannte über den feuchten, lehmigen Boden zu dem alten Truck und zählte still im Takt seiner Schritte mit. Sie hatten wieder Spaß miteinander. Sie sahen das Ende von Serie Nummer 4 kommen, und sie waren beide erleichtert und aufgekratzt.

Linda zählte immer noch laut, als sie sich hinter den Hauptcomputer setzte und einige Befehle eingab. Zuerst spielte sie das Geräusch von lautem Klopfen an einer Tür ein – nichts weiter als das Donnern eines erzürnten Nachbarn, das sie vor Jahren einmal aufgenommen hatten –, woraufhin Nummer 4 sich auf einmal im Bett herumdrehte. Augenblicklich mixte sie die dröhnenden Eröffnungsakkorde von Led Zeppelins »Communication Breakdown« darunter. Nummer 4 hielt sich die Ohren zu, was mit den Handschellen und Ketten, die jetzt ihre Freiheit beschränkten, schwierig, aber so eben möglich war.

Michael eilte durch den Baumarkt und packte viele derselben Materialien in seinen großen orangefarbenen Einkaufswagen, die er schon benutzt hatte, um den gestohlenen Transporter zu verbrennen. Er verließ nur ungern das Bauernhaus und sah es nicht gern, wenn Linda mit Nummer 4 ganz alleine war. Nicht dass er fürchtete, es könnte etwas passieren oder sich ein Problem ergeben, mit dem Linda nicht fertig würde – es hatte wohl eher damit zu tun, dass Serie Nummer 4 ihnen beiden gehörte, und so behagte es ihm nicht, auf dem langen Weg irgendetwas zu verpassen.

Wie eine Reihe anderer Heimwerker oder Bauarbeiter, die den Laden zusammen mit ihm verließen, warf er seine Einkäufe auf die Ladefläche des Trucks. Er war sich dessen bewusst, dass die Baumarktkette neben den Türen, in den Gängen und auf dem Parkplatz Überwachungskameras installiert hatte, darum zog er sich die Kappe tief herab und drückte das Kinn an die Brust. Außerdem hatte er den Hemdkragen hochgeschlagen. Er wollte nicht, dass irgendeines

der Werkzeuge und Hilfsmittel zu diesem Laden zurückverfolgt werden konnte, und er wollte auch nicht, dass irgendein Cop sich das Video ansah und vielleicht den Truck identifizierte.

Sie mussten alle Spuren hinter sich verwischen. Es gehörte zu seinem täglichen Kampf, auch die geringsten Kleinigkeiten zu erkennen, über die sich eine Verbindung ergeben könnte. Haare an einem Kamm? Das lieferte DNA. Fingerabdrücke auf einer glatten Tischplatte? Er machte sich Sorgen, dass irgendein Cop seine Abdrücke mit dem Haftbericht aus seinen Teenagertagen vergleichen könnte. Eine Verkaufsquittung aus einem führenden Fotogeschäft in New York? Er bezahlte grundsätzlich in bar, egal, wie hoch der Preis war. Die Festplatten aus den Computern? Bei ihrer Entsorgung musste er besondere Vorsicht walten lassen. Harte Arbeit, dachte er, um sicherzustellen, dass absolut nichts zurückbleibt, wenn man verschwindet.

Michael hielt an einer Selbstbedienungstankstelle und tankte nicht nur seinen Truck voll, sondern füllte auch ein halbes Dutzend Plastikkanister bis zum Rand mit Benzin. Gräber ausheben, Spuren tilgen, dachte er. Tickets kaufen. Er wusste, dass er die Zeiten und Entfernungen zwischen Flügen und Autokilometern abstimmen musste.

Serie Nummer 4 abzuwickeln war so schwierig, wie sie zu planen. Das Timing war knifflig. Alles, was er aufgebaut hatte, musste auseinandergenommen und aus dem Weg geschafft werden. Eine Menge Arbeit, dachte er, und gemeinsame Anstrengungen. Der Tag hatte leider nur vierundzwanzig Stunden.

Auf der Rückfahrt hielt Michael sich sklavisch an die Geschwindigkeitsbegrenzungen. Als er in die Einfahrt abbog, konnte er sich nicht vorstellen, wie der Hof einmal ausgesehen hatte, als er noch ein landwirtschaftlicher Betrieb war. Er fragte sich, ob es in dem Haus wohl spuken würde, nachdem sie es verlassen hatten. Das Anwesen war perfekt für ein reiches Pärchen aus der Großstadt, das nach einer abgeschiedenen Bleibe fürs Wochenende suchte – halbwegs gezähmte Kulturlandschaft, das richtige Ambiente, um Gäste zu empfangen und Blu-Ray-Discs zu sehen, ohne zu ahnen, was für ein echtes Drama an diesem Ort inszeniert worden war. Das fade Schickimickipaar hätte nicht den leisesten Schimmer davon, welche Wahrheit dieses Gemäuer gesehen hatte. Er musste lachen: Geister würden sie vermutlich enttäuschen.

Er hielt, nicht ohne zu wenden, so dass der Wagen in Richtung Einfahrt stand, in der Nähe der Haustür. Er ließ die Schlüssel im Zündschloss stecken. Er mochte den Truck und würde sich nur ungern davon trennen. Er dachte nicht daran, was er mit Nummer 4 tun musste. Wie der Truck war sie jetzt eine Requisite, die bald ihren Zweck erfüllt hatte. Einen Moment lang war er nicht ganz bei der Sache. Ihm fiel doch tatsächlich nicht der richtige Name des Mädchens ein. Janis, Janet, Janna – nein, Jennifer.

Er lächelte. Jennifer. Leb wohl, Jennifer.

Linda schaukelte in ihrem exklusiven Schreibtischsessel. Auf dem Monitor beobachtete sie Nummer 4: Sie kauerte auf dem Bett und zitterte nur unentwegt vor Angst, was Linda nicht anders erwartet hatte. Das plötzliche Klopfen an der Tür, gefolgt vom Heavy-Metal-Rock, hatte Nummer 4 in noch größere Verwirrung gestürzt, falls das überhaupt möglich war. Die Persönlichkeit, die Energie und der entsprechende Kitzel, die Nummer 4 vermittelt hatte, schwanden vor den Augen des Betrachters. Es war einfach nicht mehr viel von ihr übrig – und Linda spürte, dass die Kundschaft drauf und dran war, das Interesse zu verlieren.

Sie war sich nicht sicher, ob es eine so gute Idee gewesen war, diese beiden Geräuscheinlagen einzuspielen. Die Subscriber zogen es normalerweise vor, das schwere Atmen von Nummer 4 zu hören, das ihnen vermutlich wie Musik in den Ohren klang. Andererseits wurden sie alle ein bisschen lebendig, wenn sie hier und da einen desorientierenden Sound-Effekt einsetzten. Das löste, nicht anders als bei Nummer 4, Phantasien aus. Linda nahm sich für die Zukunft vor, die Bandbreite der zusätzlichen Geräuschkulisse zu erweitern. Spielplätze, Schulhöfe und weinende Babys waren gut, Polizeisirenen ausgezeichnet, doch sie mussten ihr Repertoire erweitern. Nummer 5 musste einem unablässigen Wechsel der verschiedensten vorgetäuschten Welten ausgesetzt werden.

Während sich Linda wieder Michaels Entwurf für die letzten Stunden von Nummer 4 zuwandte, kam sie immer mehr zu der Überzeugung, dass sie mit jeder neuen Serie dazulernten. Sie wurden bei dem, was sie machten, immer besser, doch Michaels Vorstellung vom Ausgang fand sie noch nicht befriedigend. Es fehlte das richtige Maß an Leidenschaft.

Schlechte Erinnerungen, dachte Linda. Nummer 4 verdient einen besseren Abgang.

Nummer 1 war unbeabsichtigt gestorben. Der Strick, mit dem sie gefesselt war, hatte sich verknotet und sie erdrosselt, als sie inmitten eines Albtraums vom Bett fiel. Michael und sie hatten nicht genug auf sie geachtet, und so hatte die erste Serie ein vorzeitiges Ende gefunden. Ihr Tod hatte dazu geführt, dass sie von da an sämtliche Aktivitäten peinlich genau überwachten. Doch entgegen ihren Plänen war Nummer 2 hinter den Kulissen gestorben. Ihr ursprüngliches Szenario hatte vorgesehen, Vergewaltigung und Mord nach Art des Snuff-Genres miteinander zu koppeln – doch es war in einen heftigen Kampf übergegangen, und Linda hatte sich gezwungen gesehen, die Übertragung abubrechen und Michael mit dem Messer beizuspringen. Es war schludrig und grotesk und ihrer Professionalität nicht würdig gewesen. Und eine riesige Schweinerei, die sie hinterher wegmachen mussten. Das Ganze hatte bei ihnen beiden einen schlechten Beigeschmack hinterlassen und war eine miserable Geschäftsidee gewesen.

Bei Nummer 3 waren sie sorgfältiger vorgegangen. Stundenlang hatten sie an den kleinsten Details ihres Todes gefeilt, doch am Ende schlug sie ihnen ein Schnippchen und wurde urplötzlich krank. Linda hatte den Verdacht, dass die Krankheit irgendwie auf die Schläge zurückzuführen war, die sie ihr verabreicht hatten. Sie hatten wohl tatsächlich den physischen Aspekt der Unterwerfung übertrieben. Aus diesen Fehlern hatten sie gelernt und waren mit Nummer 4 viel vorsichtiger umgegangen. Schmerzen zufügen, aber nicht verletzen. Quälen, aber nicht foltern. Missbrauchen, aber nicht mit allzu roher Gewalt.

Das Ergebnis konnte sich wahrlich sehen lassen.

Ihr Dilemma war andererseits, dass das Ende sich bis jetzt noch nie wie geplant vor laufender Kamera abgespielt hatte, während alle gebannt auf ihre Monitore oder Fernseher starrten. Sie wusste, dass die Klientel das erwartete – ja verlangte. Sie wollten Action und keine Unfälle oder abgebrochene Übertragungen und Entschuldigungen. Und ganz gewiss würden sie sich nicht damit zufriedengeben, dass Nummer 4 sich einfach nicht mehr bewegte und ein bisschen Blut herauswürgte so wie ihre Vorgängerin. Andererseits wollten sie auch nicht, dass Michael sie einfach in Echtzeit exekutierte. Das fand selbst Linda geschmacklos. Es würde sie in die Nähe von Terroristen rücken. Sie mussten etwas weitaus Intelligenteres, Kultivierteres bieten.

Linda betrachtete den Tisch mit ihrer Waffensammlung. Noch schemenhaft kam ihr eine Idee. Sie stand auf, ging hinüber und griff zu einem Magnum-Revolver Kaliber 357. Mit einer versierten Bewegung aus dem Handgelenk heraus öffnete sie die Kammer und sah nach, ob sie geladen war. Lächelnd legte sie die Waffe wieder weg und griff zu einem Block, der zufällig in der Nähe lag. Aufgeregt brachte sie ein paar Notizen zu Papier. Eine Herausforderung, dachte sie. Eine einmalige Herausforderung für die Zuschauer. Aber vor allem für Nummer 4.

Linda hob den Kopf. Sie hörte, wie draußen der Truck eintraf. Sie beugte sich über ihre Notizen und dachte: Michael wird begeistert sein.

Es war wie ein Geschenk.

Adrian merkte, wie Cassie sich direkt hinter seinem Kopf bewegte. Er lehnte sich im Sessel zurück und spürte, wie sie ihm mit den Fingern durchs Haar strich. Dann legte sie die Arme um ihn und drückte ihn wie ein Kind. Sie summt etwas vor sich hin wie früher, wenn der kleine Tommy krank war und Fieber hatte. Wahrscheinlich war es ein Schlaflied, doch er konnte die Melodie nicht erkennen. Dennoch beruhigte es ihn, und so war er bereit, als sie ihm zuflüsterte: »Es wird Zeit, Audie. Es wird Zeit ...«

Mark Wolfe war nicht mehr wichtig. Das Haus des Exhibitionisten, seine Mutter, sein Computer – all die grobschlächtigen Szenen, die er sich virtuell zugemutet hatte, schienen in die Ferne zu entgleiten. Detective Collins war nicht mehr wichtig. Sie ließ sich von Dienstvorschriften gängeln und war viel zu ängstlich bemüht, das Richtige zu tun, um wirklich hilfreich zu sein. Mary Riggins und Scott West waren von keinem Belang. Ihnen waren aus Arroganz, Unsicherheit und unkontrollierten Gefühlen die Hände gebunden. Der Einzige, der noch aktiv nach Jennifer suchte, war Adrian, und er wusste, dass er am Abgrund des Wahnsinns taumelte.

Vielleicht wendete sich der Wahn für ihn zum Vorteil, dachte er. Seine tote Frau und sein totes Kind und sein toter Bruder vermischten sich mit dem Mädchen unter der schwarzen Haube, das ihm durch den Bildschirm die Hand entgegenstreckte.

Es war, als lauschte er auf zwei Instrumente, die dasselbe Stück spielten, nur in verschiedenen Tonarten und Oktaven. Widerstrebend löste er sich aus der Umarmung seiner Frau. Er fühlte, wie ihre Hände von seiner Haut glitten und in Erinnerung an glücklichere Tage eine angenehme Glut hinterließen.

»Du hast jetzt genug in der Hand«, sagte sie und stupste ihn.

»Ja, das denke ich auch.«

Auf einem Blatt Papier hatte er die GPS-Koordinaten für die Website Whatcomesnext.com notiert. Er ging zu seinem eigenen Computer und zögerte einen Moment.

»Adrian, Liebling«, drängte ihn Cassie, »ich glaube, du musst dich beeilen.«

Er senkte den Blick und sah, wie seine Hände über der Tastatur schwebten. Drück aufs E. Schreib ein R. Buchstabiere ein Wort. Dann ein Mausklick. Er hing zwischen zwei Welten in der Luft. Zuerst hatte die Krankheit nur an ihm genagt und ihn in kleinen Dingen behindert, die für die meisten Menschen selbstverständlich sind. Jetzt verschlang sie ihn im großen Stil. Er spannte sämtliche Muskeln an. Er sagte sich, er dürfe sich nur nicht unterkriegen lassen. Er murmelte: »Du gibst jetzt nicht auf, du zögerst nicht. Du bringst das hier zu Ende, so wie du es gewohnt bist.« Seine eigene Stimme hallte durch sein kleines, mit Büchern vollgestopftes Arbeitszimmer wie durch ein Gewölbe.

Adrian fegte alle Zweifel vom Tisch und rief Google Earth auf. Der Bildschirm zeigte eine Adresse. Diese brachte ihn zu einem Immobilienangebot. Vor ihm erschien ein Dutzend Farbaufnahmen von einem alten, baufälligen, zweistöckigen Bauernhaus. Es wurden der Name und die Telefonnummer eines Maklers genannt. Er klickte auf das lächelnde Konterfei der Frau und stellte fest, dass sie viele Objekte anbot. Jedes davon wurde in glühenden Farben gepriesen. Adrian glaubte dem Anschein nicht. Er merkte, wie Cassie ihm über die Schulter sah. Auch sie gab wohl nichts auf die Beschreibung.

»Abgelegene Kaffs in der Pampa«, sagte Cassie, »die sich erhoffen, dass ein paar Reiche bei ihnen Wurzeln schlagen, ihr Geld ausgeben und alle, die da schon festhängen, aus dem Dreck ziehen.« Adrian sah das genauso und nickte.

»Da interessiert es keinen Menschen, was jemand treibt«, fuhr Cassie fort, »solange der es im Stillen tut und keine Schulden macht. Keine naseweisen Nachbarn, keine neugierigen Cops, würde ich vermuten. Einfach nur eine Menge stille, abgeschiedene Fleckchen fern der ausgetretenen Pfade.«

Adrian klickte den Befehl »Drucken« an und löste das vertraute Sirren aus.

»Besonders die Bilder. Du wirst die Bilder brauchen«, drängte ihn Cassie. Es kam ihm vor wie die Ermahnung, im Supermarkt nichts zu vergessen.

»Ich weiß«, antwortete Adrian. »Ich hab sie.«

»Du musst wirklich los«, drängte Cassie. Sie sprach mit dieser Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete und ihn an Situationen erinnerte, in denen Tommy in Schwierigkeiten steckte. Das war nicht oft passiert, doch in diesen seltenen Fällen hatte Cassie die Kunst an den Nagel gehängt und sich in eine Methodistenpfarrerin im schwarzen Talar verwandelt. Er stand auf und schnappte sich sein Sakko von der Rückenlehne.

»Du hast, glaube ich, noch was vergessen«, sagte sie.

Adrian nickte, denn er wusste genau, was sie meinte. Er freute sich, als er bemerkte, dass er mit festen Schritten das Zimmer durchquerte. Kein betrunkenes Schwanken, keine unbeholfenen Gehversuche. Nichts von der Unsicherheit eines alten Mannes. In der Diele sah er sich noch einmal um. Die Erinnerungen stürzten wie ein tosender Wasserfall auf ihn

ein – jeder Winkel, jedes Regal, jedes kleine Plätzchen erinnerte ihn an vergangene Tage. Er fragte sich, ob er je nach Hause zurückkehren würde. Als er so dand, flüsterte Cassie neben ihm: »Du brauchst einen Vers. Etwas Bewegendes. Etwas, das die Moral stärkt. ›Eine halbe Stunde, eine halbe Stunde noch voran ...‹ oder ›Der heut'ge Tag heißt Crispianus' Fest ...‹.«

Adrian hörte den Klang der Poesie in seinem Kopf, und sie brachte ein Lächeln auf seine Lippen. Gedichte über Krieger. Er trat in den frühen Morgen und stellte fest, dass sich seine Frau aus irgendeinem unerfindlichen Grund plötzlich von ihrem gemeinsamen Zuhause löste und an seiner Seite blieb. Er verstand nicht, weshalb sie nicht länger drinnen eingesperrt war, doch die Veränderung machte ihn glücklich und beschwingt. Er spürte, dass sie im Gleichschritt mit Brian ging, und vermutete, dass auch Tommy nicht weit war.

Adrian und seine Toten marschierten zielstrebig zu seinem alten Volvo, der in der Einfahrt wartete.

Adrians Stimme am Handy von Mark Wolfe hatte sich bei Terri Collins in einem dunklen Winkel ihres Bewusstseins eingenistet und ließ ihr seit dem Anruf keine Ruhe mehr. Sie konnte sich keinen Reim darauf machen, was die beiden zusammenbrachte und veranlasste, ihr Fragen über Tattoos und Narben zu stellen.

Sie war auf dem Weg zu ihrem Büro. Wie jeden Morgen um die Zeit verschonte die Rushhour nicht einmal die Hauptverkehrsadern der hehren kleinen Universitätsstadt.

Herauszubekommen, was der Professor im Schilde führte, stand auf ihrer Erledigungsliste ganz obenan. Da ihre Ermittlungen ohnehin zum Stillstand gekommen waren, hatte sie nicht zu befürchten, dass er ihr ins Handwerk pfuschen würde. Sie blickte sich unter den anderen Autofahrern um und hielt an, um einen Schulbus vorbeizulassen, der an einer Grundschule in die Aussteigespur schwenkte.

Das erinnerte sie daran, Mark Wolfe mehr Druck zu machen. Zwar glaubte sie nicht, dass sie ihn dazu bringen konnte, noch am selben Tag seine Sachen zu packen und alle seine perversen Wünsche in eine andere Gemeinde mitzunehmen, wo sich die dortige Polizei damit herumschlagen durfte – anderen den Dreck vor die Füße kehren, hieß es im Jargon der Polizei, wenn die Verantwortung auf einen anderen Zuständigkeitsbereich überging. Doch der Tag, an dem seine Mutter ins Pflegeheim kam, das war der Tag, an dem sie Mark Wolfe klarmachen würde, dass es eine brillante Idee wäre wegzuziehen.

Sie fuhr an der Schule vorbei und warf einen flüchtigen Blick zur Seite, wo der gelbe Bus seine Ladung ausspie. Zwei gestresste Lehrer dirigierten die ungezügelte Bande zur Eingangstür. Der Anfang eines ganz normalen Tages. Sie wusste, dass ihre eigenen Kinder schon drinnen waren, hoffte aber trotzdem, noch einen Blick auf sie zu erhaschen. Sie stellte sich vor, wie sie in ihrer jeweiligen Klasse geräuschvoll ihren Platz aufsuchten. Auf dem Stundenplan standen Mathematik und Kunst, und keins der Kinder hatte die geringste Ahnung, dass quasi um die Ecke alle möglichen Gefahren lauerten. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, jedes Kind vor jedem Schaden zu behüten. Was ihr kein bisschen dabei half, sich weniger verantwortlich zu fühlen.

Das Polizeirevier lag nur fünf, sechs Straßen von der Schule entfernt, und sie bog auf den Parkplatz hinter dem Gebäude ab. Sie schnappte sich die Schultertasche, Dienstmarke und Waffe. Sie schätzte, dass der Professor eine weitere strenge Mahnung brauchte, nicht in die Polizeiarbeit hineinzupfuschen – eine Mischung aus Standpauke und Drohgebärde. Es war angenehm warm. Einbruchszeit, musste sie denken. Stiegen die abendlichen Temperaturen, fühlten sich nächtliche Diebe ermutigt. Das waren meist ärgerliche Verbrechen, weil der Verlust in der Regel in keinem Verhältnis zu dem bürokratischen Aufwand stand, den die Versicherungsgesellschaften forderten, und die Opfer zudem auf längere Sicht verängstigt waren. Das ganze kriminelle Unternehmen artete für alle Beteiligten in einen einzigen Nervenkrieg aus. Mit der Aussicht, den Rest des Tages über eingehenden Meldungen und Anzeigen zuzubringen und allenfalls zu einem Wohn- oder Geschäftshaus rauszufahren, um sich ein eingeschlagenes Fenster oder eine zersplitterte Küchentür anzusehen, betrat Terri Collins die Station.

Ihr erster Blick fiel auf den Sergeant im Dienst, der im Eingangsbereich hinter dem Sicherheitsglas an seinem Wachtisch saß. Der Beamte hatte graues Haar und einen Schmerbauch, doch ein sicheres Händchen für Leute, die hereinstürmten, um sich lautstark über nicht angeleinte Hunde, über Studenten, die in den öffentlichen Parkanlagen in einen Busch pinkelten, über widerrechtlich geparkte Autos und ähnliche Ärgernisse zu beschweren. Der Sergeant verwies sie dann auf eine Reihe harter Plastikstühle an der Wand. Dies nannte sich Warteraum.

»Der Typ da wartet schon seit einiger Zeit auf Sie«, sagte der Sergeant durch das Sicherheitsglas. Terri rührte sich nicht, als Mark Wolfe sich erhob. Er wirkte irritiert und verdrießlich, und seine Erscheinung ließ darauf schließen, dass er übernächtigt war. Sie ließ ihn gar nicht erst zu Wort kommen. »Wie darf ich es mir erklären, dass Professor Thomas mich mit Ihrem Handy angerufen hat?«

Wolfe zuckte die Achseln. »Ich hab ihm bei ein paar Recherchen geholfen, und er hat mich darum gebeten ...«

»Was für Recherchen?«

Wolfe trat von einem Bein aufs andere. Er senkte die Stimme. »Deshalb bin ich ja hier. Ich meine, ich hätte die Sache einfach fallenlassen sollen, aber der alte Herr ...«

»Mister Wolfe, was für Recherchen?«

»Ich hab ihm dabei geholfen, nach diesem Mädchen zu suchen Klein-Jennifer. Die Kleine, die verschwunden ist.«

»Was verstehen Sie unter ›ihm helfen‹? Und was genau heißt ›suchen‹?«

»Er ist davon überzeugt, dass die Kleine auf irgendeiner Porno-Website auftaucht. Er hat ein paar ziemlich wilde Theorien darüber, weshalb sie entführt worden ist, und ...« Wolfe sprach nicht weiter.

Das leuchtete durchaus ein, besonders die »wilden Theorien«. »Und was führt Sie nun her? Sie hätten mich einfach anrufen können.«

Mark Wolfe zuckte die Achseln. »Der alte Herr ist nicht aufgetaucht«, sagte er. »Der Professor hat gesagt, er komme heute früh wieder, damit wir weitermachen können. Ich hab mich extra bei meinem Chef krankgemeldet, verdammt, und wir wollten ...«

»Wollten was?«, fragte Terri in scharfem Ton.

»Ich hab ihm die Sachen im Internet gezeigt.« Wolfe sprach langsam und mit Bedacht. »Er wollte, na ja, er wollte einige ziemlich entlegene Dinge sehen. Ich meine, er ist Psychologe, verflucht noch mal, und ich hab ihm nur ausgeholfen. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie und wo er suchen muss, und ...«

»Sie schon«, ergänzte Terri zugeknöpft.

Wolfe sah sie mit einem Blick an, der stumm signalisierte: Was hätten Sie denn gemacht? »Dass Sie mich nicht falsch verstehen. Ich mag den alten Mistkerl irgendwie«, sagte Wolfe in einem Ton, der von einer drolligen Zuneigung zeugte.

»Hören Sie, wir beide wissen, dass er ein bisschen verrückt ist, aber er lässt sich auch nicht beirren, wenn Sie wissen, was ich meine ...« Wolfe legte eine Pause ein, um Terris Pokerface zu deuten. Er schien einen anderen Gang einzulegen und fügte betont forsch hinzu: »Ich muss mit Ihnen reden, aber unter vier Augen.«

»Unter vier Augen?«

»Ja. Ich will keinen Ärger kriegen. Hören Sie, Detective, ich versuche hier, der Gute zu sein. Ich hätte zu Hause bleiben und sagen können, du kannst mich mal, aber so bin ich nicht. Ich bin hergekommen, um es Ihnen zu sagen. Der Professor ist ziemlich angeschlagen, ist Ihnen doch bestimmt nicht entgangen ...« Wolfe beäugte Terri, um zu sehen, ob sie sich in diesem Punkt einig waren. »Und, na ja, ich mach mir Sorgen um ihn, ist das so verwunderlich? Wie wär's, wenn Sie ein bisschen Nachsicht üben würden?«

Terri überlegte. Sie wusste nicht recht, was sie von alledem halten sollte, und dass der Sexualstraftäter mit einem Schlag ein anständiges, gesetzestreues Mitglied der Gesellschaft werden sollte, war ein gewöhnungsbedürftiger Gedanke. Doch irgendetwas hatte ihn dazu gebracht, aufs Revier zu kommen, und dieses Etwas musste schon ein starker Ansporn sein, denn einen Mann von seinem Schlag zog es nicht im Mindesten zum Freund und Helfer. »In Ordnung«, sagte sie. »Wir können unter vier Augen reden. Aber zuerst sagen Sie mir, wieso.«

Wolfe lächelte auf eine Art, die ihr Misstrauen noch mehr schürte. »Nun ja«, sagte er, »ich schätze, dass der Professor kurz davor ist, jemanden zu erschießen.«

Wolfe wusste zwar nicht, ob das stimmte; andererseits hatte Adrian so lange mit der Halbautomatik vor seinem Gesicht herumgefuchelt, dass der Schluss keineswegs abwegig war. Bei näherer Betrachtung lag es sogar nahe, dass das Risiko tödlicher Verwundungen beträchtlich stieg, wenn man die Möglichkeit einbezog, dass der Professor vage in die Richtung eines Menschen zielte und aus Versehen einen Schuss abfeuerte.

Obwohl Wolfe mehrfach versicherte, dass sie ihn dort nicht finden würden, fuhren sie zu Professor Thomas' Haus. Wie er der Kommissarin vorausgesagt hatte, war sein Auto nicht da, und die Haustür stand offen. Ohne zu zögern, ging Terri Collins hinein, während Mark Wolfe ininigem Abstand folgte. Während die eine sich bewusst machte, dass sie eine ziemlich eindeutige Dienstvorschrift missachtete, war der andere äußerst gespannt.

Vor ihnen breitete sich ein beträchtliches Chaos aus. Terri ignorierte es und nahm nur am Rande wahr, dass es sich seit ihrem ersten Besuch bei dem Professor deutlich verschlimmert hatte. Inzwischen war nicht mehr der geringste Versuch zu erkennen, ein Mindestmaß an Ordnung und Sauberkeit aufrechtzuerhalten. Kleider, Geschirr, Abfälle und Papiere breiteten sich über sämtliche Ablageflächen aus. Es war, als wäre erst vor wenigen Minuten ein Sturm durchs Haus gebrast.

Sie erhob die Stimme: »Professor Thomas?«, auch wenn sie wusste, dass sie ihn nicht antreffen würden. Sie ging durchs Wohnzimmer und rief noch einmal: »Professor Thomas, sind Sie da?«, während Wolfe in ein Nebenzimmer trat. Sie fuhr ihn an: »Hey, Sie bleiben bei mir«, doch er ignorierte sie.

»Das hier müssen Sie sich ansehen«, rief Wolfe zur Antwort.

Sie ging zu ihm und sah, dass er sich bereits an den Computer im Arbeitszimmer des Professors gesetzt hatte. Wolfe tippte furios. »Was wollen Sie mir zeigen?«, fragte sie.

»Ich nehme mal an, Sie wollen die Website sehen, bei der er so aus dem Häuschen geriet. Er hat versucht, mir weiszumachen, es sei nicht die richtige, aber dann hat er Sie wegen der verdammt Narbe angerufen und dieses ...«

»Ja, das Tattoo, erzählen Sie weiter ...« Sie beugte sich zum Monitor vor.

Vor ihnen erschien die Eingangsseite von Whatcomesnext.com. Wolfe tippte das Passwort »Jennifer« ein. »Hallo, Psychoprof«, wurde er begrüßt, bevor eine junge Frau zu sehen war. Das Bild wirkte auf Terri körnig, ein wenig

verwackelt und unscharf; andererseits merkte sie, wie sich ihr Puls beschleunigte, so dass es vielleicht eher an ihr lag und nicht an der hochauflösenden Übertragung.

Sie sah eine nackte junge Frau, die mit Handschellen an eine Wand gekettet war und in embryonaler Haltung dalag, während sie ein Stofftier umklammerte. Die Gestalt der jungen Frau war teilweise von der Kamera abgewandt, so dass die Einzelheiten ihres Körpers schwer auszumachen waren, und außerdem steckte ihr Gesicht unter einer schwarzen Haube. Sie sah das Tattoo der schwarzen Blume an einem dünnen Arm. Aber nicht die Narbe, nach der sie Professor Thomas gefragt hatte. »Mein Gott«, sagte sie. »Was zum Teufel ist das?«

»Eine Webcam-Direktübertragung«, sagte Wolfe. Er klang ein bisschen wie der Professor. »Die Leute wollen heute alles live haben, in Echtzeit, ohne Verzögerung. Augenblickliche Befriedigung.«

Terri starrte unverwandt auf den Monitor und versuchte, das Bild der jungen Frau mit ihrer Erinnerung an Jennifer in Deckung zu bringen, womit sie, ohne es zu wissen, genau dasselbe tat wie vor ihr Adrian. »Das muss eine Schauspielerin sein«, sagte Terri fassungslos.

»Ach ja?«, schnaubte Wolfe. »Detective, von dem hier haben Sie keine Ahnung.«

Er klickte auf den Button, der das Menü auf den Bildschirm brachte. Er ging auf ein beliebiges Kapitel, und plötzlich sahen sie beide, wie sich das Mädchen, das jetzt eine Augenbinde trug, wusch und dabei versuchte, ihre Blöße vor neugierigen Blicken zu verbergen. Währenddessen trat immer wieder die Gestalt eines Mannes ins Bild. Diesmal sah auch Terri die Narbe. »Die passt nicht«, sagte sie, auch wenn sie nicht ganz überzeugend klang.

»Sicher«, antwortete Wolfe. Er sprach jetzt schnell und aufgeregt. »Das haben Sie gestern Abend zum Professor gesagt, allerdings war für mich offensichtlich, dass er Ihnen nicht geglaubt hat. Oder er hat gedacht, es handelt sich um Hollywood-Make-up.«

»Ich müsste ihr Gesicht sehen«, sagte Terri. Sie sprach jetzt nur noch im Flüsterton.

»Wird erledigt«, sagte Wolfe. »Mehr oder weniger. Sie haben sie immer maskiert.« Er rief das Kapitel mit dem Interview von Nummer 4 auf. Ihre Stimme war ein wenig verzerrt, als sie die Fragen beantwortete, und Wolfe erklärte fachmännisch: »Wahrscheinlich haben sie die Tonspur ein bisschen manipuliert, damit man nicht sofort erkennt, wie sie klingt.«

Terri starrte auf das Mädchen mit der Augenbinde und achtete auf jedes Wort, das sie sagte. Sie dachte an die Gelegenheiten zurück, bei denen sie selbst Jennifer gegenübergesessen hatte. Sie versuchte, etwas in der Stimme wiederzuerkennen, aus dem sie schließen konnte, dass ihre Erinnerung an Jennifer und das, was sie vor sich hatte, identisch waren. Das muss sie sein, dachte sie selbst in dem Moment, als sie zu ihrem Staunen hörte, wie das Mädchen sagte: »Ich bin achtzehn.«

»Wo –«, fing sie an.

»Das ist es ja«, sagte Wolfe. »Das ist nicht in L. A. oder Miami oder Texas. Diese verdammte Website ist ungefähr zwei Stunden von hier.« Braucht es nur zwei Stunden, um jemanden in die Hölle zu schicken?, dachte Terri.

»Ich hab die GPS-Koordinaten«, fuhr Wolfe fort. »So wie der Professor. Da ist er wahrscheinlich hin. Das heißt, da gehe ich jede Wette ein. Er ist uns nur ein Stückchen voraus. Nur dass der alte Mann wohl nicht so schnell fährt.«

Das sehe ich anders, dachte Terri, auch wenn sie es nicht aussprach. Sie zückte ihr Handy, doch Wolfe schüttelte den Kopf. »So modern ist er nun auch wieder nicht«, sagte er in Beantwortung der naheliegenden Frage.

»Na schön. Dann beeilen wir uns«, sagte Terri. Wolfe klickte auf die Maus, und die Website verabschiedete sich mit einem beschwingten »Auf Wiedersehen, Psychoprof«.

Fast genau in den Fußstapfen, die Adrian nicht lange vor ihnen hinterlassen hatte, rannten sie aus Adrians Haus über die Einfahrt zu Terris Wagen. Hätten sie nicht ganz so prompt reagiert und nur wenige Sekunden vor dem Monitor verweilt, hätten sie gesehen, wie das Mädchen mit der schwarzen Haube vor Schreck erstarrte, als die Tür zu ihrer Zelle aufging.

Jennifer wich zurück, auch wenn sie, mit dem Rücken an der Wand und ans Bett gekettet, nirgends hinkonnte. Sie horchte auf die inzwischen vertrauten Geräusche der Frau, wenn sie den Raum durchquerte. Sie fühlte sich geschlagen, missbraucht und ausgehungert. Das Bluten zwischen ihren Beinen hatte aufgehört, doch sie war immer noch wund. Sie wusste, dass sie nur noch aus Haut und Knochen bestand und sich mit letzter Kraft an ein kaum noch nennenswertes Leben klammerte; wenn sie sich bewegte, würde sie klappern wie ein Skelett.

Sie nahm an, dass der Mann ganz in der Nähe war, auch wenn sie ihn nicht hören konnte. Er bewegte sich immer lautlos, was eigentlich noch beängstigender war, nur dass sie sich längst jenseits der Grenze befand, die zwischen Angst und Vernunft verlief. Es war ihr nicht mehr möglich, noch mehr Angst zu haben, und so kam es, dass sie sich seltsamerweise kaum noch fürchtete. Sie dachte: Wenn man weiß, dass man stirbt, dann hat es irgendwie den Schrecken verloren. Mein Dad hatte keine Angst. Ich habe keine Angst. Nicht mehr. Egal, was ihr mit mir vorhabt, nur zu, dann tut es. Es macht mir nichts mehr aus. Sie merkte, wie die Frau näher kam. Sie glaubte, dass sie sich über sie beugte.

»Hast du Durst, Nummer 4?«, fragte die Frau.

Jennifer wurde plötzlich bewusst, dass sich ihre Kehle wie Sandpapier anfühlte. Sie nickte.

»Dann trink.« Die Frau schob ihr eine Flasche Wasser in die Hand. Die Haube hatte immer noch den kleinen Schlitz über ihrem Mund, den die Frau eingeschnitten hatte, bevor sie ihr an ihrem ersten Tag als Nummer 4 das Betäubungsmittel gab. Mühsam bekam sie die Flasche an die Lippen, und selbst als es ihr gelang, lief ihr ein Teil des Wassers die Brust herunter. Sie hielt die Luft an und trank die Flasche in gierigen Schlucken leer. Sie vermutete, dass sie wieder eine Droge enthielt, und das war gut so, denn bei dem Gedanken daran, was sie mit ihr vorhatten, war sie froh, wenn sie weniger Schmerzen empfand.

»Besser, Nummer 4?«

Jennifer nickte, auch wenn es nicht stimmte. Nichts war besser. Plötzlich wurde der Wunsch, laut zu schreien: »Ich heiße Jennifer«, übermächtig, doch sie war zu schwach, die Worte über die ausgedörrten Lippen zu bringen. Selbst nachdem sie getrunken hatte, blieb sie stumm.

Einen Moment herrschte Schweigen, und Jennifer hörte, wie Holz auf dem harten Betonboden kratzte. Sie wusste, was das war. Der Mann, der noch nichts gesagt hatte, schob den Interviewstuhl an die übliche Stelle. In der nächsten Sekunde bestätigte die Frau ihre Vermutung. »Ich möchte, dass du zum Fußende kommst. Da steht der Stuhl, auf dem du schon gegessen hast. Entspann dich. Sieh nach vorn.«

Die Anweisungen der Frau waren einfach und direkt und kamen in fast sanftem Ton. Zu ihrer Überraschung hörte Jennifer eine gewisse Modulation in der Stimme der Frau. Die harte, monotone Sprechweise, die sich über all die Tage ihrer Gefangenschaft hinweg so grausam angehört hatte, war einer weichen Klangfarbe gewichen. Fast erinnerte sie an die professionelle Freundlichkeit einer Empfangsdame, als ob die Frau Jennifer um nichts weiter bäte, als bis zu ihrem vor langer Zeit vereinbarten Termin ein Weilchen Platz zu nehmen.

Sie traute diesem neuen Ton nicht im Geringsten. Sie wusste, sie wurde nach wie vor gehasst. Sie hoffte, dass sie im Gegenzug genauso hassen konnte.

»Es ist Zeit für ein paar weitere Fragen, Nummer 4. Nicht viele. Es wird nicht lange dauern.«

Jennifer kroch und taumelte vom Bett, so dass ihre Ketten klirrten, und tastete sich zum Stuhl. Mister Braunbär schleppte sie mit, wie ein Soldat, der versucht, einen verwundeten Kameraden aus der Schusslinie zu ziehen. Ihre Nacktheit oder die Kamera, die unerbittlich neugierig ihren Körper erkundete, waren ihr inzwischen egal. Sie tastete sich voran, bis sie den Sitz fand und sich darauf niederließ. Dann starrte sie geradeaus auf die Stelle, wo, wie sie wusste, die Linse auf sie gerichtet war.

Es trat eine Pause ein, bevor die Frau fragte: »Lass hören, Nummer 4 ... träumst du davon freizukommen?«

Die Frage erstaunte sie. Wie bei sämtlichen anderen Fragen, mit denen die Frau ihre Gefühle ausloten wollte, wusste Jennifer auch diesmal nicht, wie die richtige Antwort lautete. »Nein«, sagte sie langsam. »Ich träume davon zurückzugehen, davon, wie es gewesen ist, bevor ich hierher gekommen bin.«

»Aber du hast uns doch erzählt, dass du dein Leben nicht ertragen konntest. Du hast uns erzählt, dass du davor fliehen wolltest. War das gelogen?«

»Nein«, antwortete Jennifer rasch.

»Ich denke, doch, Nummer 4.«

»Nein, nein, nein«, beteuerte Jennifer flehentlich, auch wenn sie nicht wusste, worum sie flehte.

Die Frau legte eine wirkungsvolle Pause ein, bevor sie fortfuhr. »Nummer 4, was wird deiner Meinung nach jetzt mit dir passieren?«

Jennifer hatte das Gefühl, als wären zwei von ihr im Zimmer, die denselben Platz ausfüllten. Der einen Hälfte von ihr wurde schwindelig, sie war von dem geringfügigen Tonwechsel der Frau verwirrt, während die andere Hälfte nur noch kalt, mit erstarrten Gefühlen registrierte, dass sie, egal, was sie sagte oder tat, dem Ende nahe war, auch wenn sie nicht darüber nachzudenken wagte, wie sie sterben sollte. »Ich weiß es nicht«, antwortete sie.

Die Frau wiederholte ihre Frage. »Nummer 4, was, glaubst du, wird jetzt mit dir geschehen?«

Darauf eine Antwort zu erwarten war so grausam wie alles andere, was sie ihr angetan hatten, dachte Jennifer. Darauf zu reagieren war schlimmer, als geschlagen, angekettet, gedemütigt, vergewaltigt und gefilmt zu werden. Die Frage verlangte von ihr, in die Zukunft zu blicken, was sich seelisch so anfühlte, wie mit einer Rasierklinge geschnitten zu werden. Jennifer wurde klar, dass es schrecklich genug war, im Hier und Jetzt zu leben, doch darüber hinaus zu spekulieren erschien ihr noch schlimmer.

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht«, sagte sie. Die Worte brachen schrill und unwillkürlich wie ein Sturzbach aus ihr hervor und trotzten der dämpfenden Wirkung der Haube.

»Nummer 4, ich will es ein letztes Mal versuchen. Was –«

Jennifer unterbrach sie. »Ich glaube«, antwortete sie in Panik, »ich werde«, sie versuchte, langsamer zu sprechen, »nie hier wegkommen. Ich glaube, ich werde für den Rest meines Lebens hier sein. Ich glaube, das hier ist jetzt mein Zuhause, und es gibt kein Morgen oder Übermorgen. Nicht einmal eine nächste Minute. Es gibt nur das hier. Diesen Moment. Weiter nichts.«

Die Frau sagte eine Weile nichts, und Jennifer wusste nicht, ob ihr das, was sie gesagt hatte, gefallen hatte oder auch nicht. Es war ihr egal. Es war ihr gelungen zu antworten, ohne die einzige richtige Antwort auszusprechen, Ich werde sterben.

Dann lachte die Frau. Es war ein schneidendes Geräusch, das Jennifer durch und durch ging und fast physisch wehtat.

»Möchtest du dich retten, Nummer 4?«

Was für eine blöde Frage, dachte Jennifer. Ich kann mich nicht retten. Es hat nie eine Möglichkeit gegeben, mich zu retten. Doch während ihr diese Worte durch den Kopf schwirrten, nickte sie klar und deutlich.

»Gut«, sagte die Frau. Wieder herrschte kurzes Schweigen. »Ich habe eine Bitte, Nummer 4«, fuhr die Frau fort.

Eine Bitte? Ich soll ihr einen Gefallen tun? Unmöglich. Jennifer beugte sich ein wenig vor. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Jedes Wort der Frau war Lug und Trug, sie konnte nur nicht sagen, was sie diesmal im Schilde führte. »Du wirst tun, worum ich dich bitte?«, fuhr die Frau fort.

Jennifer nickte erneut. »Ja, egal, was, ich werde es tun.« Sie glaubte, dass ihr gar keine andere Wahl blieb.

»Wirklich alles?«

»Ja.«

Schweigen. Jennifer rechnete schon damit, dass sie ihr aufs Neue Schmerz zufügen würde. Sie wird mich schlagen. Vielleicht wird der Mann mich noch einmal vergewaltigen.

»Gib mir deinen Bären, Nummer 4.«

Jennifer begriff nicht. »Was?«, fragte sie.

»Ich will den Bären, Nummer 4. Sofort. Gib ihn mir.«

Jennifer war aufgelöst. Sie wollte schreien. Sie wollte weglaufen. Genauso gut hätte sie von ihr verlangen können, ihr Herz oder ihren Atem auszuhändigen. Mister Braunbär war das Einzige, was Jennifer daran erinnerte, Jennifer zu sein. Sie spürte das raue, synthetische Fell des Stofftiers an ihrer nackten Haut. In diesem Moment fühlte es sich so an, als sei das Tier mit ihrem Körper verwachsen.

Mister Braunbär aufgeben? Ihr schnürte es die Kehle zu. Sie krächzte, rang nach Luft und wippte auf ihrem Stuhl vor und zurück, als hätte ihr jemand einen schweren Schlag in die Brust versetzt. »Ich kann nicht, ich kann nicht«, stöhnte Jennifer.

»Der Bär, Nummer 4. Als kleines Andenken an dich.«

Ihr stiegen die Tränen in die Augen, und ihr wurde flau. Sie fürchtete, sich zu übergeben. Die winzigen Stofftierarme schienen sich wie die eines Babys an sie zu klammern. Am liebsten wäre sie in ein Loch gestürzt, um sich vor diesem Verrat in Sicherheit zu bringen.

»Der Bär, Nummer 4. Das ist das letzte Mal, dass ich dich darum bitte.«

Sie wusste nicht, was ihr anderes übrigblieb. Langsam löste sie Mister Braunbär von ihrer Brust und streckte ihn von sich. Ihre Schultern schüttelten sich, und sie konnte das Schluchzen nicht länger unterdrücken. Als Mister Braunbär ihr weggenommen wurde, spürte sie die Hand der Frau. Sie versuchte, dem Stofftier das Fell zu streicheln, bevor sie es ihr gab. Jetzt war sie vollkommen allein. Sie konnte nur noch denken: Es tut mir leid es tut mir leid es tut mir leid leb wohl leb wohl leb wohl. Die nächsten Worte der Frau hörte sie kaum.

»Danke, Nummer 4. Und jetzt ist, wie wir glauben, die Zeit fürs Ende gekommen. Wäre das für dich akzeptabel?«

Bei der Frage bekam sie für einen Moment keine Luft.

»Akzeptabel, Nummer 4?«

Mister Braunbär, es tut mir leid. Ich hab dich im Stich gelassen. Es ist meine Schuld. Es tut mir so leid. Ich wollte dich

retten.

»Zeit, es zu beenden, Nummer 4?«

Sie begriff, dass auf die Frage immer noch eine Antwort verlangt wurde. Jennifer fiel keine ein. Sag ja, und du stirbst. Sag nein, und du stirbst.

»Würdest du gerne nach Hause gehen, Nummer 4?«

Das bisschen Luft, das sie noch in der Lunge hatte, stieg ihr in die Kehle. Sie glaubte, dass es heiß war und dampfte und zugleich wie ein kalter Blizzard toste, beides zugleich.

»Möchtest du, dass es vorbei ist?«, beharrte die Frau.

»Ja,« quiekte Jennifer heiser und schluchzte.

»Also das Ende, Nummer 4?«

»Ja, bitte«, sagte Jennifer.

»Wie du willst«, antwortete die Frau.

Jennifer konnte weder glauben noch begreifen, was vor sich ging. Phantasievorstellungen von Freiheit wirbelten ihr durch den Kopf. Sie zuckte zusammen, und plötzlich spürte sie, wie die Frau sie mit den Händen berührte. Es war, als fasste sie an einen Draht unter Strom, und so zitterte sie am ganzen Körper. Die Frau nahm ihr langsam die Handschellen ab und ließ sie scheppernd zu Boden fallen. Die Kette rasselte, als auch sie auf den Beton fiel. Jennifer wurde übel, als wäre sie seekrank, und sie schwankte, als hätten die Kette und die Handschellen sie aufrecht erhalten.

»Die Haube bleibt, wo sie ist, Nummer 4. Du wirst wissen, wann du sie abnehmen darfst.«

Erst jetzt merkte Jennifer, dass sie die Hände an den schwarzen Stoff gehoben hatte, der ihr den Kopf bedeckte. Sie gehorchte auf der Stelle und ließ die Hände in den Schoß fallen. Doch sie war schrecklich verwirrt. Woher sollte sie das wissen?

»Ich lege dir den Schlüssel, mit dessen Hilfe du diesen Ort verlassen kannst, vor die Füße«, sagte die Frau langsam. »Mit diesem Schlüssel kannst du die einzige Tür zwischen dir und der Freiheit öffnen, die noch verschlossen ist. Bitte bleib einige Minuten lang sitzen. Du solltest laut zählen. Wenn du dann glaubst, dass genug Zeit verstrichen ist, kannst du ihn nehmen und überlegen, ob es für dich nun Zeit ist, nach Hause zu gehen. Für diese Entscheidung kannst du dir so viel Zeit nehmen, wie du willst.«

Jennifer verstand gar nichts mehr. Das Einzige, was nachvollziehbar klang, war das mit dem Sitzenbleiben und dem lauten Zählen. Die übrigen Anweisungen dagegen ergaben nicht den geringsten Sinn. Sie blieb, wo sie war. Sie hörte, wie die Frau durch die Zelle lief und die Tür aufging. Es folgten das Schließen und Quietschen eines Riegels.

Sie schien im Kopf zu fiebern und konnte die Bilder, die sie überfluteten, nicht ordnen. Der Schlüssel sollte direkt vor ihr liegen. Sie hauen ab, dachte sie. Sie machen sich aus dem Staub und wollen nur, dass ich so lange warte, bis sie weg sind. So verhalten sich Kriminelle. Sie wollen sichergehen, dass ihnen niemand folgt. Das ist in Ordnung. Den Gefallen kann ich ihnen tun. Ich kann tun, was sie verlangen. Geht nur. Lasst mich hier. Ich komm schon zurecht. Ich finde schon nach Hause.

»Eins und zwei und drei ...«, flüsterte sie. Sie konnte nichts dagegen tun. In die Schuldgefühle mischte sich die Hoffnung. Es tut mir leid, Mister Braunbär, du müsstest jetzt bei mir sein. Ich müsste dich mit nach Hause nehmen. Es tut mir leid. Ihr Körper verkrampfte sich vom Kopf bis zu den Füßen. Sie stellte sich vor, wie sie Mister Braunbär an ihrer Stelle folterten. Sie glaubte nicht, dass sie es sich je verzeihen würde, dass sie den Bären im Stich gelassen hatte. Sie glaubte nicht, dass sie ohne ihn nach Hause konnte. Sie wusste, dass sie ihrem Vater nicht ohne ihn in die Augen sehen konnte, auch wenn ihr Vater tot war, was in diesem Moment kein Hindernis zu sein schien. Jeder Teil von ihr krampfte sich zusammen, als würden ihr die Glieder ineinandergeschraubt.

»... einundzwanzig, zweiundzwanzig ...«

Sie wollte unbedingt genug Zeit verstreichen lassen. Lass sie entkommen. Lass sie ziehen. Du wirst sie nie wiedersehen. Es leuchtete ihr ein. Sie sind mit mir fertig. Es ist vorbei. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten und schluchzte los. Sie wagte nicht, die Worte Ich werde leben zu Ende zu denken – doch dieses Gefühl wallte in ihr auf, während sie die Sekunden verstreichen ließ.

Als sie langsam und gewissenhaft bis zweihundertvierzig gezählt hatte, hielt sie es nicht länger aus. Den Schlüssel, sagte sie sich. Nimm den Schlüssel. Geh nach Hause.

Ohne aufzustehen, bückte sie sich, streckte die Hand aus und tastete mit den Fingern über den Boden, bis sie an etwas Hartes, Metallisches stieß. Jennifer hielt inne. Es fühlte sich anders als ein Schlüssel an. Sie tastete sich weiter vor, und ihre Hand legte sich um etwas Hölzernes.

Ihre Fingerspitzen strichen über die Form des Schlüssels. Etwas Rundes. Etwas Langes. Etwas Schreckliches. Sie zuckte heftig zurück und schnappte hörbar nach Luft, als hätte sie sich die Finger verbrannt. Sie dachte: Das schreiende Baby. Eine Lüge. Die spielenden Kinder. Eine Lüge. Der Lärm eines Streits. Auch das eine Lüge. Die Polizei ein Stockwerk über ihr. Eine Lüge.

Ein Schlüssel, um dich zu befreien. Die schlimmste von allen Lügen. Zu ihren Füßen lag kein Schlüssel zu einer Tür. Dort

lag eine Pistole.

Adrian nahm mindestens drei falsche Abzweigungen und wusste nach einer Reihe holpriger Straßen nicht mehr, wo er war. Sie führten durch eine Reihe kleiner Städtchen, die pittoresk gewesen wären, hätten nicht die allgegenwärtigen Zeichen von Armut und Verfall den Eindruck getrübt. Zu viele aufgebockte rostige Autowracks auf Abstellplätzen, zu viele alte landwirtschaftliche Geräte, die an wackeligen Zäunen lehnten. Er kam an Scheunen vorbei, die seit mindestens zehn Jahren keinen Anstrich mehr gesehen hatten, mit Dächern, die unter der Schneelast zu vieler strenger Winter eingesackt waren, daneben auch an extrabreiten, mit Satellitenschüsseln versehenen Caravans. Handbemalte Werbetafeln für echten Ahornsirup oder echtes amerikanisches Kunsthandwerk schossen über Kilometer wie Pilze aus dem Boden.

Er fuhr auf Straßen, die an keine beliebten Ziele führten. Es waren gewundene, schmale Sträßchen weitab von jenen Regionen Neuenglands, welche die Reisebroschüren füllten. Über weite Strecken dichter, wilder Baumbewuchs, der sich zu beiden Seiten der Fahrbahn erstreckte und mit den ersten Blattknospen sein frisches Grün ausbreitete. Zwischen den Wäldchen lagen Felder, auf denen einmal Milchkühe und Schafe geweidet hatten. Diese Gegenden von Amerika fristeten ein Mauerblümchendasein – bestenfalls zur Kenntnis genommen, wenn man sie möglichst zügig durchquerte, um irgendwo anders hinzukommen, zu einem exklusiven Sommerhaus am See oder einer teuren Ferienwohnung in einem Skigebiet. Mehr als einmal sah sich Adrian gezwungen, eine Strecke zurückzufahren, nachdem er stehen geblieben war, um sich seine altmodische, zerfetzte Landkarte anzusehen, die er aus dem Handschuhfach genommen hatte. Im Grunde hatte er keinen Plan.

Seine spontane Fahrt ins Blaue hatte sich dank all der Fehlentscheidungen, wie man sie eher von einem zwanzig Jahre älteren Mann erwartet hätte, beträchtlich verzögert. Er wusste, dass jede Minute zählte. Er trat wie jemand aufs Gas, der in Panik zum Krankenhaus wollte, mit Schwung in eine Kurve ging und im letzten Moment auf die Bremse trat, um nicht die Kontrolle zu verlieren. Er schärfte sich ein, nicht noch einmal eine falsche Abzweigung zu nehmen. Noch mal falsch gefahren, haderte er mit sich, und es kann fatale Folgen haben. Zuweilen stöhnte er laut: »Nun mach schon, nun mach schon ...«

Adrian versuchte, weiter an Jennifer zu denken, doch selbst das fiel ihm nicht leicht. Einerseits entglitt sie ihm immer wieder, andererseits kollidierten in seinem Kopf mehrere Bilder von ihr: die entschlossene Jennifer in der rosa Red-Sox-Kappe; die lächelnde Jennifer auf der Vermisstenmeldung, die auf dem Sitz neben ihm lag; die fast nackte Jennifer, die in die Kamera starrt, während sie auf die Fragen einer Unsichtbaren reagiert.

Er wusste, welche Jennifer er in dem Bauernhaus vorfinden würde.

Das, was von dem vernünftigen Psychologieprofessor, ehemaligen Institutsleiter, diesem durch und durch respektablen Teil von ihm übrig geblieben war, sagte ihm, dass er Detective Collins anrufen sollte, um ihr Bescheid zu geben, wo er war und was er beabsichtigte. Das wäre die umsichtige Vorgehensweise gewesen. Selbst Wolfe konnte er anrufen. Wolfe oder die Kommissarin hätten sicher viel besser gewusst, was zu tun war, als er selber.

Andererseits hatte es Adrian in dem Moment, als er sich am Morgen in den Wagen setzte, aufgegeben, vernünftig zu sein. Er wusste nicht, ob sein Verhalten der Krankheit zuzuschreiben war. Nicht auszuschließen. Vielleicht bricht jetzt der verrückteste Teil aus und diktiert, was ich tue. Hätte ich eine Handvoll von diesen Pillen genommen, die nichts bringen, sähe die Sache vielleicht anders aus.

Vielleicht aber auch nicht.

Adrian trat abrupt auf die Bremse, um auf einer schmalen Landstraße weiterzufahren. Er hielt fortwährend nach etwas Ausschau, das ihm verriet, ob er bald am Ziel war. Er rechnete jeden Moment damit, dass ein Pick-up um irgendeine Kurve brauste und wegen seines gefährlich langsamen Tempos wütend hupte. Er überlegte, ob es nicht besser gewesen wäre, die Maklerin anzurufen, um sich eine richtig gute Wegbeschreibung geben zu lassen oder sie sogar zu bitten, ihn hinzubringen. Andererseits sagte ihm eine beharrliche Stimme, dass er alles, was vor ihm lag, besser alleine machte. Und er vermutete, dass Brian hinter diesem Ratschlag steckte. Er war immer der Einzelgänger gewesen, der sich am liebsten auf sich selbst verließ und weniger auf andere. Vielleicht auch Cassie; sie hatte oft das typische Bedürfnis des Künstlers nach einsamen Entscheidungen. Erst recht würde Tommy mit seinem wunderbaren Selbstvertrauen dahinterstehen. Er bog in eine Wendebucht für Schulbusse am Straßenrand ab und kam auf dem Schotter knirschend zum Stehen. Nach seiner zerrissenen Landkarte, den GPS-Koordinaten und den Angaben der Maklerfirma zu urteilen, konnte die Einfahrt zur Farm keine fünfhundert Meter mehr entfernt sein. Adrian starrte in die Richtung. Ein einsamer verbeulter Briefkasten mit einer Schlagseite wie ein betrunkenen Matrose nach dem Landgang markierte die Stelle. Sein erster Impuls war, einfach vors Haus zu fahren, auszusteigen und anzuklopfen. Er wollte schon den Gang einlegen, fühlte aber eine Hand auf seiner Schulter und hörte, wie Tommy flüsterte: »Ich glaube, so funktioniert das nicht, Dad.«

Adrian rührte sich nicht. »Wie siehst du das, Brian?«, fragte er in ungefähr demselben Ton wie in einer langatmigen Fakultätssitzung, wenn er die Diskussion eröffnete und Meinungen oder Beschwerden zuließ, mit denen reichlich zu rechnen war. »Tommy meint, ich soll nicht einfach an die Haustür gehen.«

»Hör auf den Jungen, Audie. Frontalangriffe werden meist leicht zurückgeschlagen, selbst wenn du das Überraschungsmoment auf deiner Seite hast. Und du weißt schließlich, dass du keine Ahnung hast, was dich erwartet ...«

»Was schlägt ihr also –«

»Anschleichen, Dad«, schaltete sich Tommy wieder ein, auch wenn er immer noch sehr leise sprach. »Du musst unbemerkt da rein.«

Brian fügte hinzu: »Ich denke, in diesem Moment ist ein behutsames Vorgehen wichtig, Audie. Bloß kein Holterdiepolter. Keine lautstarken Forderungen. Kein Hier bin ich, wo ist Jennifer?. Wir müssen erst mal die Situation sondieren.«

»Cassie?«, fragte er laut.

»Hör auf die beiden, Audie. Die verfügen bei dieser Art von Operation über weit mehr Erfahrung als du.«

Ob sie damit richtiglag, stand auf einem anderen Blatt. Sicher, Brian hatte im Krieg eine Kompanie durch den Dschungel geführt, und Tommy hatte zahlreiche Militäreinsätze gefilmt. Doch aus Adrians Sicht war Jennifer eher eine seiner Laborratten. Sie steckte in einem Labyrinth, und er überwachte den Verlauf des Experiments. Der Gedanke, eine Stelle zu finden, an der er mit einem gewissen Sicherheitsabstand die Lage beobachten konnte, leuchtete ihm jedoch ein. Adrian warf noch einmal einen gründlichen Blick auf die Ausdrucke der Makler-Website. Dann faltete er die Blätter zusammen und steckte sie sich in die Innentasche seines Sakkos. Er war schon halb aus dem Auto, als er Cassie flüstern hörte: »Vergiss nicht ...«

Adrian schüttelte den Kopf und murmelte: »Konzentrier dich!« Er hatte den Eindruck, dass seine Denkfähigkeit auf vielleicht fünfzig Prozent gesunken war, vielleicht sogar noch weiter. Ohne ihre Mahnung wäre er verloren gewesen.

»Tut mir leid, Possum«, antwortete er. »Du hast recht. Ich werde sie brauchen.« Er beugte sich noch einmal in den Wagen und griff nach der Ruger Neunmillimeter auf dem Beifahrersitz.

Das Gewicht der Waffe in der Hand war ihm vertraut. Er musste daran denken, dass er dafür viel häufiger Verwendung hatte als Brian. Sein Bruder hatte sie nur ein einziges Mal benutzt – um Selbstmord zu begehen. Adrian hätte sie um ein Haar zu dem gleichen Zweck verwendet und hatte sie dann wiederholt zum Einsatz gebracht, um Mark Wolfe zu bedrohen. Jetzt war vielleicht der Moment gekommen, in dem er sie noch einmal benötigen würde. Er versuchte, sie in die Jackentasche zu stecken, doch sie passte nicht hinein. Er versuchte, sie unter den Hosengürtel zu schieben, doch was für Fernseh- oder Filmstars ein Kinderspiel schien, beunruhigte ihn, und er hatte Sorge, dass sie ihm herausrutschen und verlorengehen könnte. Also behielt er den Revolver in der Hand.

Adrian sah in den Himmel. Eine leichte Brise ging durch die Bäume; Sonne und Schatten wogten hin und her. Er trottete über die Straße und machte sich auf den Weg zur Einfahrt. Er schreckte einen Schwarm kohlschwarzer Krähen von einer blutigen Beute auf, die sie halb verzehrt liegen ließen. Dass er niemandem begegnete, war eine Erleichterung, denn vermutlich sah er vollkommen irre und lächerlich aus.

Terri Collins holte alles aus ihrem Kleinwagen heraus, was er hergab, und schlug jegliche Zurückhaltung in den Wind. Mark Wolfe hielt sich an dem Griff über dem Beifahrersitz fest und genoss mit einem zufriedenen Grinsen die Achterbahnfahrt. Viele Kilometer flogen unter ihren Reifen dahin. Die meiste Zeit fuhren sie schweigend und horchten nur auf die GPS-Instruktionen der verführerischen, etwas metallischen Stimme des Navigationssystems, das über eine Anwendung in Terris Handy lief.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit sie gegenüber dem Professor aufgeholt hatte. Eine Menge. Genug? Sie war sicher, dass es sich hier um einen Notfall handelte, hätte jedoch Mühe gehabt zu erklären, wieso es so dringend war. Weil sie einen halb verrückten Universitätsprofessor davon abhalten musste, einen unschuldigen Menschen zu erschießen? Schon möglich. Um ein von zu Hause weggelaufenes Mädchen zu finden, das auf einer Porno-Website ausgebeutet wurde? Auch das war möglich. Um am Ende keins von beidem zu tun und sich zum Narren zu machen? Ziemlich wahrscheinlich.

Einmal hatte Wolfe gelacht. Sie fuhr fast hundertsechzig, und er fand das unglaublich amüsant. »Mich hätte ganz bestimmt ein Staatspolizist drangekriegt«, sagte er. »Und große Augen gemacht, sobald er mein Kennzeichen und meinen Führerschein überprüft hätte. Aber Sie haben Schwein.«

Terri sah das anders. In Wahrheit wäre sie froh gewesen, wenn ein Trooper von hinten herangebraust wäre und sie die Chance gehabt hätte, ihn um Unterstützung zu bitten.

Dabei war sie nicht sicher, ob sie Hilfe brauchte oder nicht. Sie fühlte sich wie auf einer bizarren Reise: In Begleitung des denkbar widerwärtigsten Sancho Pansa verfolgte sie einen Don Quijote, dem selbst der rudimentäre Realitätssinn des literarischen Vorbilds abging.

Die Navigationsstimme führte sie von der Autobahn auf entlegene Landstraßen, auf denen sie weiter so schnell fuhr, wie es die Kurven erlaubten. Ihre Reifen quietschten. Wolfe riss es unter der Fliehkraft von einer Seite zur anderen.

Eine abwechslungsreiche, idyllisch einsame Landschaft fegte an ihnen vorbei. Die Wälder und Felder hätten einfach nur

schön und friedlich sein sollen, doch stattdessen schienen sie finstere Geheimnisse zu verbergen. Für einen Augenblick kam ihr der Gedanke, dass sie das vertraute Terrain von Ordnung und Methode hinter sich gelassen hatte. Die Stadt, in der sie arbeitete, passte zu ihr. Sicher war nicht alles ideal, doch was immer es an düsteren Unterströmungen gab, verstand sie, so dass sie nichts zu befürchten hatte. Diese Fahrt dagegen erfüllte sie mit düsteren Vorahnungen, die alles, was sie in ihren Jahren bei der Polizei erlebt hatte, in den Schatten stellten. Vielleicht nicht ihre Jahre als Opfer von Gewalt. Sie schüttelte den Kopf, als antwortete sie auf eine Frage, obwohl keine gestellt worden war.

Mark Wolfe starrte auf die Wegbeschreibung. »Ungefähr siebzehn Kilometer auf dieser Straße«, sagte er, »das heißt genau siebzehn Komma drei, wenn das hier stimmt. Dann noch eine Abzweigung, weitere sechs Komma neun Kilometer, und wir müssten da sein. Vorausgesetzt, das hier stimmt. Man kann sich auf Mapquest nicht immer verlassen.« Er lachte. »Hätte mir nie träumen lassen, mal den Navigator für die Polizei zu geben.«

Adrian fand einen Pfad, der sich parallel zur Einfahrt zwischen den Bäumen hindurchzuschlängeln schien. Er kletterte über umgefallene Stämme und stapfte auf schwammig feuchter Erde. Spitze Zweige und Dornen verfangen sich in seinen Kleidern, und nach wenigen Minuten wurde der Trampelpfad noch enger und unwegsamer. Er kämpfte sich durch frisch austreibendes Gestrüpp.

Mal führte der Pfad nach links, dann nach rechts, mal öffnete er sich, so dass Adrian zügig vorankam, dann wieder war er kaum noch auszumachen. Adrian mochte sich nicht eingestehen, dass er sich schon wieder verirrt hatte, doch ihm war klar, dass er in Richtungen gezwungen wurde, die ihn von seinem Ziel entfernten. Während er sich durch das Buschwerk voranarbeitete, bemühte er sich, seinen Orientierungssinn zu bewahren. Er rechnete schon halb mit einer Bemerkung von Brian, um wie viel schlimmer der Dschungel in Vietnam sei, doch er hörte nur den schweren, angestregten Atem seines Bruders neben sich. Als er einen Moment stehen blieb, um sich auszuruhen, merkte er, dass es sein eigenes Keuchen war.

Er fühlte sich, als sei er in eine Falle getappt. Am liebsten hätte er sich den Weg mit der Neunmillimeter freigeschossen. Trotz der angenehmen Temperatur tropfte ihm der Schweiß von der Stirn. Es war wie in einer Schlägerei, und er holte aus, wenn ihm ein Zweig ins Gesicht peitschte, oder trat nach den dornigen Trieben, die sich an seiner Hose verhakten. Adrian sah einen Moment auf. Der blaue Himmel schien ihm auf seinem Weg zu leuchten. Er zwang sich voran, auch wenn er wusste, dass »voran« im strengen Wortsinn vielleicht zur Seite oder zurück bedeutete. Er drehte sich völlig im Kreise und gestand sich ein, dass der dichte Wald ihm ein Schnippchen geschlagen hatte.

Für einen Moment geriet er bei dem Gedanken in Panik, er könnte sich in ein Niemandsland manövriert haben, aus dem er nicht wieder herausfinden würde, so dass er den Rest seiner Zeit auf Erden in einem dichten Gewirr aus Bäumen und Büschen verbringen musste, nur weil er ein einziges Mal die falsche Richtung eingeschlagen hatte.

Am liebsten hätte er um Hilfe gerufen. Er griff nach Zweigen und zog sich daran in die Richtung weiter, die gerade zur Verfügung stand. Mehr als einmal stolperte er, und nach und nach artete das Ganze in einen blutigen Kampf aus, bei dem er sich an Gesicht und Händen Kratzer und Striemen holte. Er verfluchte sein Alter, seine Krankheit und seine Obsession. Doch auf einmal lichtete sich der Wald, der ihn eben noch zu verschlingen drohte, und entließ ihn schließlich ganz aus seiner Gewalt.

Adrian stand auf einer Schneise, der Boden unter seinen Füßen fühlte sich fester an, das Dornengestrüpp trat zurück. Er sah auf und hatte den Weg ins Freie vor sich. Wie ein Ertrinkender wild nach Luft schnappt, sobald er mit dem Kopf durch die Wasseroberfläche bricht, eilte er voran. Der Wald war hier zu Ende, und vor ihm lag ein lehmiges, grünes Feld. Voller Dankbarkeit fiel er auf die Knie. Er atmete ein paarmal tief ein und aus, um sich zu beruhigen und festzustellen, wo er war.

Adrian hatte eine kleine, gewellte Anhöhe vor sich und machte sich, die Sonne im Rücken, auf den Weg. Es roch leicht nach feuchter Erde. Oben angekommen, blieb er stehen, um sich zu orientieren. Zu seinem Erstaunen sah er in der Senke die Scheune und das Bauernhaus. Er griff in seine Jacke und zog das Bündel Maklerbroschüren heraus, um die Bilder aufgeregt mit dem zu vergleichen, was er vor Augen hatte. Ich bin da, dachte er unendlich erleichtert. Seine verschlungenen Irrwege durch den Wald hatten ihn fast um das Haus herumgeführt, so dass er sich jetzt näher an der Scheune befand und eine Seitenfront des Hauses vor sich hatte. Er war mindestens fünfzig Meter von den beiden Gebäuden entfernt. Zwischen ihm und dem Haus lag offenes Gelände – ein lehmiges Feld, das einmal Weideland gewesen war.

Diesmal bat er seinen Bruder nicht um Rat.

Stattdessen ging Adrian in die Knie und kroch auf dem weichen Boden zu dem Haus, in dem er mit absoluter Sicherheit die vermisste Jennifer finden würde.

Die beiden Mädchen saßen Seite an Seite auf der Kante eines Einzelbetts in einem Zimmer mit einer bemerkenswerten Ansammlung von rosa Stofftieren und kleinen Teegedecken und starrten auf den Computerbildschirm. Sie waren höchstens ein paar Monate, vielleicht nur ein paar Wochen jünger als Nummer 4.

Auf dem Schreibtisch vor ihnen lag ein vernickelter Revolver Kaliber 32 mit kurzem Lauf. Im glänzenden Metall spiegelten sich die Bilder auf dem Bildschirm. Die Waffe war geladen und entsichert. Sie beschwerte einen Stoß Papiere – im Wesentlichen Ausdrucke und Scans von E-Mails, SMS-Nachrichten und MySpace-Seiten. Dazwischen befanden sich auch ein paar handschriftliche Notizen auf liniertem Schulheftpapier, das mehrfach klein gefaltet und anschließend zum Lesen wieder ausgebreitet worden war.

Eins der Mädchen hatte ein wenig Übergewicht. Das andere trug eine dicke Brille. Keines dieser Merkmale wäre von irgendeinem Belang gewesen, hätten sie nicht für diese beiden Mädchen alles oder nichts bedeutet.

Die Papiere unter der Waffe enthielten einen detaillierten Bericht über ein halbes Jahr intensives Internet-Mobbing. »Schlampe« und »Hure« gehörten noch zu den harmlosesten Beschimpfungen, die sie zu lesen bekamen. Weitaus schlimmer waren die entsetzlich peinlichen, digital zusammengefügt Fotos, die jedes der Mädchen bei diversen sexuellen Aktivitäten mit einer Reihe anonymer Jungen zeigten. Der Umstand, dass darauf Ereignisse dargestellt wurden, die nicht wirklich stattgefunden hatten, zählte nicht. Wer immer für die Collagen verantwortlich war, hatte beträchtliches Können an den Tag gelegt, so dass der Betrachter dieser Bilder schon genau hinsehen musste, um die Fälschung zu erkennen. Keiner ihrer Klassenkameraden an der Highschool hatte sich diese Mühe gemacht, da die Fotos bald per E-Mail und Handy die Runde machten. Sie wussten inzwischen, dass die Bilder erfunden waren – und es war ihnen egal.

Die beiden Mädchen schwiegen. Sie blickten wie gebannt auf den Bildschirm.

Die Waffe gehörte eigentlich der Mutter des übergewichtigen Mädchens. Sie war geschieden und machte als Chefsekretärin häufig Überstunden, so dass sie nicht selten im Dunkeln den großen Firmenparkplatz allein überqueren musste, ein Sicherheitsrisiko, das zur Anschaffung einer Waffe führte. Zuerst hatte die Mutter versucht, die Tochter mit in den Selbstverteidigungskurs zu nehmen, den sie angefangen, aber abgebrochen hatte. In diesem Moment saß die Mutter an ihrem Schreibtisch, wimmelte Anrufe ab und bereitete eine Reiseroute für die nächste Verkaufsoffensive ihres Chefs vor. Irrtümlicherweise glaubte sie, die Handfeuerwaffe befände sich in ihrem Billigimitat einer Fendi-Handtasche und ihre Tochter im Mathematikunterricht.

Das Mädchen mit der Brille riss sich widerstrebend vom Bildschirm los. Sie blickte auf das blassgelbe Briefpapier mit dem aufwendigen Blumenranddekor, das sie in der Hand hielt. Es war ein gemeinsam verfasster Abschiedsbrief. Sie wollten sicherstellen, dass alle wussten, wer sie so erbarmungslos verhöhnt hatte. Entsprechend hatten sie eine möglichst umfassende Liste der Schuldigen zusammengestellt und trösteten sich mit der Vorstellung, dass die Leute, die sie in den Selbstmord getrieben hatten, für den Rest ihres Lebens hinter Schloss und Riegel kamen. Sie hatten keine Ahnung, wie unwahrscheinlich ein solcher Ausgang war, doch es hatte ihnen dabei geholfen, ihren Pakt zu schließen. Was in ihrem Brief unerwähnt blieb, war die Faszination, die für sie beide von Whatcomesnext.com ausging. Niemand wusste von den vielen Stunden, die sie sich mit Nummer 4 beschäftigt hatten. Sie beschrieben nicht, wie sie das Mädchen angefleht, umschmeichelt hatten, um anschließend mit ihr zu schluchzen, wenn ihr schreckliche Dinge passiert waren. Nummer 4 war mit ihnen verschmolzen. Als nun zwischen ihnen bei spätabendlichen, tränenreichen Handygesprächen ihre Pläne nach und nach Gestalt annahmen, hatten sie sich auf einen wichtigen Punkt geeinigt: Starb Nummer 4, dann starben auch sie.

Ihnen war klar, dass sie es besser hatten als Nummer 4. Sie standen sich gegenseitig bei, während Nummer 4 nur ihren Stoffbären hatte, und jetzt war ihr selbst der noch genommen worden, auch wenn sie beide – im Unterschied zu ihr – sehen konnten, wo die Frau ihn auf den Boden geworfen hatte.

Jetzt sahen sie, wie Nummer 4 die Waffe vom Boden ihrer Zelle aufhob. Das übergewichtige Mädchen machte es ihr nach und packte die Zweiunddreißiger am Griff. Sie waren sich nicht im Klaren, ob sie nun wollten, dass sich Nummer 4 erschoss, oder nicht. Sie wussten nur, dass sie ihrem Beispiel folgen würden. Was sie tat, bestimmte über ihr eigenes Schicksal. Dieser Entschluss verdrängte jeden Gedanken daran, ob das, was sie vorhatten, richtig oder falsch, klug oder dumm war. Das bebrillte Mädchen nahm die Hand ihrer Freundin und drückte sie zum Trost. Einen Moment fragte sie sich, wieso ihre Freundschaft nicht reichte, um trotz aller Hänselei und schamlosen Grausamkeit die Highschool durchzustehen. Sie fand auf diese Frage keine Antwort. Sie wusste nur, dass sie in den nächsten Minuten genügend andere Antworten bekommen würde.

Jennifer nahm den Revolver in die Hand und war erstaunt über sein beträchtliches Gewicht. Sie hatte noch nie eine

tödliche Waffe gehalten und hätte irgendwie angenommen, dass etwas so Mörderisches federleicht sein müsse. Sie hatte keinen Schimmer, wie man damit umging, wie man die Trommel ausschwenkte, wie man sie lud oder den Hahn mit dem Daumen zurückzog. Sie wusste nicht, ob die Waffe gesichert war oder ob im Lager nur eine oder alle sechs Patronen steckten. Sie hatte genug ferngesehen, um zu wissen, dass sie vermutlich nichts weiter zu tun hatte, als sich den Lauf an die Schläfe zu setzen und so lange den Abzug zu betätigen, bis es sich erübrigte.

Eine Stimme in ihr schrie: Bring's hinter dich! Tu's schon! Mach dem Ganzen ein Ende! Angesichts ihrer eigenen bitteren Gefühle schnappte sie nach Luft.

Ihre Hand zitterte ein wenig, und sie glaubte, dass sie es schnell machen sollte, denn was der Mann und die Frau mit ihr anstellen würden, wenn sie zu lange zögerte, war nicht auszudenken. Irgendwie schien es logisch, sich umzubringen, damit sie ihr nicht wehtun konnten. Andererseits musste sie jede Bewegung erst einmal genau durchgehen: Nimm die Waffe in die Hand. Heb sie langsam hoch. Stopp! Als müssten die letzten Minuten des Lebens in Zeitlupe vergehen. Sie fühlte sich vollkommen allein, obwohl sie wusste, dass sie es nicht war. Sie wusste, dass der Mann und die Frau in der Nähe waren.

Sie konnte nicht klar denken. Sie merkte, wie sie all das, was ihr passiert war, seit sie auf der Straße gekidnappt wurde, noch einmal im Kopf abspulte – wie sie wieder geschlagen, wieder vergewaltigt, wieder verspottet wurde. Zugleich stiegen Bildfetzen aus der Vergangenheit auf. Das Problem war nur, dass alle diese Erinnerungen, die guten wie die schlechten, die fröhlichen und die traurigen, immer tiefer in einen Tunnel verschwanden und kaum noch greifbar waren. Es kam ihr vor, als hätte Jennifer endgültig den Raum verlassen und nur Nummer 4 sei noch da. Und Nummer 4 blieb eine einzige Möglichkeit. Der Schlüssel, um nach Hause zu gehen. So nannte es die Frau. Sich umzubringen war folgerichtig. Ihr fiel keine andere Lösung ein.

Und trotzdem zögerte sie immer noch. Sie wusste nicht, woher diese Mischung aus Widerstandskraft und Trotz kam, doch es war eine Anwandlung, die sich ebenfalls Gehör verschaffte, mal wütend laut, mal ängstlich leise, und sich dagegen aufbäumte, Nummer 4 hier und jetzt ein Ende zu bereiten. Sie konnte einfach nicht mehr sagen, was von beidem mutiger war, sich zu erschießen oder nicht. So verharrte sie, weil nach wie vor alles unklar schien.

Dann tat Jennifer etwas Überraschendes, das sie niemandem hätte erklären können. Sie wusste nur, dass ihr eine unabweisbare Stimme befahl, es unbedingt und unverzüglich zu tun.

Behutsam legte sie die Waffe auf ihren Schoß und hob die Hände, um sich die Haube vom Kopf zu nehmen. Auch wenn sie es nicht wusste, erinnerte die Geste an ein bekanntes melodramatisches Hollywood-Motiv, bei dem der tapfere Spion sich dem Exekutionskommando gegenübersteht und es ablehnt, eine Augenbinde zu tragen, damit er dem Tod ins Auge blicken kann.

Die Haube war festgebunden, und so musste sie sich anstrengen, die Knoten zu lösen. Der eigensinnige Gedanke, nicht übergangslos von einer Art Dunkelheit in eine andere zu wechseln, irrlichterte ihr durch den Kopf. Es war mühsam, da ihr die Hände heftig zitterten.

Linda merkte als Erste, was Nummer 4 auf einmal trieb. Sie beide saßen mit derselben Faszination, die vermutlich alle ihre Kunden in diesem Moment erfasste, vor den Monitoren und verfolgten das langsame, doch fesselnde Ende von Nummer 4. Es war unvermeidlich. Es war ein qualvoller Nervenkitzel. Die Chatrooms und SMS zum letzten Akt füllten sich rasant mit Kommentaren zum Geschehen. Es herrschte ein hektisches elektronisches Getöse. Es wimmelte von Ausrufezeichen und Kursivschrift. Die Worte strömten herein wie Wasser nach einem Dammbruch.

»Du liebe Zeit!«, sagte Linda. »Wenn sie die abnimmt ...« In einer Welt, die so sehr im Zeichen der Phantasie stand, hatte Nummer 4, ohne es zu ahnen, ein reales Element eingeführt, mit dem sie zurechtkommen mussten. Linda hatte mit der Möglichkeit nicht gerechnet, und sie sah sich auf einmal mit gewaltigen Ängsten und Bedenken konfrontiert. »Ich hätte ihr nicht die Handschellen abnehmen dürfen«, sagte Linda wütend. »Ich hätte ihr klarere Anweisungen geben müssen.« Michael rollte zur Tastatur hinüber und packte einen Joystick. Er war kurz davor, die Hauptkamera abzuschalten, doch dann hielt er inne. »Wir können die Kundschaft nicht austricksen«, sagte er. »Sie werden verlangen, ihr Gesicht zu sehen.« Er hatte schon den Aufruhr vor Augen, den es geben würde, wenn Nummer 4 ihr Gesicht zeigte und sie beide den letzten Akt mit geschickten Aufnahmetricks und Verkantungen der Kameraeinstellung zu verschleiern suchten.

»Nicht gut«, murmelte Michael. »Sie werden es messerscharf haben wollen.«

»Sollen wir ...«, fing Linda an, sprach jedoch nicht zu Ende. »Sie haben sie vielleicht schon einen winzigen Moment zu sehen bekommen, als sie dachte, sie könnte fliehen. Bevor die Übertragung zu der Sicht von hinten wechselte, gab es vielleicht ein, zwei Sekunden ...«

»Ja. Und die Rückmeldungen waren ziemlich eindeutig. Sie hassen es, dass ihre Augen verdeckt bleiben. Sie wollten sie sehen«, erwiderte Michael.

»Aber ...« Linda unterbrach sich wieder. Sie wusste, was Michaels Hinweis zu bedeuten hatte. »Das ist ein verdammt großes Risiko«, flüsterte sie. »Falls die Cops das je zu sehen kriegen, und, Michael, du weißt, das ist früher oder später der Fall, können sie das Bild anhalten. Und technisch verbessern. Dann wissen sie, wen sie vor sich haben. Und es

konnte, ich sage nur, konnte, sie auf die Idee bringen, nach wem sie zu suchen haben.«

Michael war sich nur allzu sehr über das Risiko im Klaren, das sie auf sich nahmen, wenn sie die Klienten sehen ließen, wer die sterbende Nummer 4 war. Sämtliche früheren Nummern waren mehr oder weniger anonym gestorben und hatten so ihre Identität bis zum Ende der Show nie preisgegeben. Doch Michael und Linda waren sich vollkommen bewusst, was für innige Gefühle und Leidenschaften die Kundschaft Nummer 4 entgegenbrachte. Sie war ihnen unendlich mehr ans Herz gewachsen als 1 bis 3. Es stand also viel auf dem Spiel, als Nummer 4 an den Bändern zerrte, mit denen die Haube ihr am Kopf befestigt war.

»Es ist ihr nicht bewusst«, sagte Linda langsam, »aber sie könnte sie wahrscheinlich zerreißen. Das wäre schneller. Wohl auch besser, ich meine, visuell wirkungsvoller.«

»Warte, vielleicht kriegt sie's raus. Halt dich bereit. Kann sein, dass wir die Hauptkameraübertragung ganz schnell abblocken müssen. Ich würde es nur ungern tun, aber vielleicht geht es nicht anders.«

Michaels Finger schwebten über den entsprechenden Tasten. Linda war an seiner Seite. Er überlegte, ob sie die letzte Szene im Bauernhaus vielleicht einfach nur aufzeichnen sollten, um sie erst später, nachdem sie Nummer 4 bereits entsorgt und ihre Spuren verwischt hatten, zu zeigen. Doch er wusste, dass so etwas die Subscriber in helle Wut versetzen würde. In ihrem sicheren Hort daheim vor dem Computerbildschirm wollten sie unbedingt wissen, was passierte, was gleichbedeutend damit war, es unmittelbar zu sehen. Michael merkte, wie er vor Nervosität die Muskeln anspannte. Kein Aufschub, beschloss er. Wir müssen uns eben auf die Dinge einstellen, so wie sie passieren. Die Ungewissheit elektrisierte ihn und machte ihm zugleich Angst. Er warf einen Blick auf Linda und schätzte, dass ihr mehr oder weniger dieselben Gedanken im Kopf herumspukten. Dann wandte er sich wieder Nummer 4 zu, und zusammen konzentrierten sie sich auf das, was sie sehen konnten und was sie in den Cyberspace hinausschickten.

Er holte tief Luft.

Zum allerersten Mal seit Beginn der Serie Nummer 4 waren Michael und Linda unschlüssig. Fast schien es, als holte die Ungewissheit, in der Nummer 4 während der gesamten Show gehalten worden war, am Ende sie beide ein. Ihr Selbstvertrauen kam ins Wanken, und wie nie zuvor wandten sie sich gebannt dem Bildschirm zu und wussten nicht so recht, was nun tatsächlich als Nächstes kommen würde.

Der Lehm klebte ihm an den Kleidern und bedeckte seine Hände, so dass der Griff der Neunmillimeter glitschig wurde. Adrian stieg der satte Geruch der Erde in die Nase, als er langsam und geduldig auf das Bauernhaus zukroch. Die Sonne stand hoch am Himmel, und er dachte, wenn irgendjemand aus einem Fenster blickte, musste er ihn selbst in seiner geduckten Stellung entdecken. Doch er krabbelte unverdrossen weiter und überquerte die offene Fläche so unauffällig wie möglich, ohne den Blick von seinem Ziel zu wenden. Er stand erst auf, als er die Ecke der Scheune erreichte, wo er sich hinter die Wand ducken konnte und vom Haus aus nicht zu sehen war. Er keuchte schwer, doch nicht aus Erschöpfung, sondern weil er das Gefühl hatte, sich kopfüber in einen unwiderruflichen Kampf zu stürzen, bei dem seine Krankheit mit all seinem Scheitern als Ehemann, Vater und Bruder zusammentraf. Er hätte sich gerne an seine Geister gewandt und ihnen gesagt, es tue ihm leid, doch der Rest an Intuition und Einsicht, der ihm noch verblieben war, sagte ihm, dass er weitermusste. Sie würden schon mitkommen, egal, was für alberne Reuebekundungen ihm am Herzen lagen. Mit jeder Faser wusste er, dass die vermisste Jennifer nur wenige Meter von ihm entfernt war. Als er bis zur Scheune schlich und vorsichtig um die Ecke spähte, fragte er sich einen Moment, ob irgendein Mensch bei klarem Verstand zu demselben Schluss gekommen wäre. Er hatte die Rückseite des Bauernhauses vor sich. Es gab eine einzige Tür, die, wie er vermutete, in die Küche führte. An der Vorderseite befand sich, zumindest seinen Bildern nach, eine Eingangsveranda, auf der es wahrscheinlich irgendwann einmal eine Schaukel oder Hängematte gegeben hatte, über der sich jetzt aber nur ein weiteres leckes Dach breitete.

Es war nichts zu hören. Nirgends bewegte sich etwas. Nichts, was darauf hindeutete, dass drinnen jemand war. Ohne den alten Truck vor dem Haus hätte man es für unbewohnt gehalten.

Natürlich wären die Türen verschlossen und verriegelt. Er überlegte, ob er vielleicht mit Hilfe des Revolvergriffs irgendwo einbrechen konnte. Doch Lärm war sein Feind und lief auf einen Frontalangriff hinaus – jedenfalls hatte ihm sein Bruder schon klargemacht, dass das ein Fehler wäre. Der Gedanke, er könnte so weit gekommen sein und doch noch scheitern, machte ihm Angst. Das war ihm mit allen Menschen passiert, die er geliebt hatte, und so war er eisern entschlossen, denselben Fehler nicht noch einmal zu begehen.

Adrian inspizierte eingehend das Haus. Von der Küche führte eine wackelige Treppe mit einem offenbar zerbrochenen Geländer hinunter.

Doch direkt daneben befand sich unmittelbar über dem Boden ein kleines verschmutztes Fenster. In seinem Haus hatte er genau so eins – ein schmales Fenster mit einer einzigen Scheibe, das ein wenig Licht in den Keller ließ.

Adrian überlegte: Wenn der Mann und die Frau, die Jennifer entführt haben, wie die meisten Leute sind, denken sie daran, die Haustür und die Tür an der Rückseite abzuschließen, sie werden auch die Riegel an den Schiebefenstern im Wohnzimmer und im Esszimmer überprüfen. Doch an das Kellerfenster haben sie nicht gedacht. Hab ich auch nie; Cassie ebenso wenig. Da komm ich rein.

Durch den offenen Garten würde er rennen müssen. So schnell er konnte. Was ist mit einer Alarmanlage? Nicht in einem so alten Haus, redete er sich ein. Renn, was das Zeug hält! Dann würde er sich am Fundament des Hauses zu Boden werfen und versuchen, das Kellerfenster aufzubekommen.

Es war kein überwältigender Plan. Falls seine Rechnung nicht aufging, hatte er keinen Plan B. Er tröstete sich einfach damit, dass er sein ganzes akademisches Leben damit zugebracht hatte, die Ergebnisse von Experimenten nicht vorwegzunehmen. Ganzen Studentengenerationen hatte er gepredigt: Nehmt nie das Ergebnis vorweg, denn dann ist euch der Blick verstellt, und ihr seht nicht, was sich abspielt, und ihr werdet nie erleben, wie aufregend es ist, wenn es anders kommt als erwartet.

Er war einmal Psychologe gewesen. Und in jungen Jahren ein Läufer. Er biss die Zähne zusammen, holte tief Luft und rannte los. Adrian sprintete mit aller Macht zum Bauernhaus und zu dem kleinen, ebenerdigen Fenster.

Sie fuhren immer noch in rasantem Tempo eine schmale Nebenstraße entlang, als Mark Wolfe Adrians Wagen in der Haltebucht entdeckte. Terri Collins trat im selben Moment auf die Bremse, als Wolfe brüllte: »Hey, da ist er!«, fegte aber dennoch an dem alten Volvo vorbei, so dass sie mit quietschenden Reifen eine Kehrtwende machen musste, bevor sie neben dem anderen Fahrzeug anhalten konnte.

Ihr zitterten die Beine, als sie hinter dem Lenkrad hervorsprang. Zu viel Sorge, zu forciertes Tempo; sie fühlte sich ein wenig wie jemand, der ausgeschert war, um einen Unfall zu vermeiden, und merkte, wie der Adrenalinstoß schnell verebbte. Wolfe rappelte sich vom Beifahrersitz auf und stand neben ihr.

Von Adrian war weit und breit nichts zu sehen. Terri trat vorsichtig an den Volvo heran und inspizierte den Boden in seiner Umgebung so sorgfältig, wie sie es bei einem Tatort tun würde. Sie spähte durch die Windschutzscheibe hinein. Das Wageninnere bot einen chaotischen Anblick. Ein uralter Styropor-Kaffeebecher. Eine halb geleerte Quellwasserflasche. Eine Ausgabe der New York Times, die Monate zurücklag, und eine ein Jahr alte Psychology Today. Sie entdeckte sogar ein paar längst überfällige Knöllchen. Der Wagen war nicht abgeschlossen, und so öffnete sie die Tür, um genauer nachzusehen, als könne ihr dort irgendein zurückgelassener Gegenstand etwas sagen, das sie nicht schon wusste.

»Sieht aus, als wäre er kaum hier gewesen und schon wieder weg«, sagte Wolfe, indem er den gedehnten Südstaatenakzent annahm, um die gespannte Atmosphäre aufzulockern. Terri trat zurück. Sie drehte sich um und starrte die Straße entlang. Ihr Blick fragte: Wohin?

Zur Antwort trottete Wolfe zum Wagen der Kommissarin zurück und schnappte sich die Straßenkarten und das Handy. Er verschaffte sich schnell einen Überblick und drückte auf ein paar Tasten, bevor er die Allee hinunterzeigte, auch wenn da nur Schatten zu warten schienen. »Da drüben«, sagte er. »Da ist das Haus, das er sucht. Jedenfalls nach alledem hier. Auch wenn man sich nicht immer drauf verlassen kann. Jedenfalls käme man nicht auf die Idee, dass aus dieser Wildnis ein richtig ausgeklügelter Webcast kommt.«

»Und woher sollte er Ihrer Meinung nach kommen?«, fragte Terri in gereiztem Ton.

»Keine Ahnung«, antwortete Wolfe. »Einkaufsmeile in Kalifornien? Fotostudios in der City?« Dann schüttelte er den Kopf, als reagierte er auf ein Gegenargument, das niemand ausgesprochen hatte. »Na ja, vielleicht nicht bei der Art von Sendung, die diese Typen produzieren.« Wolfe folgte Terris Blick. »Schätze, der alte Knabe ist zu Fuß gegangen«, sagte er.

Terri blickte voraus und entdeckte so wie zuvor Adrian den zerbeulten Briefkasten, der den Eingang zum Bauernhaus markierte.

»Vielleicht hat er beschlossen, sich an sie anzuschleichen«, sagte Wolfe. »Vielleicht weiß er ja, was er tut, und gibt es Ihnen oder mir gegenüber nur nicht zu. So oder so hat er, glaube ich, keine Ahnung, was ihn da erwartet, ein freundlicher Empfang wird es jedenfalls nicht.«

Terri antwortete nicht. Jedes Mal wenn Wolfe eine Bemerkung machte, die sich mit ihren eigenen Überlegungen deckte oder einfach nur schlüssig war, empfand sie eine Mischung aus Abneigung und Frust. Dass sie sich hier schon mit einem Fuß auf einem Terrain befanden, auf dem er sich vermutlich besser auskannte als sie, machte sie wütend. Sie wandte sich abrupt ab und überlegte. Sie sah sich mehr oder weniger demselben Dilemma gegenüber wie zuvor Adrian. Sie nahm Wolfe das Handy aus der Hand. Es gab für einen Fall wie diesen klare Dienstvorschriften. Ihr Dezernat schickte ständig irgendwelche langatmigen Mitteilungen herum, in denen sie angewiesen wurden, sich bei laufenden Ermittlungen bitte schön streng an die rechtlichen Grundlagen und die Dienstanweisungen zu halten. Die korrekte Verfahrensweise besagte: Beweismittel sichern und registrieren, Berichte in dreifacher Ausfertigung vorlegen und abheften. Bei dieser Sache hier hätte ihr Chef unterrichtet werden müssen. Sie hätte einen Durchsuchungsbefehl erwirken müssen. Vielleicht hätte sogar das SEK angefordert werden sollen, falls es denn in der Gegend eins gab, was sie bezweifelte. Ein gut ausgebildetes Sondereinsatzkommando hierher zu kriegen hätte zahlreiche Anrufe und umständliche Erklärungen erfordert, und selbst dann würde es von der nächsten Polizeikaserne, die vermutlich mindestens eine halbe Stunde entfernt lag, erst einmal hergelangen müssen. Im ländlichen Neuengland gab es kaum Bedarf an Spezialkräften. Trafen sie dann endlich ein, mussten sie über die Situation in Kenntnis gesetzt werden. Wir haben es mit einem pensionierten Professor zu tun, der möglicherweise nicht ganz dicht ist und hier irgendwo mit einer geladenen Waffe herumläuft. Sie bezweifelte, dass sie für einen solchen Fall den Einsatz von schuss sicheren Westen, leistungsstarken automatischen Waffen und quasimilitärischer Planung angemessen finden würden.

Na schön, dann eben kein SEK, dachte sie. Sie hatte auch keine Ahnung, ob die örtliche Polizei mehr als einen Streifenpolizisten auf einmal im Dienst hatte, und der konnte kilometerweit weg sein. Sie wusste, dass sie ein ganzes

Ende von ihrem Zuständigkeitsbezirk entfernt war und daher örtliche Unterstützung anfordern musste. Und zwar schon aus juristischen Gründen. Einfach mit Volldampf zur Haustür zu marschieren war vielleicht genauso gefährlich wie das, was der Professor machte. Sie war hin- und hergerissen und trat auf der Stelle. Fehler waren vorprogrammiert, und egal, was sie machte, würde sie hinterher Prügel beziehen, andererseits war ihr klar, dass sie sich geschworen hatte, irgendetwas zu unternehmen. Sie brauchte einfach nur einen Moment, um herauszufinden, was, während zugleich jeder Moment, den sie zögerte, der letzte sein konnte, in dem sie noch etwas tun konnte.

Sie fluchte laut. Sie war so in ihre inneren Entscheidungskämpfe, Einschätzungen und unmöglichen Optionen vertieft, dass sie das Knallen in der Ferne beinahe überhört hätte.

»Himmel!«, sagte Wolfe. »Was war das denn?« Doch er kannte die Antwort auf seine Frage.

Adrian bewegte sich im Kребsgang und geduckt, mit dem Rücken immer dicht an der Bretterverschalung des Hauses. Er merkte, wie ihm der Schweiß auf der Stirn stand und in die Achseln trat. Es war, als hätte ihn ein Scheinwerferlicht erfasst; die Hitze und das grelle Licht waren unerträglich. Er legte die Finger der rechten Hand fest um den Griff der Neunmillimeter und arbeitete sich weiter vor, bis er das Kellerfenster erreichte. Er horchte auf das geringste Geräusch und schnupperte wie ein Hund in der Luft. Er fühlte sich in diesem Moment lebendiger, als er es seit Wochen oder Monaten gewesen war.

Auf der weichen Erde ging er in die Hocke und legte die Waffe weg. Innerlich schickte er ein Stoßgebet zu dem Gott, der über alten Männern und Teenagern wachte. Bitte lass es offen sein. Bitte lass dies das richtige Haus sein. Er schob die Finger unter die Kante des Fensterrahmens und zog daran. Es bewegte sich ein, zwei Zentimeter.

Adrian versuchte, seitlich hineinzugreifen und es einen größeren Spaltbreit zu öffnen. Er zog erneut. Diesmal hörte er es quietschen und splittern, als das verrottete, alte Holz nachgab. Wieder ein paar Zentimeter.

Er riss sich die Nägel ein und grub sich Holzsplitter in die Fingerkuppen; als er an sich heruntersah, bemerkte er, dass aus Kratzern und Schnittwunden ohnehin schon das Blut herausquoll. Er schloss die Augen und befahl dem Schmerz, gefälligst zu verschwinden, er habe in diesem Moment Wichtigeres zu tun, als sich mit Verletzungen zu plagen. Nach diesem kurzen frustrierten Wortwechsel mit seinem Körper beschloss er, von nun an jede physische Missempfindung zu ignorieren.

Er packte das Fenster zum dritten Mal, nahm das letzte bisschen Kraft zusammen und legte sich mit dem ganzen Körper zurück. Es krachte, das Fenster löste sich, und er fiel auf den Rücken. Er rappelte sich hoch, packte den Rahmen und schob ihn nach oben.

Das Fenster war schmal und klein, vielleicht dreißig Zentimeter hoch und fünfzig Zentimeter breit. Aber es war offen. Adrian beugte sich vor. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, dass er vielleicht nicht durch die kleine Öffnung passen könnte, und einen Moment versuchte er, seine Schultern mit den Maßen abzugleichen. Er war entschlossen, sich hindurchzuzwängen, egal, wie klein es war. Kamel durchs Nadelöhr – wieso nicht. Nachdem sich seine Augen an das spärliche Licht gewöhnt hatten, das von draußen durch die Öffnung drang, spähte er in den Keller. Der erste Eindruck, der ihm entgegenschlug, war der eines dunklen, muffig riechenden Verlieses. Als er jedoch genauer in die Ecken sah, erkannte er alle möglichen Hightech-Kabel, die sich durch die Decke schlängelten. Keines der Kabel war, wie alles andere in dem Gemäuer, von Staub bedeckt.

Er sah noch genauer hin und stellte fest, dass in einer Ecke Wände eingezogen worden waren und dass an dieser Stelle das undefinierbare Gerümpel, das sich über Jahre angesammelt hatte, zur Seite geräumt worden war, um der Baumaßnahme zu weichen. An der vorderen Wand des eingelassenen Raums befand sich eine billige Holztür mit einem Riegelschloss daran. Es sah nach einem behelfsmäßig zusammengeschusterten Machwerk aus, das lange vor dem Anstrich abgebrochen worden war.

Es war eine Zelle, eine größere Version jener Käfige, wie er sie bei seinen Laborratten verwendet hatte.

Adrian tastete nach seiner Automatik und nahm sie wieder an sich. Er erkannte, dass er sich zum Fenster hineinwinden musste. Vorsichtig schob er die Beine hindurch. Man konnte das Schiebefenster nicht arretieren, und so fiel es ihm bei seinem Versuch, hineinzukriechen, immer wieder auf den Rücken, die Schultern, den Kopf. Ein drahtiger, gelenkiger, sportlicher Mensch wäre mühelos in den Keller gekommen, doch Adrian war weit davon entfernt. Er hatte seine liebe Not damit, das Gleichgewicht zu wahren, während er sich hinunterließ wie ein Bergsteiger, der am Ende des Seils angelangt war.

Er wusste, dass es absolut notwendig war, sich leise zu verhalten. Seine Zehen streckten sich ins Leere. In der Hoffnung, etwas zu finden, das Halt bot, bewegte er sich ein Stück nach rechts, dann nach links. Er merkte, wie ihm die Finger vom Fensterrahmen glitten. Er wusste nicht, wie weit der Kellerboden entfernt war – vielleicht ja nicht viel mehr als einen Meter, doch im Moment fühlte er sich, als hinge er über einer Hunderte Meter tiefen Gletscherspalte. Die Schwerkraft zog an ihm, er holte tief Luft und ließ sich fallen.

Er traf mit Wucht auf den Zementboden, so dass sein Knöchel abknickte und ihm der Schmerz durch den Fuß schoss. Doch die Wucht seines Aufpralls und sein Stöhnen über die Schmerzen wurden plötzlich von einem qualvollen, animalischen Schrei übertönt, der durch die verriegelte Zellentür drang.

Der letzte Knoten löste sich, und Jennifer merkte, dass die Haube ihr nur noch lose auf dem Kopf saß. Sie brauchte sie nur hochzuheben und zu entfernen. Sie zögerte. Es war ihr inzwischen egal, ob sie damit irgendwelche Regeln brach. Sie fürchtete sich auch nicht mehr davor, was der Mann und die Frau mit ihr machen könnten. Ihr blieb nur noch ein einziger letzter Schritt, doch plötzlich steckte sie wie in einem Spinnennetz fest; obwohl es nur eine zarte Handbewegung gekostet hätte, es zu zerstören, scheute sie davor zurück: Sie wusste nicht, ob sie in ihren letzten Sekunden ihre Zelle sehen wollte. Es käme ihr so vor, als stünde sie am Rand ihres eigenen Grabes und starrte in ein Erdloch, das sie willkommen hieß. Hier stirbt Nummer 4. Wie erwartet.

Im nächsten Moment wurden diese Gedanken von einer unbändigen Wut verdrängt, die in einer brodelnden Fontäne in die Höhe schoss wie siedend heißes Wasser durch ein geplatzttes Rohr. Nicht dass sie sich noch wehren wollte – die Möglichkeit war vor Minuten, Stunden, Tagen verstrichen. Es ging eher um die unerträgliche Zumutung, bei ihren letzten Atemzügen nicht sie selbst zu sein.

Und Jennifer schrie.

Keine Worte. Keinen Satz. Es war nichts weiter als ein Schrei voller Wut und Empörung. All die Jahre ihres Lebens, die ihr gestohlen wurden, entluden sich in einem einzigen, anhaltenden Verzweiflungsschrei. Obwohl von der Haube gedämpft, hallte er durch den Raum, drang durch die Wände und die Decke.

Jennifer war sich kaum bewusst, dass er aus ihrer eigenen Kehle drang. Sie hatte keine Ahnung, wieso sie ihn ausgestoßen hatte. Doch kaum war er ihr über die Lippen gekommen, riss sie sich die Haube vom Kopf.

Wie zuvor in dem wundervollen kurzen Moment, als sie glaubte, fliehen zu können, blendete sie das Licht. Zuerst dachte sie, auch diesmal halte ihr der Mann oder die Frau ein Scheinwerferlicht ins Gesicht. Doch im selben Moment erkannte sie, dass es die gewöhnliche Beleuchtung der Zelle war. Sie blinzelte heftig. Sie hob schützend die freie Hand über die Augen und rieb sich dann das Gesicht. Die Stille im Raum erschien ihr plötzlich anders als sonst. Sie musste genau hinhorchen, um ihren eigenen stockenden Atem zu hören.

Es kostete sie Sekunden, Sehen und Hören zu koordinieren; als sich ihre Wahrnehmung normalisiert hatte, sah sie die Waffe, und sie erschien ihr weitaus hässlicher als bei der bloßen Berührung, nachdem sie den Revolver zu ihren Füßen ertastet hatte. In der kalten Deckenbeleuchtung schimmerte er schwarz und bedrohlich. Sie ließ den Blick schweifen und entdeckte plötzlich Mister Braunbär, der an einer Wand lag, ein achtlos weggeworfenes, verdrehtes Bündel aus braunem Material. Sie konnte nicht sagen, wieso sie nicht mitbekommen hatte, wie die Frau das Spielzeug fallen ließ, doch ohne nachzudenken, sprang sie auf, war mit wenigen Schritten bei Mister Braunbär, hob ihn auf und drückte ihn sich zärtlich an die Brust. Ein paar Sekunden stand sie einfach nur da und wiegte sich vor Freude, nicht mehr allein zu sein, ein wenig hin und her. Dann kehrte sie widerstrebend zum Interview-Stuhl zurück, sackte auf den Sitz und hob die Waffe wieder auf.

Jennifer und ihr Stofftier starrten in die Kamera. Am liebsten hätte sie dem Stativ einen Tritt verpasst, doch sie tat es nicht. Ein letztes Mal sah sie sich um. Jede Wand solide. Die Tür war, wie sie wusste, verschlossen. Es gab keinen Ausweg. Es hatte nie einen gegeben. Es war töricht von ihr gewesen anzunehmen, dass sie diesem Raum je entrinnen würde außer auf dem Wege, den sie jetzt beschreiten musste. »Es tut mir leid«, flüsterte sie sich selbst und ihrem Gefährten zu. Sie hoffte, dass niemand anders sie hören konnte.

Sie hob die Waffe und fing plötzlich zu zittern an. Ihre Hände bebten, und sie drückte den Teddy noch fester an sich, als könnte er ihr dabei helfen, ihre zuckenden Muskeln zu beruhigen.

Sie hielt sich den Lauf an den Kopf und hoffte, dass sie es richtig machte. Sie starrte in die Kameralinse. »Seht ihr auch genau hin?«, fragte sie.

Es klang schwach. Sie hatte ihre Auflehnung hineinlegen wollen, brachte sie jedoch nicht mehr auf. Eine mächtige Woge der Trauer schlug über ihrem Kopf zusammen und begrub alles unter sich, das einmal Jennifer gewesen war. Es ist alles vorbei.

»Ich heiße Nummer 4«, sagte sie in die Kamera. Sie hatte zu viel Angst, um zu schießen, und zu viel Angst, es nicht zu tun, und in genau diesem Moment hörte sie etwas, das sie noch mehr verwirrte. Es war ein einziges Wort, und es kam zugleich ganz aus der Nähe und von weit weg. Es schien, als riefe eine verschüttete Erinnerung nach ihr, und es hallte durch den Raum.

»Jennifer?«

Michael beugte sich ruckartig zum Monitor vor. »Was zum Teufel war das?«, fragte er. Linda drängte sich neben ihn.

»Hast du irgendwelche Spezialeffekte eingespielt?«, fragte er alarmiert.

»Nein! Ich hab nur zugesehen, genau wie du. Verdammt! Genau wie alle anderen!«

»Und was ...«

»Sieh dir Nummer 4 an!«, sagte Linda.

Wie ein Segel, das sich losgerissen hat und in einer starken Brise flattert, wurde Jennifer am ganzen Körper durchgeschüttelt. Die auf ihre Schläfe gerichtete Waffe hing ein wenig herab, und sie drehte den Kopf in die Richtung, aus der sie ihren Namen gehört hatte.

»Jennifer?«

Sie wollte rufen: Ich bin hier!, doch sie war sich nicht sicher, ob sie es wirklich gehört oder sich nur eingebildet hatte.

Stattdessen sagte sie sich: Das sind die! Sie lügen mich schon wieder an. Es ist noch so ein Betrug.

Trotzdem drehte sie sich ein wenig auf ihrem Stuhl um und starrte zur Tür. Sie hörte, wie das Riegelschloss zurückschnappte und die Tür sich öffnete.

Jennifer wurde bewusst, dass diesmal sie eine Waffe hatte. Sie kommen, um mich zu töten. Sie ließ den Revolver sinken.

Wenigstens einen von ihnen erwische ich, Mister Braunbär. Wenigstens einen von ihnen nehme ich mit. Sie zielte auf die Tür. Erschieß sie! Erschieß sie!

Die Tür ging langsam auf.

Adrian spähte um die Ecke. Das Seltsame war, dass er nicht wusste, was ihn erwarten würde. Er sagte sich immer wieder, dass er sie auf der Straße gesehen hatte und dann wieder auf Fotos bei ihr zu Hause. Er hatte sie bei Mark Wolfe auf dem Computer beobachtet. Er hatte den Raum und das Bett und die Ketten und ihre Maske gesehen, sollte folglich in der Lage sein, sich vorzustellen, womit er hinter dieser Tür zu rechnen hatte, doch all diese Dinge verschwanden ins Bodenlose, und es kam ihm so vor, als beträte er Neuland. Er rief sich lediglich ins Gedächtnis, seine Waffe schussbereit zu halten.

Das Erste, was er sah, war die auf ihn gerichtete Revolvermündung. Sein unmittelbarer Instinkt war zurückzuspringen, und seine Muskeln spannten sich wie die eines Mungos beim Anblick einer aufgereckten Kobra – doch dann hörte er, wie aus irgendeiner tiefen Schlucht in seinem Innern sein Sohn in ruhigem Ton zu ihm sagte: Das ist sie. »Tommy«, flüsterte er und sofort hinterher: »Jennifer?« Die Frage hing in der abgestandenen Kellerluft.

Sie blieb sitzen. Nackt, einen Arm um das Stofftier gelegt, den anderen zitternd auf Adrian gerichtet, der zögerlich vortrat. Aus seinem verdrehten und wahrscheinlich gebrochenen Fuß schoss ihm ein glühender Schmerz durch den Körper, doch seinem Versprechen getreu achtete er nicht darauf.

Jennifer wusste, dass sie etwas sagen musste, doch ihr fielen nicht die richtigen Worte ein. Sie wusste, dass sich etwas geändert hatte, doch sie begriff nicht, was. Etwas war vollkommen neu und passte nicht im Geringsten zu allem, was ihr angetan worden war, und sie versuchte mit aller Macht herauszubekommen, was es war. Es wirkte unwirklich wie ein Traum, so wie die Geräusche der spielenden Kinder oder des schreienden Babys, und so sagte sie sich, dass sie ihren Augen nicht trauen durfte. Es musste eine Halluzination sein. Hier war nichts, aber auch gar nichts wahr.

Sie sah sein graues Haar. Das passte nicht. Sie sah ein altes, faltiges Gesicht. Das ist nicht der Mann. Das ist nicht die Frau. Die Tatsache, dass die Person, die langsam in den Raum eindrang, jemand anders war, versetzte sie nur umso mehr in Panik. Sie kämpfte gegen tausend verschiedene Empfindungen an, die alle mehr oder weniger auf Angst hinausliefen.

»Jennifer«, sagte der Mann vor ihr bedächtig. Doch diesmal war es eine Feststellung und keine Frage.

Sie hatte eine trockene Kehle. Die Waffe in ihrer Hand besaß plötzlich ein Zentnergewicht. Eine Stimme in ihr schrie: Er ist einer von denen! Erschieß ihn! Töte ihn, bevor er dich töten kann! Der Lauf des Revolvers schwankte, während sie ihre inneren Kämpfe ausfocht, bedenklich hin und her. Der Gedanke, jemand könnte gekommen sein, um ihr zu helfen, schien absurd, und ihn zuzulassen, viel zu gefährlich. Da war es viel sicherer zu schießen.

Adrian sah die Waffe, sah, wie das junge Mädchen die Augen aufriss, und wusste, dass sie sich in einem Schockzustand befand. Er dachte an all die Jahre, in denen er im akademischen Elfenbeinturm das Phänomen der Angst studiert hatte. Nichts davon war so aufgeladen gewesen wie dieser Moment in der kleinen Zelle gegenüber dem nackten Mädchen mit dem verstörten Blick, von dem er vermutet hatte, dass es ihm mit verbundenen Augen gegenüberstehen würde, und das ihn jetzt mit einem großen Revolver ins Visier nahm. All seine über Jahrzehnte zusammengetragenen klinischen Erkenntnisse wurden in einem einzigen Moment zunichte. Allein die Realität vor seinen Augen zählte. In diesem Moment begriff er, dass er für sie nicht weniger beängstigend sein musste als alles andere, was ihr zugefügt worden war.

Er wusste, dass sie wie eine in die Enge getriebene Versuchsratte, die gelernt hat, zu ihrem Schutz ein Klingelzeichen auszulösen, abdrücken würde. Der gesunde Menschenverstand riet ihm, sich wegzuducken. »Nein, Dad, geh weiter.

Genau wie ich es getan habe«, flüsterte Tommy ihm zu. »Es gibt kein Zurück.«

Während ihm der Gedanke kam, dass er vielleicht eben dabei war, seinen eigenen Tod auf Film festzuhalten, ging Adrian weiter in die Zelle hinein. Seine ganze Berufserfahrung verlangte unmissverständlich von ihm, die richtigen Worte zu finden, um ihnen beiden das Leben zu retten. Er fühlte sich so nackt wie das Mädchen vor ihm. »Hallo, Jennifer«, sagte er sehr langsam und so leise, dass es kaum mehr als ein Flüstern war. »Ist das Mister Braunbär?«

Jennifers Finger spannten sich um den Abzug, und sie holte tief Luft. Dann senkte sie den Blick und betrachtete das Stofftier. Tränen traten ihr in die Augen und brannten ihr auf den Wangen.

»Ja«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Kommen Sie, um ihn nach Hause zu holen?«

In der großen modernen Wohnung mit Blick über den Gorki-Park in Moskau lagen die grazile junge Frau und ihr Lebensgefährte mit der muskelgeschwellten Brust allein auf einem übergroßen Bett. Draußen glitzerten die Lichter der Metropole in der nächtlichen Dunkelheit, doch in der Wohnung schimmerte einzig und allein ein Flachbildfernseher an der Wand. Beide waren nackt und starrten zu den wechselnden Innenansichten der selbstgebauten Zelle und des jungen Mädchens hoch, auf die sie für die gesamte Dauer von Serie Nummer 4 abonniert waren, sowie auf die unerwartete Ankunft eines alten Mannes.

Das Paar lag auf Seidenlaken, die nicht vom Sex zerwühlt waren; vielmehr hatte sich die junge Frau mehr als einmal am Bettzeug festgekrallt, während sie genauso gebannt wie der Mann das Drama auf dem Bildschirm verfolgte. Im Lauf der letzten Stunde hatten sie kaum ein Wort gesprochen, auch wenn sie beide fühlten, dass zwischen ihnen ein intensiver Austausch stattgefunden hatte. Der Mann – halb Krimineller, halb Unternehmer – hatte Fabrikat und Kaliber der Waffen, die er gesehen hatte, vor sich hin gemurmelt, den Colt Kaliber 357 Magnum, den Nummer 4 festhielt, und die Ruger Neunmillimeter, die er in den Händen des alten Mannes sah.

Dem Paar erschien diese neue Figur faszinierend, fast wie ein göttlicher Gesandter, und während sie sich das Hirn zermarterten, was sein Erscheinen zu bedeuten hatte, jagte ihr Puls. Der Mann dachte einen Moment daran, zu seiner Tastatur zu greifen und nachzufragen, wer das war, doch er konnte sich von dem, was auf dem Bildschirm vor sich ging, keine Sekunde lösen. Als gar seine Geliebte seine Hand ergriff und sich – wie Nummer 4 ihren Stoffbären – fest an die Brust drückte, war jeder Gedanke an eine interaktive Anfrage vergessen.

Noch vor wenigen Minuten hatten sie beide gedacht, Nummer 4 würde vor ihren Augen sterben. Von Anfang an hatten sie keinen Zweifel gehegt, dass ihr der Tod bestimmt war. Doch was sich jetzt abspielte, sprengte den Rahmen jedes Drehbuchs, das sie sich ausgemalt hatten. Der Mann hatte irgendwie geglaubt, Nummer 4 gehörte ihm genauso wie die unschätzbaren Gemälde, seine goldene Rolex, sein dicker Mercedes und sein Gulfstream-Privatjet. Doch jetzt überkam ihn das Gefühl, als ob sie sich seinem Zugriff entzöge, und zu seiner großen Überraschung war er darüber nicht verärgert oder enttäuscht. Er merkte, wie er sie vorandrängte, auch wenn er nicht wusste, wohin. Seiner Geliebten ging es genauso, obwohl sie sich viel schneller auf die veränderte Situation einzustellen wusste. Im Flüsterton redete sie mit dem Mädchen auf dem Bildschirm, so wie sie es tat, wenn sie mit dem Mann eng umschlungen lag, doch statt leidenschaftlicher Liebesbeteuerungen wisperte sie im russischen Dialekt ihrer Kindheit: »Lauf, Nummer 4! Lauf weg! Bitte ...«

Alles, was da vor sich ging, war Michael vollkommen unverständlich. Sonst stand alles im Drehbuch, das hier nicht. Alles war geplant, das hier nicht. Er wusste immer mehr oder weniger genau, was nach jedem neuen Handlungselement passieren würde, jetzt allerdings nicht. Er starrte auf den Monitor, als sei er auf dem falschen Sender, als verfolgte er eine Handlung, die sich irgendwo auf dem Globus zutrug und nicht ein paar Meter entfernt in einem Raum unter seinen Füßen.

Linda reagierte kaum schneller. Ihr erster Instinkt sagte ihr, dass ihre Albtraum-Phantasie – der imaginäre Detektiv, eine Mischung aus Sherlock Holmes, Miss Marple und Jack Bauer – nun tatsächlich auf der Bildfläche erschienen war. Doch im selben Moment verwarf sie den Gedanken, da sie der Einstellung von Kamera B entnehmen konnte, dass es sich bei dem Eindringling in der Zelle von Nummer 4 um keinen Polizisten und allem Anschein nach auch sonst um keinen Profi handelte, obwohl er eine Waffe bei sich hatte.

Linda war mit wenigen Sätzen an einem Fenster und verschaffte sich blitzschnell einen Überblick über die Welt außerhalb der Bauernhauswände. Draußen war keine Flotte von Streifenwagen vorgefahren, es heulten keine Sirenen, und kein Lautsprecher forderte sie auf, sich zu ergeben. Über dem Haus kreiste kein Helikopter.

Sie wirbelte erneut zu den Monitoren herum. »Michael«, sagte sie, »wer auch immer das zum Teufel ist, der Kerl ist allein!« Während sie sprach, hastete sie zu dem Tisch mit den Waffen.

Michael sprang ihr zur Seite. Er ging die Sammlung blitzschnell durch und drückte Linda die Kalaschnikow in die Hände. Er wusste, dass das Dreißig-Schuss-Bananenmagazin voll war, und stopfte sich ein zweites in die Hosentasche. Dann schwenkte er die Trommel eines Revolvers aus, um sich davon zu überzeugen, dass auch der voll geladen war, und klemmte ihn sich unter den Gürtel seiner Jeans. Als Nächstes griff er zu dem Gewehr Kaliber 12 und schob hastig Patronen in den Verschluss. Doch nachdem er voll war und er die Waffe mit einer einzigen Rauf-runter-Bewegung gespannt hatte, nahm er nicht etwa eine der beiden halbautomatischen Pistolen vom Tisch, sondern seine kleine Sony-HD-Kamera.

»Wir müssen das alles auf Video bekommen«, sagte er, nahm hastig einen der Laptops und stöpselte ein Kabel aus einer Kamera in eine der Computerbuchsen ein. Er wusste, dass er mit Gewehr, Kamera und Computer alle Hände voll zu tun

haben würde, doch es war unverzichtbar, Bilder hinauszuschicken. Für Michael waren Filme und Töten untrennbar miteinander verschmolzen und beides gleich wichtig.

Linda verstand sofort. Wenn sie das Ende von Serie Nummer 4 nicht produzierten, würde es zu Serie Nummer 5 nie kommen. Ihre Kundschaft verlangte nach einem unwiderruflichen Ende, das sie mit eigenen Augen sahen – und sei es auch nur in technisch nicht ganz ausgereifter Form. Sie verlangten ein Ende, auch wenn es ein wenig anders ausfiel als von Michael und Linda geplant.

Beide waren angesichts der überraschenden Wendung höchst alarmiert, andererseits zu gesteigerter Kreativität animiert. Als Linda ihre Automatik entsicherte, dämmerte ihr, dass sie dabei waren, wahre Kunst zu schaffen. Sie erwartete eine ultimative Performance, die niemand, der sie sah, jemals vergessen würde. Mit tödlichen Waffen und künstlerischem Schwung gerüstet, rannten Michael und Linda donnernd über die abgetretenen alten Dielen zur Kellertreppe.

Der Geisterchor erfüllte Adrians Kopf mit besonnenen Befehlen, alle eindringlich, alle im Flüsterton. »Sei sanft. Sei behutsam. Gewinne ihr Vertrauen ...« Adrian konnte nicht unterscheiden, ob es Cassie oder Brian oder gar Tommy war. Vielleicht waren es alle zusammen.

»Ja«, sagte er langsam. »Ich glaube, Mister Braunbär gehört jetzt nach Hause. Ich glaube, Jennifer sollte auch mitkommen. Ich bringe euch beide hin.«

Plötzlich ließ das Mädchen den Revolver sinken. Sie sah ihn fragend an. »Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht.«

Adrian lächelte. »Ich bin Professor Adrian Thomas«, sagte er. Unter den gegebenen Umständen klang es schrecklich förmlich. »Nenn mich Adrian. Auch wenn du mich nicht kennst, Jennifer, kenne ich dich. Ich wohne in deiner Nähe, nur ein paar Straßen weiter. Ich bring dich jetzt dahin.«

»Das wäre schön«, sagte sie und hielt ihm die Waffe hin. »Brauchen Sie die?«

»Lass sie einfach da liegen«, antwortete Adrian.

Jennifer kam seiner Aufforderung nach und ließ die Waffe aufs Bett fallen. Sie spürte auf einmal Wärme und fühlte sich unversehens in ihre Kindheit zurückversetzt, als spielte sie an einem warmen Tag draußen alleine in der Sonne. Sie wurde zugänglich. Zwar war sie immer noch nackt, doch sie hatte ihren Bären und einen Fremden, der nicht der Mann oder die Frau war, und so würde sie alles bereitwillig akzeptieren, was von jetzt ab mit ihr geschah.

Ihr kam der Gedanke, dass sie vielleicht schon tot war. Für eine Sekunde schoss ihr die Möglichkeit durch den Kopf, dass sie tatsächlich abgedrückt hatte und dass dieser alte Mann in Wahrheit so etwas wie eine Art Helfer und Gefährte war und sie zu ihrem Vater bringen würde, der in einer besseren Welt auf sie wartete. Ein Führer am Übergang zwischen Leben und Tod.

»Ich denke, es wird Zeit, dass wir gehen«, sagte Adrian und nahm sie behutsam an der Hand. Adrian hatte keine Ahnung, was er jetzt tun sollte. Ein Fernseh-Cop würde laut sprechen, die Dinge in die Hand nehmen, seine Waffe schwingen und sich mit bewährtem Hollywood-Bravado als Herr der Lage erweisen. Doch der Psychologe in ihm sagte ihm, dass er, bei aller gebotenen Eile, behutsam vorgehen musste. Jennifer war äußerst verletzlich. Sie aus der Zelle und aus dem Bauernhaus zu bringen war wie der Transport eines zerbrechlichen, doch äußerst kostbaren Guts.

Adrian geleitete sie durch die Tür in den dunklen, feuchten Keller. Er hatte keinen echten Plan, da er sich so darauf fixiert hatte, das Mädchen zu finden, dass die Frage, was er danach machen sollte, ihm kaum in den Sinn gekommen war. Er hoffte, dass ihm seine Geister sagen würden, welche Schritte folgen sollten.

Vielleicht taten sie das ja längst, dachte er, während er den Teenager halb führte, halb trug.

Sie lehnte sich wie eine Verwundete an ihn. Er humpelte wegen seiner Verletzung. Er merkte, wie in seinem Schuh Knochen aneinanderrieben, und wusste, was das zu bedeuten hatte. Er biss die Zähne fest zusammen.

In dem Moment, als sie aus der Zelle kamen, hörten sie das erschreckende Getrappel eiliger Schritte direkt über ihnen. Jennifer erstarrte und krümmte sich, als hätte ihr jemand in den Magen geboxt.

Aus ihrer Brust entwich ein Laut – kein Schrei, sondern ein gurgelnder, kehliger, urtümlicher Laut der Panik und Verzweiflung.

Adrian fuhr mit dem Kopf herum. In der Kellerecke befand sich eine wackelige Holztreppe. Er hatte die vage Vorstellung gehabt, Jennifer aus dem Keller nach oben zu bringen und mit ihr durch die Küche aus dem Haus zu verschwinden, als wären sie auf einmal unsichtbar und als gäbe es niemanden, der etwas dagegen haben konnte, dass sie gingen. Sie waren nur wenige Schritte vom unteren Treppenabsatz entfernt.

In dem Moment, als er sich umblickte, sah er, wie plötzlich ein Lichtstrahl über die dunkle Wand huschte. Dann hörte er es knarren, und er wusste, dass oben die Tür aufging. Während er noch wie gebannt auf das Licht starrte, wurde er energisch zurückgezogen.

Es war Jennifer, die sich an seinen Arm klammerte und daran zerrte. Wer der alte Mann auch sein mochte, er musste es mit ihren Entführern aufnehmen, und es gab keinen Zweifel, dass die beiden oben an der Treppe standen. Der Überlebensinstinkt brachte sie dazu, Adrian tiefer in den Keller zu ziehen. Adrian ließ es sich gefallen, er hätte nicht

gewusst, was er sonst hatte machen sollen. Und während er zogerte und sich sagte, er müsse erst einen Plan entwerfen, flog ihm plötzlich alles um die Ohren.

Ein Kugelhagel donnerte die Treppe hinunter. Der Keller hallte von der Kanonade wider. Durchschlagskräftige 7,62-Millimeter-Patronen prallten von den Zementwänden ab und piffen unberechenbar durch die staubige Luft. Überall flogen Gesteinsbrocken und zersplittertes Gerümpel herum; der ganze enge unterirdische Raum wurde in Stücke gerissen.

Adrian und Jennifer warfen sich zur Seite und duckten sich an die von den Schüssen am weitesten entfernte Wand. Sie schrien beide, als seien sie getroffen, was nicht der Fall war. Es schien wie ein unglaubliches Wunder, doch Adrian sah, dass der Schusswinkel die Treppe hinunter die Wirkung des Trommelfeuers beeinträchtigte, auch wenn Patronen aus Militärbeständen in die Wände und die Decke krachten.

Es gab für sie keinen anderen Ausweg als das kleine Fenster, durch das Adrian eingestiegen war. Es war gefährlich, dorthin zu kommen, denn wenn derjenige, der von der Treppe her schoss, auch nur drei oder vier Stufen herunterkam, hatte er den ganzen Keller im Visier. Die einzige Deckung hätten sie in Jennifers Zelle gehabt, doch er konnte das Mädchen nicht bitten, dorthin zurückzukehren, und sie hätte sich zweifellos geweigert. Selbst wenn sie dort am sichersten gewesen wären, was durchaus fraglich war, hätte Jennifer das niemals so gesehen. Das Stofftier an sich gedrückt, kauerte sie wimmernd neben ihm.

Eine zweite Salve wurde abgefeuert und durchsiebte die Wolken aus Ziegel- und Mörtelstaub, die ihnen um den Kopf wirbelten, einen bitteren Geschmack auf der Zunge hinterließen und sie zum Husten brachten. Sie bekamen nur schwer Luft.

Ein Ausweg. Sonst keiner.

Behutsam löste Adrian Jennifers Finger, die sich in seinen Arm krallten. Sie schien in Panik und wollte nicht loslassen, doch als er mit der Waffe auf das Fenster zeigte, schien sie zu begreifen. »Wir müssen da rauf«, sagte er heiser inmitten des Lärms aus der automatischen Waffe.

Zuerst war Jennifers Blick vor Angst getrübt, doch als sie zu dem Fenster hinaufsaß, das sich vielleicht zweieinhalb bis drei Meter hoch befand, schien sie klar zu sehen. Außerdem schien sie sich zu stählen, als katapultierte sie der Kugelhagel endgültig ins Erwachsenenalter.

»Das schaff ich«, sagte sie leise und nickte. Bei dem ohrenbetäubenden Lärm hätte sie brüllen müssen, doch Adrian verstand ihre Antwort mit der Geistesgegenwart, die Gefahr beschert.

Er richtete sich auf, löste sich von der Wand, an der sie gekauert hatten, packte altes, aussortiertes Mobiliar sowie unförmige Gegenstände, die einmal zum Alltag eines Bauernhauses gehört hatten – ein zerbrochenes Waschbecken, zwei Stühle –, und zog sie verzweifelt durch den Keller, um sie an der Wand unter dem Fenster zu stapeln. Er musste genug zusammenschaffen, bis es eine Art Leiter hergab. Sein gebrochener Fuß bereitete ihm solche Qualen, dass er sich einen Moment lang fragte, ob ihn ein Schuss getroffen hatte. Dann wurde ihm bewusst, dass die Frage müßig war.

Auf dem obersten Treppenabsatz schoss Michael mit der Kamera über Lindas Schulter hinweg, während sie mit der Kalaschnikow eine Salve nach der anderen abfeuerte; auf diese Weise stellte er sicher, dass sie nicht im Bild war. Die Explosionen machten einen ohrenbetäubenden Lärm, und als sie aufhörten, beugten sie sich beide vor. Er bezweifelte, dass es ihnen gelungen war, Nummer 4 und den alten Mann zu töten. Sie zu verwunden? Schon möglich. Ihnen eine Heidenangst zu machen? Ganz gewiss. Er war sich der Waffe in der Hand des alten Mannes nur allzu bewusst. Nummer 4 hielt vielleicht die Magnum im Anschlag, die sie für ihren Selbstmord vor laufender Kamera bekommen hatte.

Er versuchte, die Situation logisch zu Ende zu denken, auch wenn ihm das Adrenalin durch die Adern pumpt und er das rechte Auge keinen Moment vom Sucher der Kamera nahm. »Die Waffe, die du Nummer 4 gegeben hast ...«, sagte er leise und hoffte, dass über das Mikrofon der Kamera nur wenige seiner Worte ins Internet gelangten. »Wie viele Kugeln?« »Nur die eine, die sie brauchte«, antwortete Linda. Sie stützte die Kalaschnikow an der Hüfte ab und legte den Finger fester an den Abzug. Sie wusste, dass sie den ganzen Keller im Visier hätte, wenn sie nur ein paar Stufen hinunterginge, doch dann hätte Michael, der hinter ihr filmte, einen sehr ungünstigen Winkel. Wie ein Filmemacher, der eine komplizierte Actionsequenz – mit einer Verfolgungsjagd im Auto, mit Explosionen und wild durcheinanderlaufenden Akteuren – abdreht, ging sie blitzschnell jeden Abschnitt im Kopf durch. »Wenn wir sie hetzen –«, fing sie an, doch er fiel ihr ins Wort.

»Hör mal«, sagte er. »Was ist das für ein Geräusch?« Obwohl es ihnen beiden vom Donnern der Salven aus nächster Nähe in den Ohren klingelte, zwangen sie sich, klar zu denken. Es war, als versuchten sie, in einem dunklen Zimmer das Klingedruckte zu lesen. Sie brauchten ein paar Sekunden, um zu begreifen, dass offenbar Gerümpel über den Zementboden geschleift und an der Wand aufgestapelt wurde. Zuerst dachte Michael an eine Barrikade und vermutete, der alte Mann und Nummer 4 wollten sich verstecken und mit ihnen dort unten einen Kampf austragen.

Er versuchte, sich den Keller zu vergegenwärtigen, um zu sehen, welche Stelle sich zwei in die Enge getriebene Ratten am ehesten als notdürftiges Schlupfloch aussuchen würden. Und während er überlegte, sah er das kleine, von Spinnweben überzogene Fenster. Dieses Fenster war der einzige Ausweg oder – wenn Linda und er als Erste da wären –

die ideale Zielscheibe, sowohl für die Kamera als auch für die Waffen.

Er berührte seine Geliebte an der Schulter und legte zum universalen Zeichen, still zu sein, den Finger an die Lippen. Er signalisierte ihr, sie solle ihm folgen, allerdings erst, nachdem sie noch eine Salve losgelassen hatte. Das tat sie, indem sie die Kalaschnikow in der engen Treppenschlucht ein paarmal nach links und rechts schwenkte und einen Kugelhagel entlud, bis das Magazin leer war. Sie zog das zweite Magazin aus Michaels Tasche, schob es gekonnt und energisch in ihre Waffe und zog den Schlagbolzen zurück, so dass sie jederzeit feuern konnte. Dann rannte sie ihm hinterher.

Terri Collins brauchte ein paar Sekunden, um sich darüber klarzuwerden, was am Bauernhaus vor sich ging. Bis zu der Stelle, an der sie und Mark Wolfe neben Adrians Auto standen, drangen die Schüsse in einer Lautstärke wie aus einem Fernsehapparat nebenan. Doch auch wenn sie nur gedämpft aus dem Haus kamen, bestand für sie kein Zweifel, dass es sich um automatische Waffen handelte.

Vor Jahren hatten sie und ihre kleinen quengeligen Kinder allzu viele Stunden in der Nähe eines militärischen Schießstands zugebracht und gewartet, bis ihr Ex-Ehemann damit fertig war, Hundert-Schuss-Magazine auf fest postierte Terroristenpuppen zu leeren, hemmungslose Ballereien, die eher die Norm als die Ausnahme waren.

Die Erinnerung durchzuckte sie wie ein Stromschlag, und sie wirbelte zu Mark Wolfe herum. »Rufen Sie Hilfe!«, brüllte sie.

Er machte sich an dem Handy zu schaffen, während Terri mit wenigen Sätzen am Heck ihres Wagens war. Sie riss die Kofferraumklappe hoch und holte die schwarze kugelsichere Weste heraus, die sie dort aufbewahrte. Sie hatte sie vor vielen Jahren, als sie noch Streife fuhr, von ihrer Nachbarin Laurie geschenkt bekommen und kein einziges Mal getragen, seit sie das Ding an jenem Weihnachtsmorgen ausgepackt hatte.

»Geben Sie denen die richtige Adresse«, rief sie ihm über die Schulter zu. »Sagen Sie ihnen, jeder wird gebraucht. Geben Sie Bescheid, dass mit automatischen Waffen geschossen wird. Und einen Krankenwagen! Wenn nötig, sagen Sie denen, es sei auf einen Polizeibeamten geschossen worden, dann kommen sie schneller.« Sie drückte die Klettverschlüsse zu und schmiegte sich die Weste an die Brust. Sie fühlte sich schrecklich klein und dürftig an. Dann lud sie ihre eigene Pistole durch.

Sie hörte eine zweite Salve. Ohne darüber nachzudenken, was sie tat, und ohne sich klarzumachen, dass sie erst einmal zu dem Haus gelangen musste, in dem die Schüsse fielen, rannte sie los. Ihre letzte Anweisung an Wolfe lautete: »Warten Sie hier. Sagen Sie denen, wo ich hingelaufen bin!« So schnell sie konnte, raste Terri, die Waffe in der Hand, zur Einfahrt und den Weg zum Bauernhaus hinauf.

Noch während sie um die Ecke verschwand, forderte Wolfe bereits Hilfe an.

Als sich die Frau in der Einsatzsteuerung der örtlichen Polizei meldete, fasste er sich kurz und präzise. »Schicken Sie Hilfe«, sagte er. »So viel Sie können. Eine Polizistin ist in eine Schießerei verwickelt.«

Als er der Beamtin die Adresse nannte, hörte er die Frau nach Luft schnappen, bevor sie sagte: »Es wird eine Weile brauchen, bis die Staatspolizei dort sein kann. Mindestens eine Viertelstunde.«

»Wir haben keine Viertelstunde Zeit«, antwortete er kurz angebunden und beendete die Verbindung. Mit so einem Notruf hat sie zum ersten Mal zu tun, dachte er. Wolfe sah auf und starrte Collins hinterher. Der Wald am Beginn der Einfahrt war zu dicht, als dass er hätte sehen können, wo sie sich gerade befand; sie schien vom Erdboden verschluckt. Er war hin- und hergerissen. Einerseits hatte sie ihn angewiesen zu warten, und der Feigling in ihm konnte bestens damit leben, sich an ein schattiges Plätzchen zurückzuziehen, während die Dinge ohne ihn ihren Lauf nahmen. Doch dieser natürliche Selbsterhaltungstrieb kämpfte mit der anderen Hälfte seiner Persönlichkeit, die sehen musste, was los war, hautnah am Ort des Geschehens sein wollte und bereit war dafür, einige Risiken auf sich zu nehmen.

Alles, was in seinem Leben zählte, hatte damit zu tun, in Reichweite zu sein. Er holte tief Luft und rannte hinter der Kommissarin her, auch wenn er sich im Takt mit seinen Schritten immer wieder warnte, sich zurückzuhalten und das Drama aus einem sicheren Versteck anzusehen. Mach schon, das musst du dir aus der Nähe anschauen, kam der andere Befehl und sorgte dafür, dass er in einen Sprint überging, zu nahe muss allerdings auch nicht sein!

Adrian stand unsicher auf dem Gerümpel und half Jennifer zu sich herauf. Das in Panik aufgetürmte Klettergerüst schwankte und drohte zusammenzubrechen. Er steckte seine Waffe in die Tasche und hoffte, dass sie nicht herausfiel, dann verschränkte er die Hände zur Räuberleiter für das nackte Mädchen. Sie hob den Fuß und stützte sich mit einer Hand an seiner Schulter ab, während sie mit der anderen ihren Bären festhielt. In einem einzigen gewaltigen Kraftakt hievte er sie zum Fenster hoch. Sie packte den Rahmen. Adrian sah, wie sie das Stofftier hinausschleuderte und sich zugleich an dem zersplitterten Holz festhielt. Einen Moment schwankte Jennifer, dann trat sie mit den Beinen aus und zappelte wie ein Fisch an Deck eines Boots, doch im nächsten Moment stemmte sie sich hoch und zwängte sich nach draußen.

Adrian atmete erleichtert auf. Er staunte ein wenig darüber, was er getan hatte, und er hatte keine Ahnung, wie er selbst es hinaufschaffen sollte. Gleich einem Vogel auf einem dünnen, schwankenden Zweig hielt er sich mühsam auf dem Stengel und schielte nach unten, um das erwartete Geräusch zu hören, wenn ein halbes Meter Höhe erreicht war.

dem Stapel und san sich nach etwas um, das er zusätzlich aurturmen konnte, um einen naiben Meter Hone zu gewinnen. Er fand nichts. Ihm wurde mulmig, und er merkte, wie ihn die Resignation beschlich. Sie kann weglaufen. Ich stecke hier fest. Ich würde gern hier rauskommen, aber ich kann nicht ...

Und genau in dem Moment, als er sich geschlagen gab, hörte er von oben: »Professor, schnell!« Jennifer, die durch das Fenster verschwunden war, lehnte sich jetzt wieder herein und streckte ihm – mit dem Körper halb draußen, halb drinnen – den dünnen Arm herunter. Er glaubte nicht, dass sie auch nur annähernd die Kraft aufbringen würde, ihm zu helfen.

»Versuch's, Audie! Um Gottes willen, versuch's!«, brüllte ihm Brian ins Ohr.

Adrian sah auf. Nur dass sich ihm diesmal nicht das Mädchen durch das Fenster entgegenreckte, sondern Cassie.

»Komm schon, Audie«, flehte sie. Er zögerte nicht. Er klammerte sich an ihrem Arm fest, griff nach der Wand und stieß sich, so fest er konnte, sowohl mit dem gebrochenen als auch dem heilen Fuß ab. Er fühlte, wie das aufgetürmte Gerümpel unter ihm nachgab und wie er für einen Moment in der Luft baumelte. Doch in der nächsten Sekunde krachte er gegen Zement und dachte, dass er fiel, bis er merkte, dass er den Fensterrahmen gepackt hatte und die blutigen Fingernägel ins Holz grub. Er trat wild mit den Beinen um sich. Er glaubte nicht, dass er die nötige Kraft für den erforderlichen Klimmzug besaß, doch dann merkte er, dass er hochgehoben wurde – teils von dem Mädchen, das ihn am Revers seiner Jacke packte, teils durch den letzten Rest an eigener Kraft und ein wenig von allen seinen Erinnerungen. Flügel, stellte er sich vor.

Plötzlich sah er die Sonne über sich. Er kroch durchs Fenster. Das letzte Stück zog ihn Jennifer heraus.

Der alte Mann und das nackte Mädchen sackten erschöpft an die Hauswand. Gierig sog sie die köstliche Luft ein und genoss das Prickeln der Sonne auf der Haut. Sie dachte für einen Moment: Nur noch einen Atemzug, dann kann ich sterben, denn das hier schmeckt wundervoll.

Adrian bemühte sich verzweifelt, seine Gedanken zu ordnen. Die Zuflucht des Waldes lag hinter der Scheune und dem offenen Gelände, über das er auf seinem Hinweg gerannt war. Falls sie es bis dorthin schafften, konnten sie sich verstecken. Als er Jennifer gerade an der Schulter packte, um ihr hektisch zu zeigen, da müssen wir hin, schlug ein Kugelhagel aus der Kalaschnikow über ihren Köpfen in die Wand und dicht neben ihren Füßen in den Boden ein. Erdklumpen flogen ihnen ins Gesicht, Holzsplitter und Dämmstoffetzen regneten ihnen auf den Kopf. Es war ein Getöse, als steckten sie in einer Kesselpauke, die wie wild gehauen wurde. Eng aneinandergeschmiegt wichen sie zurück, und Jennifer fing wieder zu schreien an, auch wenn ihre Stimme nicht laut genug war, um sich gegen das Donnern des Maschinengewehrs zu behaupten, und es sah so aus, als käme das Hämmern des Gewehrs aus ihrem offenen Mund. Linda und Michael hatten sich getrennt, sie selbst war zur Rückseite gegangen und zielte mit dem Gewehr um die Ecke des Hauses, so dass sie einen günstigen Schusswinkel auf die beiden hatte. Es war schwer, sorgfältig anzulegen, ohne sich selbst zur Zielscheibe zu machen, und so verließ sie sich auf Masse statt Treffsicherheit.

Michael war zur Vorderseite des Hauses an seinem alten Truck vorbeigegangen, der ihm ausreichend Deckung bot, um weiterzufilmen. Er hatte das Gewehr sinken lassen und hielt stattdessen die HD-Kamera am Auge, nachdem er den Laptop aufs Führerhaus des Trucks gestellt hatte. Ihn erfüllte ein einziger Gedanke: Was für eine Show.

Jennifer brüllte und hielt sich die Hände an die Ohren, während der Kugelhagel auf sie niederprasselte. Sie drückte sich an Adrian. Er hielt sich den Arm vors Gesicht, als könnte er so die Geschosse abwehren. Er kniff die Augen zu und rechnete jeden Moment damit zu sterben.

»Audie, hör zu! Es ist noch nicht zu Ende!« Er drehte sich zur Seite und sah den Vietnam-Brian, einen jungen Offizier mitten im Krieg, nur wenige Jahre älter als Jennifer, und Adrian sah, dass er ihm Zeichen machte. Brians Tarnanzug war lehmverkrustet und sein Helm in die Stirn heruntergezogen. Schweißverschmiert und verdreckt ließ er sich bäuchlings auf den Boden fallen, während er ein Magazin in sein M-16 stieß. Sein wild entschlossenes Gesicht verzog sich zu einem verhaltenen Lächeln. Brian schien nicht die geringste Angst zu haben. »Komm schon, Audie! Feuer erwidern! Verdammt, du musst das Feuer erwidern!«

Brian hatte seine Waffe auf Vollautomatik eingestellt, und er gab eine wütende Salve ab. Adrian sah in diesem Moment, wie an der Stelle, die Linda ins Visier genommen hatte, um sie beide zu treffen, die Kante des Hauses zersplitterte. Ein Fenster zerbrach, und die Holzschrapnells flogen im hohen Bogen in die Sonne. Er senkte den Blick und sah, dass er die Neunmillimeter seines Bruders aus der Tasche gezogen und es irgendwie geschafft hatte, auf ein Knie herunterzugehen. Die Geschosse, die in das Haus einschlugen, gab er selber ab. »Ausgezeichnet!«, brüllte Brian. »Pass auf, dass sie dich nicht von der Flanke aus angreifen können, Audie. Tarnfeuer aufrechterhalten!«

Linda fuhr erschrocken zurück. Ein Schuss war direkt über ihrem Kopf in das Holzständerwerk eingedrungen, und sie merkte, wie ihr ein Splitter die Wange aufriss. Um aus seiner Schusslinie zu kommen, drückte sie sich dicht an die Wand, und als sie den Kratzer berührte, sah sie Blut an den Fingerspitzen. Es machte sie wütend.

Adrian drückte immer wieder ab. Leere Patronenhülsen schwirrten um ihn herum. Er hörte, wie ihm Tommy ins Ohr brüllte: »Jetzt, Dad! Das ist ihre Chance!« Während er feuerte, rief er Jennifer zu: »Los! Los! Renn los, mach schon!« Jennifer verstand nicht wirklich, was er sagte, doch im Prinzip war klar, worum es ging: Lauf zur Scheune. Da hast du Deckung. Dann renn weiter in den Wald. Lauf weg. Versteck dich. Schlag dem Tod ein Schnippchen.

Sie rappelte sich auf und rannte ohne zu zögern los. Sie rannte, so schnell sie konnte, sie holte das letzte bisschen Kraft aus sich heraus und legte ein Tempo vor, wie sie es sich auf ihrem Bett in der Zelle ausgemalt hatte. Sie spürte, wie der Wind sie streichelte, dann stellte sie sich vor, wie ihr eine gewaltige Böe in den Rücken blies und sie auf dem Weg zur rettenden Scheune vorantrieb.

Auch Adrian stand auf. Auch er lief los, doch mit dem gebrochenen Fuß knickte er bei jedem Schritt ein, und so schleppte er sich mit dem hinkenden Gang eines Greises davon. Zugleich feuerte er und versuchte in der Hoffnung auf einen glücklichen Zufallstreffer die Hausecke unter Beschuss zu nehmen. Er hatte erst den halben Weg zurückgelegt, als ihn ein ungeheurer Schlag wie ein Blitz erfasste, in die Höhe hob und wie ein Federgewicht zu Boden warf. Er schlug mit dem Gesicht auf die feuchte Erde auf. Er schmeckte die Erde, und ihm sausten die Ohren, während ihm ein glühender Schmerz durch die Beine bis in die Taille hoch und schließlich ins Herz schoss, das in diesem Moment stillzustehen drohte. Er konnte nicht die Worte denken: Ich wurde getroffen, auch wenn genau das geschehen war.

Er sah verschwommen wie durch graue Nebelschleier, als sei mit einem Schlag der Abend hereingebrochen. Er fragte sich, ob Jennifer es bis zur Scheune geschafft und sich so weit in Sicherheit gebracht hatte. Er hoffte, dass Cassie und Brian und Tommy sie auf dem Rest ihres Weges begleiten würden, weil er es nun nicht mehr konnte. Er schloss die Augen und hörte einen unheilvollen Laut. Es war ein lautes Klicken. Er wusste nicht, dass es entstand, wenn bei einem Gewehr ein leeres Magazin ausgestoßen und ein neues eingeschoben wird, er wusste nur, dass es den Tod bedeutete.

Als Adrian sich auf den Weg über das freie Gelände machte, hatte Michael die Kamera auf der Motorhaube des Trucks platziert. Er hatte auf Automatik geschaltet, damit sie weiterfilmte. Es war wie der Dutch Cut eines Filmregisseurs, mit einer Bildeinstellung im spitzen Winkel. Ihn selbst fing sie nur von hinten ein, so dass seine Anonymität gewahrt blieb und ihre Kundschaft nichts weiter als seinen Rücken zu sehen bekam. Er feuerte einen einzigen Schuss mit seiner Flinte Kaliber 12 ab. Die Schrotkugeln trafen den alten Mann an den Oberschenkeln und im Bereich der Hüfte. Sie erwischten ihn mit der Wucht eines Linebackers oder wie das brutale Foul eines Fußballprofis mit harten Stollensohlen, für das er die Rote Karte sieht, und schleuderten ihn in die Luft, bevor sie ihn zur Strecke brachten.

Michael stieß die Patronenhülse aus, hob die Waffe an die Schulter, um diesmal sorgfältig auf die Gestalt zu zielen, die gekrümmt vor ihm lag. Bringen wir diese Show zu Ende, dachte er und überhörte die Person, die hinter ihm war, bis sie ihm in schneidendem Ton den Befehl gab: »Polizei! Keine Bewegung! Waffe fallen lassen!«

Er konnte es nicht glauben und reagierte nicht.

»Ich sagte, Waffe fallen lassen!«

Das passte definitiv nicht in sein Konzept. Seine Gedanken überschlugen sich. Wo steckt Linda? Wer ist das? Aber Nummer 4 ist so gut wie erledigt. Was geht da vor sich?

Diese Flut an Fragen hallte in irgendeinem Winkel seines Bewusstseins wider, dem er nie Beachtung schenkte und der ihm völlig fremd war. Statt der Aufforderung Folge zu leisten, wirbelte Michael herum und schwang das Gewehr in die Richtung der Stimme, die glaubte, sie könnte ihm Befehle erteilen.

Er hegte nicht die Absicht, sich damit aufzuhalten, sondern hatte nur den einen Wunsch, denjenigen auf der Stelle zu erschießen und sich dann wieder seiner bedeutend wichtigeren Aufgabe zu widmen und Serie Nummer 4 zum Abschluss zu bringen.

Es war ihm nicht mehr vergönnt.

Terri Collins hockte in Schussposition hinter dem Truck. Sie hielt die Pistole mit beiden Händen und zielte genau. Der junge Mann schien sich in Zeitlupe zu bewegen und bot ihr nunmehr statt der Breitseite des Rückens die Brust. Sie konnte nicht begreifen, wieso er das Gewehr nicht fallen ließ. Er hatte keine Chance.

Kein einziges Mal in all ihren Jahren in dem kleinen Polizeirevier hatte sie sich gezwungen gesehen, ihre Waffe aus dem Holster zu ziehen, außer zu Übungszwecken am Schießstand. Als es nun zum ersten Mal ernst wurde, versuchte sie, sich sämtliche Vorschriften ins Gedächtnis zu rufen. Sie wusste aus ihrer Ausbildung, dass man keine zweite Chance bekam. Doch die Waffe schien irgendwie mitzudenken, ohne Terris Dazutun zu zielen und die Schüsse abzugeben; sie war sich kaum bewusst, dass sie abgedrückt hatte. Mach keinen Fehler. Streck die Zielperson nieder. Die Pistole der Polizistin donnerte fünf Mal, so wie es Vorschrift war.

Stahlummantelte Geschosse drangen tief in Michaels Fleisch. Von der Wucht der aus großer Nähe abgegebenen Schüsse bäumte er sich auf und stürzte nach hinten. Er war tot, bevor er einen letzten Blick auf den Himmel erhaschte.

Wie nach einer großen Anstrengung atmete Terri Collins einmal tief aus. Benommen machte sie einen Schritt nach vorn. Auch wenn sich ihr alles im Kopf zu drehen schien, war jeder Nerv bis zum Zerreißen gespannt. Sie starrte wie gebannt auf die Gestalt vor ihr am Boden. Wo seine Brust gewesen war, bildete sich eine große Lache Blut. Der Anblick des Mannes, den sie getötet hatte, übte eine magische Wirkung auf sie aus. Wie unter Hypnose wäre sie reglos stehen geblieben, hätte sie nicht in dem Moment den Schrei gehört.

Linda beobachtete den Tod ihres Geliebten vom anderen Ende des Bauernhauses aus. Ein unerträglicher Anblick. Sie sah die Polizistin von Michael stehen. Sie sah das Blut. Es war, als würde ihr das, was ihr Leben ausmachte, aus dem

sah die Polizistin vor Michael stehen. Sie sah das Blut. Es war, als würde ihm das, was ihm Leben ausmachte, aus dem Herzen gerissen. In Panik und Verzweiflung füllten sich ihre Augen mit Tränen, und sie rannte los.

»Michael! Michael! Nein!«, rief sie und feuerte dabei die restliche Munition ihrer Kalaschnikow ab.

Durchschlagkräftige Geschosse drangen in Terri Collins ein. Sie merkte, wie ihr die eigene Waffe aus der Hand flog, als eine der Kugeln sie im Handgelenk erwischte. Eine andere traf sie, als sie schon taumelte, direkt über der Weste und schlitzte ihr wie mit einem Messer die Kehle auf.

Sie landete auf dem Rücken und starrte in den Himmel. Sie merkte, wie ihr warmes Blut aus der Brust nach oben quoll und sie zu ersticken drohte, so dass sie um jeden weiteren Atemzug rang. Sie wusste, dass sie an ihre Kinder, an ihr Zuhause und all das denken sollte, was sie nicht mehr erleben würde, doch dann durchflutete sie die Agonie wie heißes, flüssiges Blei. Ihr blieb nicht einmal die Zeit für den Gedanken Ich will nicht sterben, bevor sie zum letzten Mal röchelnd Atem holte.

Linda rannte immer noch. Sie warf das Maschinengewehr weg und zog die Pistole, die ihr Michael in den Jeansgürtel gesteckt hatte. Sie wollte weiterschießen, als könnte sie, wenn sie die Polizistin immer und immer wieder tötete, die Zeit umkehren und Michael zum Leben erwecken.

Linda warf sich über ihren Geliebten und hielt ihn in den Armen wie Michelangelos Maria den gekreuzigten Sohn. Sie strich ihm mit den Fingern übers Gesicht und versuchte, ihm das Blut von den Lippen zu wischen, als könnte ihn dieser Verzweiflungsakt ihr wiedergeben. Sie heulte vor Qual.

Und dann schlug der Schmerz in rasende Wut um. In unbändigem Hass kniff sie die Augen zusammen und rappelte sich hoch. Sie griff nach der Pistole und sah den alten Mann auf dem Boden ausgestreckt. Sie wusste nicht, wer er war und wie er hierher gefunden hatte, doch dass er an allem schuld war, stand außer Zweifel. Sie konnte auch nicht sagen, ob er tot oder lebendig war, sondern nur, dass er es nicht verdiente, am Leben zu bleiben. Fest stand auch, dass Nummer 4 noch in der Nähe sein musste. Bring sie um. Bring sie beide um. Und dann bring dich selber um, damit du für immer bei Michael sein kannst. Linda hob die Waffe und nahm die Gestalt des alten Mannes ins Visier.

Adrian konnte sehen, was die Frau tat. Hätte er sich bewegen und irgendwo in Deckung kriechen oder seine eigene Waffe ziehen und schießen können, hätte er nicht gezögert. Doch er konnte nichts dergleichen tun. Ihm blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Er konnte es akzeptieren, wenn er auf der Stelle erschossen würde, solange Jennifer die Flucht gelang. Schließlich hatte er es selbst längst zu Ende bringen wollen und wurde mitten in seinen Selbstmordplänen unterbrochen, weil er beobachtete, wie das Mädchen in seiner eigenen Straße gekidnappt wurde. Das war ein schreckliches Unrecht, und so hatte er alles getan, was seine tote Frau, sein toter Bruder und sein toter Sohn von ihm erwarteten. Es hatte alles irgendwie zu seinem Sterben dazugehört, und er hatte nichts dagegen einzuwenden. Er hatte sein Bestes getan, und vielleicht konnte Jennifer wegrennen und erwachsen werden und leben. Das war es wert. Adrian schloss die Augen. Er hörte den Knall der Pistole. Doch anders als erwartet ereilte ihn nicht nach Bruchteilen von Sekunden der Tod.

Er spürte immer noch die feuchte Erde an der Wange. Er merkte, wie sein Herz pumpte und wie ihm die Schmerzen durch den ganzen Körper wogten. Er spürte sogar seine Krankheit, als nutzte sie die Situation heimtückisch aus und drängte sich in den Vordergrund.

Mit jeder Faser seines Seins hatte er versucht, sie niederzuringen, doch jetzt hatte er ihr nichts mehr entgegenzusetzen. Er verstand nicht, wieso, merkte jedoch, wie ihm die Erinnerungen entglitten und ihn der Verstand verließ. Er wollte ein letztes Mal seine Frau, seinen Sohn und seinen Bruder hören. Er sehnte sich nach einem Gedicht, das ihn auf dem Weg in den Wahnsinn, das Vergessen und den Tod begleitete. Doch in seinem Innern hörte er nichts weiter als den tosenden Wasserfall der Demenz, der die letzten Teile von ihm, die sich noch ans Leben klammerten, mit sich riss.

Er öffnete blinzelnd die Augen. Was er vor sich sah, schien ihm mehr als alle seine toten Geister eine Halluzination zu sein. Die Frau lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Von ihrem Kopf war nur eine blutende Masse übrig geblieben.

Und hinter ihr: Mark Wolfe, der Detective Collins' Pistole in der Hand hielt.

Adrian wollte lachen, denn er hätte es vernünftig gefunden, mit einem Lächeln auf den Lippen zu sterben. Er schloss die Augen und wartete ab.

Der Sexualstraftäter betrachtete das Blutbad vor dem Bauernhaus und murmelte immer wieder: »Du lieber Gott, du lieber Gott, du lieber Gott«, auch wenn die Worte keinem Glauben oder religiösen Gefühl entsprangen, sondern dem Schock. Er hob die Pistole der Polizistin zum zweiten Mal, ohne auf irgendetwas zu zielen, und ließ sie sinken, nachdem er sicher war, dass er keine Verwendung mehr dafür hatte. Er sah den Laptop auf dem Dach des Trucks und die Kamera, die alles wahrheitsgetreu festhielt.

Nachdem das letzte Echo der Schüsse verklungen war, herrschte vollkommene Stille. »Du lieber Gott«, wiederholte er noch einmal. Er betrachtete Detective Collins und schüttelte den Kopf.

Dann ging er langsam zu Adrians Leiche hinüber – und war erstaunt, als der alte Mann blinzelnd die Augen öffnete. Er

war schwer verwundet, und es sah nicht danach aus, dass er es schaffen würde. Dennoch hockte er sich neben ihn und redete ihm gut zu: »Sie sind ein zäher alter Bursche, Professor. Halten Sie durch.«

Wolfe hörte, wie sich rasch Sirenen näherten. »Da kommt Hilfe«, sagte er. »Sie dürfen nicht aufgeben. Die sind jeden Moment da.« Ihm lag schon auf der Zunge: Sie schulden mir einiges mehr als zwanzig Riesen, doch die Bemerkung verknipte er sich. Stattdessen drängte sich ihm in diesem Moment ein Hochgefühl auf, eine Mischung aus Stolz und der Erkenntnis: Ich bin ein Held! Ich bin ein gottverdammter Held! Ich habe eine Polizistenmörderin zur Strecke gebracht. Die werden mich nie wieder grundlos schikanieren, egal, was ich mache. Ich bin frei.

Die Sirenen kamen immer näher. Wolfe wandte sich von dem verwundeten Professor ab, und bei dem Anblick, der sich ihm in diesem Moment bot, bekam selbst er den Mund nicht mehr zu. Ein splitter nacktes junges Mädchen trat hinter der baufälligen Scheune hervor. Sie machte keine Anstalten, ihre Blöße zu bedecken, sondern hielt sich ihr Stofftier ans Herz. Als Jennifer über die offene Fläche gelaufen kam, stand Wolfe auf und trat zur Seite. Sie kniete sich genau in dem Moment neben Adrian, als der erste Streifenwagen der Staatspolizei in die Einfahrt des Bauernhauses einbog. Wolfe zögerte, doch dann zog er seine eigene leichte Jacke aus. Er legte sie Jennifer um die Schulter – teils aus Takt, vor allem aber, um die Porzellanhaut der jungen Frau zu berühren. Seine Finger strichen leicht über ihren Oberarm, und er seufzte, als er die elektrisierende Wirkung spürte.

Hinter ihnen kamen mit quietschenden Reifen Streifenwagen zum Halten, und Waffen schwingende Beamte sprangen heraus, brüllten Befehle, gingen hinter geöffneten Wagentüren in Stellung. Wolfe besaß so viel gesunden Menschenverstand, die Waffe der Kommissarin wegzuworfen und zum Zeichen, dass er sich ergab, die Hände zu heben, eine übertrieben vorsichtige Geste.

Jennifer dagegen schien nichts zu hören und zu sehen außer dem röchelnden Atem des alten Mannes. Sie nahm seine Hand und drückte sie fest, als könnte sie ihm durch den Hautkontakt ein wenig von ihrer jugendlichen Kraft übertragen. Adrian blinzelte schwach und sah sie wie ein Mann, der aus einem längeren Nickerchen erwacht und nicht sicher ist, ob er noch träumt, mit seinem trüben Blick an. Er lächelte. »Hallo«, flüsterte er. »Wie heißt du?«

E p i l o g

Tag des letzten Gedichts

Professor Roger Parsons las die ganze Semester-Hausarbeit von vorne bis hinten, dann ging er sie ein zweites Mal durch und schrieb am Ende der letzten Seite mit Rotstift: »Überragend, Miss Riggins.« Er dachte ein Weilchen nach, was er als Nächstes schreiben würde, sah zu seinem gerahmten, signierten Filmplakat von Schweigen der Lämmer auf, das ihm gegenüber an der Wand seines Dienstzimmers hing. Seine Einführung in die Psychopathologie hielt er seit fast zweiundzwanzig Jahren für Studenten, die Psychologie im Hauptfach studieren wollten, und er konnte sich an keine bessere Jahresabschlussarbeit erinnern. Der Titel lautete »Selbstzerstörerisches Verhalten bei Heranwachsenden«; Ms. Riggins hatte mehrere häufig anzutreffende antisoziale Muster bei Teenagern dekonstruiert und in psychologische Raster eingeordnet, die so komplex und anspruchsvoll waren, dass er dergleichen niemals von einem Studenten im ersten Jahr erwartet hätte.

Ganz offensichtlich hatte die junge Frau, die im Übungsraum immer vorne saß und sich am Ende der Stunde stets als Erste mit fundierten Fragen meldete, nicht nur sämtliche Artikel gelesen, für die es Extrapunkte gab, sondern auch noch eine Menge Bücher, die über die ausgehändigte Lektüreliste weit hinausgingen. Und so schrieb er: »Bitte kommen Sie bei nächster Gelegenheit in meine Sprechstunde, damit wir über ein Studienprogramm für Hochbegabte sprechen können. Vielleicht hätten Sie zusätzlich Interesse an einem Klinikpraktikum in den Sommersemesterferien. Gewöhnlich geht das an Examenskandidaten, aber wir könnten in Ihrem Fall eine Ausnahme machen.«

Es folgte die Note 1,0. Eine so gute Note hatte er nach seiner Erinnerung erst wenige Male vergeben und, soweit er sich entsann, noch nie im Rahmen einer Einführungsveranstaltung. Ms. Riggins' Arbeit konnte sich eindeutig mit den Hausarbeiten messen, die er von älteren Semestern in seinen Hauptseminaren zur Psychopathologie erwartete. Professor Parsons legte die Arbeit zuoberst auf den Stapel, den er nach der nächsten Vorlesung zurückgeben wollte – der letzten vor den Sommerferien. Nur widerstrebend nahm er den nächsten Essay zur Hand und begann mit der Korrektur. Es dauerte nicht lang, und er verzog gequält das Gesicht und stöhnte laut, da der Aufsatz bereits im zweiten Satz des ersten Abschnitts einen Tippfehler enthielt. »Haben die denn noch nie von einem Rechtschreibprüfungsprogramm gehört?« Schwungvoll strich er den Fehler leuchtend rot an.

Jennifer eilte aus ihrem Kurs über Gesellschaftliche Tendenzen in der modernen Lyrik und lief zügig über den Campus. Jeden Donnerstag folgte sie einer festen Routine, und obwohl sie wusste, dass dieses letzte Mal einige Änderungen nötig waren, wollte sie dennoch sicherstellen, dass sie sich so weit wie möglich an das Ritual hielt.

Ihre erste Station war ein kleiner Blumenladen im Zentrum der Stadt, in dem sie einen preiswerten gemischten Blumenstrauß kaufte. Sie suchte immer die kräftigsten, lebhaftesten Farben aus, selbst mitten im Winter. Ob es bitterkalt oder glühend heiß oder wie an diesem frühen Sommertag angenehm sonnig und mild war, sollte der Strauß etwas Besonderes sein.

Sie nahm die Blumen von der netten Verkäuferin entgegen, die sie von ihren vielen Besuchen kannte, aber noch nie nachgefragt hatte, weshalb sie mit solch bemerkenswerter Regelmäßigkeit kam. Jennifer nahm einfach an, dass die Dame zufällig mitbekommen hatte, wohin sie die Sträuße brachte. Sie lief schnell wieder in die Nachmittagssonne hinaus, legte die Blumen auf den Sitz ihres Wagens und fuhr zum Polizeirevier am anderen Ende der Stadt.

Gewöhnlich gab es in der Nähe freie Parkplätze, und bei den wenigen Gelegenheiten, wenn einmal an der Straße alles zugeparkt war, hatten die Streifenpolizisten sie auf ihren Platz für Dienstfahrzeuge hinter der Station gewunken. An diesem letzten Tag hatte sie Glück und fand eine Lücke direkt vor dem Eingang des modernen Baus aus Ziegel und Glas. Sie nahm sich nicht die Zeit, Münzen in die Parkuhr einzuwerfen, sondern sprang nur, den Blumenstrauß in der Hand, aus dem Wagen.

Sie überquerte den breiten Bürgersteig Richtung Tür. Direkt daneben befand sich eine Gedenktafel aus Bronze an der Wand. Unter einem glänzenden Goldstern, der die Sonne einfing, stand in erhabenen Lettern:

Zum Gedenken an Detective Terri Collins.

In Ausübung ihrer Pflicht gestorben.

Tapferkeit. Einsatz. Opferbereitschaft.

Jennifer legte die Blumen unter die Plakette und verweilte einen Moment in stillem Gedenken. Manchmal erinnerte sie sich daran, wie die Ermittlerin ihr bei einem ihrer Ausreißversuche gegenübergesessen und versucht hatte, ihr klarzumachen, wieso Flucht keine gute Idee war, was Jennifer ihr aber nicht abgenommen hatte. Sie erklärte ihr damals, dass es andere Auswege gebe, sie müsse nur gründlich danach suchen. In den drei Jahren, seit die Polizistin bei ihrer

Rettung starb, hatte sie herausgefunden, wie recht sie damals hatte. Manches Mal hatte sie der Plakette zugeflüstert: »Ich mache genau, was Sie gesagt haben, Detective. Ich hätte auf Sie hören sollen. Es stimmte, von Anfang an.« Mehr als ein Polizist hatte ihre Zwiesprache mitbekommen, doch niemand hatte sie je gestört. Im Unterschied zu der Floristin, die sie donnerstags erwartete, wussten sie alle, wieso Jennifer kam.

»Es ist Donnerstag, muss wohl Gedichttag sein«, sagte die Schwester in freundlich beschwingtem Ton. Sie sah von ihrem Papierkram und einem Computerbildschirm am Empfangstisch der Eingangshalle auf; das geduckte, unansehnliche Schlackensteingebäude befand sich unweit einer der Zufahrtsstraßen, die in die kleine Universitätsstadt führten. Die Türen waren für Rollstühle und fahrbare Tragbahnen ausgelegt und mit automatischen Türöffnern versehen, die auf Knopfdruck einen Pfeifton von sich gaben.

»Genau«, antwortete Jennifer und lächelte zurück.

Die Schwester nickte, schüttelte dann aber den Kopf, als weckte Jennifers Eintreffen glückliche wie traurige Assoziationen. »Wissen Sie, meine Liebe, möglicherweise versteht er nichts mehr, aber er freut sich immer sehr auf Ihre Besuche. Das sehe ich ihm einfach an. Wenn er donnerstags auf Ihren Besuch wartet, scheint er immer ein bisschen wacher zu sein.«

Jennifer schwieg. Sie wandte sich einen Moment ab und blickte nach draußen. Unter dem dichten grünen Blätterwerk, das sich mit den Böen raufte und vereinzelte Sonnenstrahlen durchblitzen ließ, war das Namensschild des Gebäudes noch nicht ganz verdeckt: Valley Pflegeheim und Rehazentrum.

Sie drehte sich wieder zur Schwester um. Sie wusste, dass alles, was die Frau sagte, die Wahrheit Lügen strafte. Er war nicht wacher. Vielmehr verschlechterte sich sein Zustand zusehends Woche für Woche. Nein, korrigierte sich Jennifer, er baut stündlich ab. »Das merke ich auch«, stimmte sie in die Lüge ein.

»Und wen haben Sie für den heutigen Besuch mitgebracht?«, fragte sie.

»W. H. Auden und James Merrill«, antwortete Jennifer. »Und Billy Collins, der ist so witzig. Und noch ein paar andere, falls uns die Zeit bleibt.«

Wahrscheinlich kannte die Schwester keinen der Dichter, doch sie tat so, als leuchtete die Auswahl vollkommen ein. »Er ist draußen auf der Terrasse«, sagte sie.

Jennifer fand den Weg allein. Sie nickte ein paar anderen Pflegern und Schwestern zu, an denen sie vorbeikam. Sie kannten sie alle als das Donnerstagsmädchen mit den Gedichten, und ihre Regelmäßigkeit war ihnen Grund genug, sie nicht zu stören.

Sie fand Adrian in einem Rollstuhl in einer schattigen Ecke. Er war an der Taille leicht vornübergebeugt, als betrachtete er aufmerksam einen Gegenstand direkt vor ihm, auch wenn Jennifer an der Neigung seines Kopfes erkannte, dass er nicht einmal die schöne Nachmittagssonne sehen konnte. Seine Hände zitterten, und seine Lippen zuckten von parkinsonähnlichen Symptomen. Sein Haar war inzwischen schlohweiß, ein wenig strähmig und zerzaust. Von der körperlichen Fitness, auf die er sich früher hatte verlassen können, war ihm nichts geblieben. Seine Arme waren knochendünn, und seine schwachen Beine zuckten nervös. Er war abgemagert und unterernährt, und da er nicht rasiert war, hatte er graue Stoppeln an den eingefallenen Wangen und dem Kinn. Seine Augen waren trüb. Sie konnte unmöglich sagen, ob er sie erkannte.

Sie fand einen Stuhl und zog ihn neben den alten Professor heran. Als Erstes sagte sie: »Ich bekomme glatte Einsen in meinem Hauptfach – nein, unserem Hauptfach, Professor. Und im nächsten Jahr wird es genauso sein. Ich bleib am Ball, egal, wie lange es dauert, und was Sie angefangen haben, das bringe ich zu Ende, versprochen.«

Sie hatte sich diese Rede tagelang im Kopf zurechtgelegt. Sie sprach zum ersten Mal darüber. Meistens hatte sie ihm einfachere Dinge erzählt, wie sie zum Beispiel die Highschool abgeschlossen und ans College gegangen war, und dann, welche Seminare sie belegte und was sie von den Lehrern hielt, die einmal seine Kollegen gewesen waren. Manchmal erwähnte sie einen neuen Freund oder auch etwas so Banales wie den neuen Job ihrer Mutter und wie sie sich davon erholt zu haben schien, dass sie mit Scott West Schluss gemacht hatte.

Doch meistens las sie ihm Gedichte vor. Sie war inzwischen recht gut in der Betonung, im Rhythmus und in den sprachlichen Nuancen; sie erkannte die subtilsten Zwischentöne in den Versen und fing sie für den alten Mann ein – auch wenn sie wusste, dass er ihre Worte nicht mehr aufnahm oder verstand. Was zählte, war, es gesagt zu haben.

Jennifer beugte sich vor und nahm seine Hand. Sie war zart wie Seidenpapier. Sie hatte recherchiert und es sich in Gesprächen mit dem Personal des Pflegeheims bestätigen lassen: Professor Thomas ging einfach unaufhaltsam dem Tod entgegen. Niemand konnte irgendetwas gegen die Qualen tun, sondern nur hoffen, dass er mit schwindender Gehirnfunktion keine allzu schlimmen Schmerzen litt.

Doch sie wusste es besser. Sie sah den Mann, der sie gerettet hatte, mit einem Lächeln an. »Ich dachte, heute vielleicht ein bisschen Lewis Carroll, Professor? Würde Ihnen das gefallen?« An seinem Mundwinkel tropfte ihm ein wenig Speichel herunter. Jennifer nahm ein Papiertuch und wischte ihn behutsam weg. Aus ihrer Sicht hatte er eine Menge Todesnähe erfahren; eigentlich hätte er längst an der schrecklichen Krankheit und den schweren Schussverletzungen sterben

müssen, aber das war er nicht; die Wunden hatten ihn nur gelahmt. Es war nicht fair.

Sie griff in ihren Rucksack und zog einen Gedichtband heraus. Sie sah sich um. Ein paar andere Patienten wurden durch den nahe gelegenen Garten gefahren, wo sie die Blumenbeete bewundern konnten, doch auf der Terrasse waren sie für sich. Jennifer glaubte nicht, dass sich ihr noch einmal ein besserer Moment bieten würde, um dem Professor vorzulesen. Sie schlug das Buch auf, doch die ersten Zeilen konnte sie auswendig zitieren: »Verdaustig wars, und glaße Wieben/Rotterten gorkicht im Gemank ...«

Die Sammlung war ein dickes Buch – eine Anthologie von mehreren Generationen englischer und amerikanischer Dichter –, und sie hatte eine kleine Spritze zwischen die Seiten gesteckt. Vor einem halben Jahr hatte Jennifer sie bei einem Besuch in der Gesundheitsstation der Uni mitgehen lassen, ein kleiner Taschenspielertrick, während sie wegen einer vorgetäuschten Bronchitis hustete.

Die Spritze enthielt eine Mischung aus Fentanyl und Kokain. Das Kokain hatte sie sich mühelos von einem der vielen Studenten beschaffen können, die sich durchs College arbeiteten. An das Fentanyl heranzukommen war schwieriger gewesen. Es war ein starkes Narkotikum, das in der Krebstherapie verwendet wurde, um die schlimmen Nebenwirkungen der Chemotherapie zu lindern. Es hatte sie ein paar Monate gekostet, sich mit einem Mädchen anzufreunden, das auf demselben Flur wohnte und dessen Mutter an Brustkrebs litt. An einem Wochenende bei dem Mädchen zu Hause in Boston war es Jennifer gelungen, ein halbes Dutzend Tabletten aus einem Medizinschränkchen zu stehlen. Das hier war mehr als eine tödliche Dosis. Sie würde binnen Sekunden zum Herzstillstand führen. Sie hatte sich wegen des Diebstahls und des Verrats an ihrer neuen Freundin schlimm gefühlt, doch das war nun mal nicht zu ändern. Sie musste ein Versprechen halten.

Während sie den Hemdsärmel des Professors zurückkrempelte, rezitierte sie weiter. »Hab acht vorm Zipferlak, mein Kind!/Sein Maul ist beiß, sein Griff ist bohr!« Jennifer sah sich noch einmal um und vergewisserte sich, dass niemand sah, was sie tat.

»Mit eins! Und zwei! Und bis aufs Bein! Die biffe Klinge ritscheropf!«

Sie hatte keine Erfahrung damit, eine Injektion zu geben, doch sie bezweifelte, dass dies einen Unterschied machte. Jedenfalls zuckte der Professor nicht zurück, als die Nadel ihm unter die Haut drang und eine Vene fand.

Von Adrians Wahrnehmungsvermögen war nicht mehr als ein stumpfes Grau geblieben. Er sah diffuses Licht, hörte ein paar Laute, bekam mit, dass in einem Teil in seinem Innern, den die Krankheit verdeckte, unverständliche Worte nachhallten. All die Garben, die gebündelt den Menschen ausgemacht hatten, der er war, schienen auseinandergefallen und zerknickt zu sein. Und doch sammelten sich mit einem Mal all die undurchsichtigen Gewässer in seinem Innern zu einer Woge, und es gelang ihm, nur ein wenig den Kopf zu heben und in der Ferne Gestalten zu sehen, die ihn zu sich winkten. Krankheit und Alter fielen von ihm ab, und Adrian rannte los. Er lachte.

»Vom Zipferlak hast uns befreit?/Komm an mein Herz, aromer Sohn!/O blumer Tag! O schlusse Fron!«

Jennifer hatte die Hand am Puls des alten Mannes und passte genau auf. Er wurde immer schwächer. Als sie sich absolut sicher war, dass sie ihn ebenso befreit hatte wie er sie, schlug sie den Gedichtband zu. Sie beugte sich zu ihm hinab, küsste ihn auf die Stirn und wiederholte: »O blumer Tag! O schlusse Fron!« Sie steckte die Spritze und den Gedichtband wieder in ihren Rucksack und rollte den Professor dann an eine helle Stelle auf der Terrasse. Dort ließ sie ihn stehen. Sie fand, er sah friedlich aus.

Auf dem Weg nach draußen sagte sie zu der diensthabenden Schwester: »Professor Thomas ist in der Sonne eingeschlafen. Ich wollte ihn nicht stören.«

Es war das Geringste, was er von ihr erwarten durfte.

Über John Katzenbach

John Katzenbach, geboren 1950, war ursprünglich Gerichtsreporter für den »Miami Herald« und die »Miami News«. In den USA sind inzwischen zehn Kriminalromane von ihm erschienen, darunter die Bestseller »Das Opfer«, »Das Rätsel«, »Die Anstalt« und »Der Patient«. Zweimal war Katzenbach für den Edgar Award nominiert. Er lebt mit seiner Familie in Amherst im Westen des US-Bundesstaates Massachusetts.

Über dieses Buch

Der pensionierte Psychologieprofessor Adrian Thomas bekommt von seinem Arzt eine niederschmetternde Diagnose: Demenz.

Damit haben sich seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Vor seinem inneren Auge erscheint die Schreckensvision seines unaufhaltsamen, unheilbaren Abgleitens in die Dunkelheit. Verstört blickt der alte Mann auf die Straße hinaus und sieht in der anbrechenden Dämmerung ein vielleicht sechzehnjähriges Mädchen vorüberreiten. Gleichzeitig rollt ein Lieferwagen heran, bremst ab und beschleunigt wieder: Das Mädchen ist verschwunden. Der alte Professor ist verwirrt. Hat er gerade eine Entführung beobachtet? Wenn es tatsächlich ein Verbrechen war, muss er handeln. Die Frage ist nur, wie. Kann er noch klar genug denken, um das Mädchen zu finden?

Impressum

Originaltitel: What Comes Next

Copyright © 2010 by John Katzenbach

Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2010 der eBook Ausgabe by Knaur eBook.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Viola Eigenberz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

ISBN 978-3-426-40410-2

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus unserem eBook Programm. Melden Sie sich einfach bei unserem [Newsletter](#) an, oder besuchen Sie uns auf unserer Homepage:

www.knaur-ebook.de

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook und Twitter Seite:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

Sie haben keinen Reader, wollen die eBooks aber auf Ihrem PC oder Notebook lesen?

Dann holen Sie sich die kostenlose [Adobe Digital Editions](#) Software.